

830.8

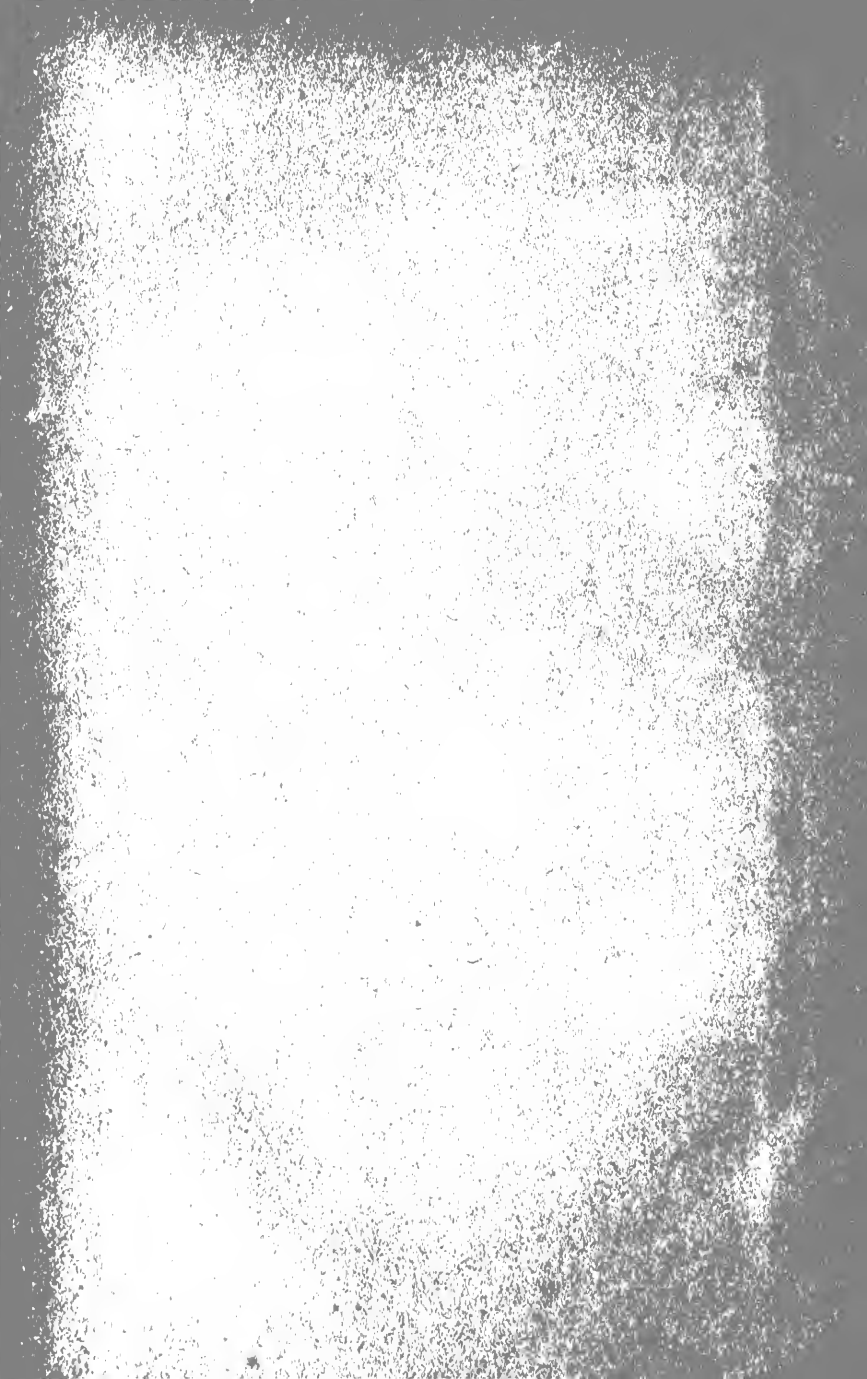
D486  
V. 64  
C. 2

# University of Florida Libraries



The Gift of  
Oscar F. Jones







Deutsche  
National-Litteratur



# Deutsche National-Litteratur

Historisch-kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. Li. Bartsch, Prof. Dr. G. Bechstein,  
Prof. Dr. O. Besaghel, Prof. Dr. Wielinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. f. Bobertag,  
Dr. G. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,  
Prof. Dr. A. Frey, T. Fulda, Prof. Dr. T. Geiger, Dr. G. Hamel, Dr. C. Heintz,  
Dr. M. Hock, Prof. Dr. P. Lambel, Dr. G. Schr. v. Tillencron, Dr. G. Milchach,  
Prof. Dr. J. Minor, Dr. f. Münchler, Dr. P. Herrlich, Dr. P. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,  
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenbergs, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.  
Li. J. Schröder, G. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. f. Vetter,  
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

64. Band

Lessings Werke VII

Berlin und Stuttgart,  
Verlag von W. Spemann

(G. E.) Lessing  
Lessings Werke

Siebenter Teil

Recensionen. Vorreden.  
Wörterbuch zu Logau. Litteraturbriefe

Herausgegeben

von

Dr. R. Boxberger



Berlin und Stuttgart,  
Verlag von W. Spemann



---

Alle Rechte vorbehalten

---

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

## Einleitung.

**A**uch dieser Band zeigt uns Lessing wesentlich in seiner kritischen Thätigkeit, zunächst als Recensenten in Nicolais „Bibliothek“, dann als Vorredner fremder Schriften, sowie als kritischen Freund oder gesüchteten Richter seiner litterarischen Zeitgenossen in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend“, die noch jetzt ihr Ansehen behaupten und gewöhnlich unter der Benennung „Litteraturbriefe“ angeführt werden.

Freilich ist es schwer einen gemeinsamen Gesichtspunkt aufzufinden, von dem aus die verschiedenen Vorreden zu fremden Schriften zu beurteilen sind, mit denen wir den vorliegenden Band eröffnen. Lessing hatte nun einmal den Schriftstellerberuf erwählt; er war durch seinen Freund Mylius in Verbindung mit einem bedeutenden Berliner Buchhändler und Zeitungsverleger, Rüdiger, gekommen, dessen Geschäft gerade damals an seinen Schwiegersohn Christian Böß überging; bei seinem zweiten Berliner Aufenthalt befreundete er sich mit dem einsichtsvollen und unternehmenden jungen Buchhändler Nicolai; es war also begreiflich, daß er sich in deren Unternehmungen hereinziehen ließ, oder auch selbst die Idee zu dergleichen Verlagsunternehmungen hergab. Besonders blühte im vorigen Jahrhundert das Übersetzen, denn wenn auch schon gegen den Nachdruck sich

einzelne Stimmen damals erhoben, so war doch erst der neuesten Zeit der Versuch vorbehalten das Eigentumsrecht des Verfassers auch an Übersetzungen in fremde Sprachen zu sichern. Davon war im vorigen Jahrhundert noch keine Rede: in einer fremden Sprache war jeder Schriftsteller selbstverständlich vogelfrei. Es fanden sich Litteraten genug, die für ein Billiges die Fronarbeit des Übersetzens übernahmen, und wenn wir auch einen Lessing unter diesen finden, so müssen wir den Umständen billig Rechnung tragen. Für ihn war die Übersetzerthätigkeit eine Periode geistigen Ausruhens. Später, seit der Bekanntschaft mit Nicolai, hat er sich übrigens von derselben abgewandt, und es ist wohl nur seinem eigenen, aus seiner Theilnahme für Diderot hervorgegangenen Triebe zuzuschreiben, daß er noch 1760 gleich nach den „Litteraturbriefen“, in welchen er mit seinen übersetzenden Zunftgenossen streng ins Gericht gieng, das „Theater des Herrn Diderot“ übersezte und in 2 Bänden bei Voß herausgab.

Man wird sich aus Lessings Leben erinnern, wie ängstlich besorgt Voltaire war, daß Lessing sein (Voltaires) neuestes Werk, das „Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten“ voreilig übersetzen möchte. Daß diese Furcht nicht ganz ungegründet war, ist neuerdings durch eine schöne Entdeckung B. N. Wagners erwiesen worden, der wir es verdanken, daß wir auch diesen Band mit einer in den bisherigen Lessing-Ausgaben noch nicht enthaltenen Lessingschen Arbeit bereichern können. B. N. Wagner jagt darüber in seinen „Lessing-Forschungen“ S. 5 f.: „Wenige Wochen vor diesem Briefwechsel (Lessings mit Voltaire) war in Moskau ein Oktavband von 366 Seiten erschienen, der 15 historische Aufsätze Voltaires in deutscher Übersetzung enthält. Der Titel lautet: ‘Des Herrn von Voltaire Kleinere Historische Schriften. Aus dem Französischen übersezt, Moskau, verlegt Johann Christian Koppe. 1752.’ Das Werk trägt zwar auf dem Titel die Jahreszahl 1752, ist aber, wie aus einer später zu erwähnenden Recension erhellt, schon vor dem 28. Oktober 1751 ausgegeben worden. Auch die Vorrede ist von 1751 datirt; sie ist von Berlin aus geschrieben und mit L. unterzeichnet. Dieser L. ist, wie ich glaube nachweisen zu können, niemand anders als Gotthold Ephraim Lessing.’“ Er teilt dann die auch von uns nachstehend wiedergegebene Vorrede mit, welche, wie er mit Recht sagt, „durchaus die damalige schriftstellerische Eigenümlichkeit Lessings an sich trägt“. Wagners durchaus treffende Beweisführung können wir hier nicht wiedergeben; wir verweisen nur noch auf Lessings Anzeige dieser seiner eigenen Übersetzung in der Vossischen Zeitung vom 28. Oktober 1751 (Bd. VI unserer Ausgabe), in welcher er seine eigene Vorrede im Auszuge wiedergiebt.

Ebenso machte er es in der Anzeige seiner Übersetzung von Marignys „Geschichte der Araber“, vom 15. Februar 1753 (Bd. VI). Auch diese Vorrede findet man in dem vorliegenden Bande. Sie bestätigt Wagners Behauptung, Lessing habe nicht gleichgültig, nur um des lieben Brotes willen, alles, was ihm angeboten wurde, übersezt, sondern nur das,

was der Richtung seiner Studien zusagte. Das war nun freilich bei einem so universalen, nach Wissen hungrigen Geiste wie Lessing gar mancherlei. Denn wenn die erwähnte Vorrede zu Marigny, aus welchem er auch in seiner „Rettung des Cardanus“ eine Stelle anführt, uns an sein Interesse für die Religion Muhammeds und damit an das Meisterwerk seines Lebens, den „Nathan“ erinnert, so deutet die Vorrede zu Lams „Erusthafter Ermunterung an alle Christen“ einerseits rückwärts auf die im Vaterhause erhaltenen religiösen Eindrücke, andererseits vorwärts auf die theologischen Streitigkeiten und damit gleichfalls auf den „Nathan“, die Vorrede zu Richardsons „Sittenlehre für die Jugend“ (in Fabeln) auf seine Beschäftigung mit den Fabeln; die Vorrede zu Hogarths „Zergliederung der Schönheit“ ist ein Liebesdienst für seinen Freund und Verleger Voss ebenso wie für seinen Freund Mylius, den Übersetzer Hogarths, ist aber auch zugleich eine Vorstudie für den „Laokoon“. Einen noch würdigeren Freundschaftsdienst erwies er aber dem bald nach seiner Übersetzung des Hogarth „allzufrüh und fern der Heimat“ in London dahingegangenen Freunde mit der Herausgabe einer Auswahl seiner Schriften, wozu man die herrliche Vorrede nicht ohne Rührung lesen wird. Aber wir müssen noch einmal auf Marigny zurückkommen, um eine Nachricht aus einem Briefe Lessings mitzutheilen, die uns über sein Studium der Ausbreitung des Islams Aufschluß giebt. Er schreibt an seinen Vater den 29. Mai 1753: „Die Historie der Araber habe ich übersetzt. Es werden drei Teile, und den vierten werde ich selbst dazu machen, welcher von der Geschichte der Morawiden in Spanien handeln soll. Ich würde mich auf den Titel genennet haben, wenn ich nicht wegen der Vorrede einiges Bedenken getragen hätte“ (wegen seines Angriffes auf den Professor Baumgarten in Halle). Dies führt uns zugleich auf Lessings spanische Studien, über die wir gleichfalls neuerdings B. N. Wagner neue Aufschlüsse verdanken (siehe Bd. V S. 1—5). Karl Lessing teilt uns mit, sein Bruder habe auch des Aldretes „Verschiedene Altertümer Spaniens, Afrikas und anderer Provinzen“ übersetzen wollen, aber es habe sich kein Verleger dazu gefunden. „Selbst Baumgarten in Halle glaubte, dies Werk sei zu gelehrt geschrieben, als daß es Leser in Deutschland finden würde.“ Daß er schon bei seinem ersten Berliner Aufenthalt mit Mylius spanisch trieb, hat uns derselbe Bruder mitgeteilt. Über die Übersetzung von des Spaniers Quarté „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften“ sagt sein Bruder (Lessings Leben I S. 146), gerade die teilweise verschrobenen und schon zu Lessings Zeit veralteten Ansichten Quartés hätten Lessing interessiert, weil sie zugleich so viel Stoff zum Nachdenken und zum Lachen gaben, „und er glaubte, es würde auch einen und den andern interessieren, der eben darum nicht erst spanisch lernen wollte. Einem solchen Buche waren nicht viele Leser zu versprechen; und doch ist die Lessingsche Übersetzung in einer neuen Ausgabe, und zwar mit des Herrn Professor Eberts Anmerkungen erschienen.“ Daß es Lessing mit dieser

Arbeit recht gründlich nahm, beweisen die lateinischen Materialien aus seinem Nachlaß, die wir der Vorrede angehängt haben, und die darauf hindeuten, daß Lessing sich mit einem lateinischen Aufsatz über Quartes Werk die Wittenberger Magisterwürde erwarb. Man vergleiche zu diesen spanischen Studien seine dramatischen Fragmente XX, XXIX und XXX in Bd. III, 2 und das 59.—69. Stück der „Hamburger Dramaturgie“. Zu jenen dramatischen Fragmenten gehören auch die Bruchstücke von Übersetzungen von „Tancred und Sigismunda“ (Nr. XIII) und „Agamemnon“ (XIV), beides Stücke von Thomson; hier findet man die Vorrede zu einer andern Übersetzung sämtlicher Thomsonschen Trauerspiele. Aber nicht minder wie „fern im Süd das schöne Spanien“ Lessings Wißbegierde reizte, zog ihn auch das Große, was sich in Vaterlande damals begab, gewaltig an, wovon seine Vorrede zu Gleims „Preussischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“ Zeugnis giebt. Sie leitet uns auch am besten hinüber zu den wenigen Recensionen, die er während seines zweiten Leipziger Aufenthaltes in Nicolais daselbst erscheinende „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ lieferte. Denn auch hier zeigte er eines jener Kriegslieder an, ferner eine neue Sammlung Gleimscher Gedichte, endlich beseitigte er einen Nebenbuhler Gleims, Namens Liebertühn, der eine sehr mittelmäßige Übersetzung von Theokrits Idyllen herausgegeben hatte. Lessing schreibt über ihn an Gleim, den 2. (20?) Oktober 1767: „Liebertühns Brief wegen der Schlachtgesänge unsers Grenadiers ist kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. — Die komponirten Schlachtgesänge des Offiziers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das ist Liebertühn jetzt, und zwar durch Vorforge unsers lieben Herrn von Kleist, der gütig genug glaubt, daß auch sogar die schlechten Poeten noch zu etwas nütze sind), diese elenden Schlachtgesänge sage ich, sind hier nicht zu haben.“

Durch Gleims Kriegslieder aus dem siebenjährigen Kriege war Lessing auf die altdenkschen Heldenlieder aufmerksam geworden, die er fortan nicht mehr aus den Augen verlor. Zunächst jedoch führte ihn eine gemeinsame Arbeit mit Hamler auf einen Dichter des dreißigjährigen Krieges, auf den Epigrammatiker Friedrich von Logau. Wir kennen Lessings Vorliebe für die epigrammatische Dichtung schon von Wittenberg her (I S. XI). Jetzt verbanden sich die beiden Freunde zur Herausgabe eines äußerst fruchtbaren Verfassers solcher Dichtungen, und das durch sie geweckte Interesse für denselben dauert noch in der Gegenwart fort, ja es ist Ursache, daß wir in unserer Ausgabe darauf verzichtet haben, die, nicht einmal von Lessing selbst, sondern von Hamler gemachte Auswahl wieder abzudrucken. Wir geben nur die, im wesentlichen von Lessing herrührende Vorrede, sowie das, gleichfalls Lessingsche Wörterbuch zu Logau. Wer den Dichter selbst kennen lernen will, hat dazu jetzt Gelegenheit in dem von Osterley herausgegebenen Band der Nat. Litt.: „Stemming, Logau und Olearius“, sowie in der Simrockschen Auswahl: „L's Singsgedichte



ausgewählt und erneut“, Stuttgart 1874, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 706, Citners Ausgabe in Band 3 von Brockhaus' Bibliothek der deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts. Wer ihn studieren will, muß sich an die Ausgabe in den Publikationen des Stuttgarter Vereins, Bd. 113 (1873) halten. Nach Lessings Tod gab Ramler den Logau noch einmal, wieder nach seiner Weise, mit Ramlerschen Verbesserungen heraus (1791). Er sagt darin, Bd. I S. IX f. der Vorrede: „Wir teilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise. Er überließ mir ganz allein die Wahl und die Ausseilung der Stücke; er selbst setzte das eben angeführte Leben des Dichters auf und fügte ein Wörterbuch über diesen alten schlesischen Dichter hinzu, welches unter seinen eigenen Schriften einen Platz verdient, welches ich aber hier ausgelassen. — — Weil wir damals eilten diesen alten Dichter bekannt zu machen, so hatte ich nicht Zeit mehr Stücke auszusuchen als in den zwölf Büchern der vorigen Ausgabe enthalten sind, konnte sie auch so stark nicht ausseilen, als in der gegenwärtigen Ausgabe geschehen ist. Eine solche Ausseilung war aber unserm Logau sehr nötig.“ Nur ist uns heutzutage nicht mehr mit einer solchen gedient. Logau war übrigens nicht der einzige Dichter der ersten schlesischen Schule, dem die in das Feuer der Arbeit geratenen Freunde ihre Sorgfalt angedeihen lassen wollten. Auch Tschernings (Andreas Tscherning, 1611—59, geb. zu Breslau, Professor, zu Rostock) „Deutscher Gedichte Frühling“ (Breslau-1642) sollte an die Reihe kommen. „Sie haben es erraten,“ schreibt Lessing an Gleim den 8. Juli 1758, „Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie sollen erstaunen, was wir alles geschrieben haben. — — Mit unserer Sammlung auserlesener Epigrammen werden wir nun bald hervorrücken. Wenn es sich unterdessen noch etwas verziehen möchte, so hat niemand daran schuld als ein sicherer (d. h. gewisser) Freund in Halberstadt (Gleim selbst), der uns seine Epigrammen verändert einzuschicken versprochen hat. Er hat auch versprochen seine alten deutschen Dichter nachzusehen, und was uns nützlich sein könnte, daraus mitzuteilen.“ Aus dieser ursprünglich beabsichtigten Anthologie von Epigrammen mag dann schließlich die Ausgabe des Logau geworden sein. Aber den 31. März 1759 heißt es dann: „Sobald wir mit unserm Logau fertig sind, soll es mit vereinten Kräften über den Tscherning hergehen. Und Sie werden es sich schwerlich träumen lassen, was wir auch sonst noch für ein großes Projekt haben. Wir werden Sie auch mit ansprechen.“ Danzel denkt dabei an ein deutsches Wörterbuch oder an eine Blumenlese im Ramlerschen Sinn. Zu der ersteren Vermutung würde passen, daß Lessing in der Gedanke an ein deutsches Wörterbuch schon 1751 in Wittenberg nahe gelegt worden war, als er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften zu Halle aufgenommen wurde, die damals ein deutsches Lexikon herausgaben und ihn zum Mitarbeiter haben wollten. (R. Lessing, L.'s Leben I S. 153.) Jedenfalls datiert von seiner

Beschäftigung mit Logau sein Interesse für den Wortschatz der deutschen Sprache, welches er bis zum Tode bewahrt hat, obgleich daraus kein abgerundetes Werk mehr hervorging. Nur Beiträge zu einem solchen sowie zu einem Luther-Verikon fanden sich in seinem Nachlaß und erhalten ihre Stelle im letzten Band unserer Ausgabe.

### Lessings Anteil an den Literaturbriefen.

Was die Entstehung der Literaturbriefe betrifft, so müssen wir auf die Biographie verweisen. Auch der Inhalt dieser reiften aller bisherigen kritischen Schriften Lessings ist, wie es die Form der Veröffentlichung bedingt, ein sehr mannigfaltiger: es soll Gericht gehalten werden über die Erscheinungen des Tages. Und diese waren, trotz der bewegten Zeit des siebenjährigen Krieges, der die Gemüther in Spannung erhielt, und trotz des Umschwungs, der durch ihn in die edleren Erzeugnisse der Literatur kam, bunt und mannigfaltig genug. Galt es doch, in dieser kritischen Zeitschrift gerade dem Handwerksmäßigen in der Schriftstellerei, der Übersetzungsfabrik, den schalen Übertragungen edler Dichtungen des Auslands, mit ungenügenden dichterischen und selbst sprachlichen Mitteln, der moralischen Salbaderei eines Dusch und Cramer, und einer ganzen Reihe anderer Auswüchse an dem Baume unserer Literatur, die der siebenjährige Krieg nicht hatte beseitigen können, entgegen-zu treten. Aber der Geist, aus dem sie geschrieben wurden, auch die von Mendelssohn und Nicolai, war ein einheitlicher. Die drei Freunde hatten sich lang genug in einander im mündlichen und brieflichen Verkehr eingelebt, um einer von des anderen Ansicht sicher zu sein. Der frische, muntere, so von aller kritischen Pedanterei, die nach der Schablone richtet, freie Ton, der sie noch jetzt, obgleich die besprochenen Werke längst vom Büchermarkt verschwunden sind, zu einer ebenso anziehenden als lehrreichen Lektüre macht, war allerdings besonders Lessings Verdienst, dem die andern nachzueifern sich bemühten. Ermöglicht wurde dieser aber erst durch die Art, auf welche die Literaturbriefe erschienen, und diese ist, wenn Nicolais Gedächtnis ihn nicht getäuscht hat, Nicolais Verdienst. Er schlug vor: „Wir haben so oft gesagt, man solle schreiben, was wir sagen. Wir wollen also in Briefen niederschreiben, was wir in unsern täglichen Unterredungen sagen, wollen uns keinen bestimmten Zweck vorstellen, wollen anfangen, wenn es uns gefällt, aufhören, wenn es uns gefällt, reden, wovon es uns gefällt, — gerade so, wie wir es machen, wenn wir zusammen plaudern.“ Hier zeigte sich gleich der Vorteil, daß der eine der drei Freunde, die anfangs das kritische Tribunal bildeten, Buchhändler war; ein fremder Verleger würde gewiß Schwierigkeiten erhoben haben gegen eine solche Zwanglosigkeit. Aber um so rascher und freudiger gingen nun die drei Freunde an das Werk. Der Gedante, die Briefe an einen im Felde verwundeten Offizier zu schreiben, wobei sie sich den edlen G. v. Kleist vorstellten, gab den Briefen ihre äußere Einheit;

er rührte von Lessing her, der auch die kurze Einleitung und die ersten Briefe allein lieferte. Er räumte zunächst mit schlechten Übersetzungen auf. Freilich müssen wir zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß er hier ähnlich wie später Schiller in seiner Recension von Bürgers Gedichten verfuhr: er verurtheilte stillschweigend sich selbst gegenüber den Forderungen, die er an handwerksmäßige Übersetzer stellte, wie Schiller seine eigenen früheren Produkte richtete, als ihm in Bürgers Gedichten sein eigener früherer ungeläuterter Geschmack mißfiel. Es würde nicht schwer fallen in Lessings eigenen früheren, mehr oder minder handwerksmäßigen Übersetzungen noch mehr Fehler nachzuweisen wie: ein nagender (statt: ein rändiger) Hund (chien rogneux) in der von B. A. Wagner als ein Werk Lessings erkannten Übersetzung von kleinen historischen Schriften Voltaires (Lessing-Forschungen, S. 51). Aber diese Zeit war jetzt für Lessing vorbei: er rüstete sich schon zu den Meisterwerken seines kritischen und dichterischen Genies.

Dann kamen die Verfasser salbadernder Sammelsuriums an die Reihe: so der schon als unfähiger Übersetzer des Gay gebrandmarkte Herr von Balthen mit seinem „Versuch zu vergnügen“ (5. Brief), besonders aber Tusch sowohl als Übersetzer (des Virgil, 77. Brief) wie als moralischer Salbader in seinen „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten“ (41. Brief). Die wichtigsten Streiche aber führte er gegen die einreißenden moralischen Wochenschriften, schlechte, weil pedantische, Nachahmungen englischer Muster. Hier muß ihm die durch das Ansehen des Herausgebers und mehrerer seiner Mitarbeiter (Herausgeber war der berühmte Kanzelredner J. A. Cramer, Mitarbeiter unter andern Klopstock) dem Publikum imponierende Wochenschrift „Der nordische Anseher“ für die andern herhalten. So langweilig und nichtsagend uns diese Zeitschrift jetzt erscheint, so kurzweilig und bedeutungsvoll ist Lessings sich durch mehrere Briefe (48.—51.) hinziehende Kritik. Ja sie ist wichtig auch für Lessings Ansicht von der christlichen Religion. Cramer hatte verlangt, man solle die Kinder den Erlöser zunächst nur als einen zwar außerordentlich begnadigten, aber doch nur als einen Menschen auffassen lehren und sie später von Stufe zu Stufe bis zur Erkenntnis seiner Göttlichkeit führen. Lessing weist nach, daß dies ein gewaltiger pädagogischer Fehler sein würde. — Zu den Salbadern hatte in seiner ersten, frommen Periode auch Wieland gehört. Er erhält sein Teil im 7. und 8. Brief, eine zweite Ladung im 9. bis 12. Brief, eine dritte, in welcher ihm in betreff seines Trauerspiels „Johanna Gray“ eine unerlaubte Entlehnung aus dem Englischen des Rowe nachgewiesen wird, im 63.—64. Brief. Daß auch der alte Gegner Gottsched bei passender Gelegenheit nicht mit Stillschweigen würde übergangen werden, war zu erwarten. Lessing greift eine Äußerung seiner eigenen Freunde in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ auf, um (in dem berühmten 17. Briefe) Gottscheds Verdienste um das deutsche Drama rundweg zu leugnen, seine Einführung der französischen Regelmäßigkeit geradezu für einen Rückschritt in der Ent-

wickelung unserer Litteratur zu erklären und auf den, dem deutschen Genius viel verwandteren englischen Geschmack hinzuweisen — man sieht, dieß ist die Bahn, die er hier zum erstenmal einschlägt, die er in der „Dramaturgie“ siegreich weiter verfolgt, und auf der ihm die großen Geister der Folgezeit jauchzend nachgegangen sind:

Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen  
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,  
Und auf der Spur der Griechen und der Britten  
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Robert Vorberger.

## Recensionen

aus der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“.

1757—58.

Nachtrag zu Nicolais Anzeige von Wielands  
„Empfindungen eines Christen“.

5 Eben da wir dieses schreiben, erhalten wir einige Blätter, die Herr U<sup>z</sup> selbst zu seiner Verteidigung drucken lassen. Sie führen den Titel „Schreiben des Verfassers der lyrischen Gedichte an einen Freund“. Der Verfasser wagt es in diesem poetischen  
10 Schreiben an den Herrn G\*\* einen abermaligen Traum zu erzählen, der an sich ganz simpl ist, aber sehr wichtige und wohlge-  
sagte Wahrheiten enthält. Er erkennt es, daß er durch seinen ersten Traum in ein Wespennest gestört habe, und ist nur froh, daß Wespen keine Löwen sind,

15 „Sonst würde längst sein blutiges Gebein  
In Staub zermalmt, wo nicht verschlungen sein.“

Noch aber, den bessern Muses sei Dank! Lebt er

„— und träumt' und sah die Pierinnen,  
Den Phöbus auch: ihm folgten die Göttinnen  
20 Auf einen Berg, der schatticht sich erhob:  
Kalliope sang unsers Helden Lob,  
Sie sang entzückt, ihr kriegrish Auge brannte;  
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.  
Er ging zum Gott mit wildem Angestüm,  
25 Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:  
„Wie lang verderbt mit liederlichen Scherzen  
Dein Dichtervolk die Sitten und die Herzen?  
Berruchter Schwarm von Sardanapals Art!  
Auch der trank Wein und salbte seinen Bart.  
30 O Schande! Soll von unerlaubten Dingen,  
Von Lieb' und Wein der Deutsche janzhend singen?“

1 f. Bibliothek der schönen Wissenschaften (1757) I, 2, S. 421—26. Vgl. Redlich in Hempels Ausgabe XII, 641 ff. A. Sauer in dessen Ausgabe des G. v. Klein II, 230. Aber den Gegenstand des Streites vgl. unten den 7. Litteraturbrief. — 10. G\*\*, Klein. Sämtliche poetische Werke von J. F. U<sup>z</sup>. Neutlingen 1786, II, 273 ff.

Der schänd'ge Wit, der strafbar süße Ton  
 Gefällt im Gleim und im Anacreon,  
 Ist Hagedorn in aller Schönen Händen —  
 Und alter Staub soll Epopöen schänden,  
 Die lehrreich sind? O Tugend, fleuch bethrünt  
 Von einem Volk, daß, ach! beim Noah gähnt!"

5

So klagte der Jüngling, seufzte, schimpfte, drohte; Apollo aber  
 schwieg und wäre fortgegangen, wenn nicht Crato dem höhnischen  
 Kläger geantwortet hätte:

„Welch schwacher Geist, hört' ich die Muse sagen,  
 Will vom Parnas die Grazien versagen?  
 Ist niemand weiß, als wer nur immer weint,  
 Ein finst'rer Kopf, dem Schwermut Tugend scheint?"

10

„Männer von den ungescholtensten Sitten,“ fährt sie fort, „haben  
 wie der Tejer gesungen, ohne deswegen wie der Tejer zu leben. 15  
 Die Menge erbärmlicher Lieder von Lieb' und Wein, die Deutsch-  
 land jetzt hat, sind nicht sowohl böse als schlecht, und verdienen  
 daher mehr des Kenners Spott als des Zeloten Fluch. Warum  
 sollte sich der Weise alle sünliche Lust versagen? Warum sollte  
 er nicht ein Mädchen artig finden, den edlen Wein trinken und 20  
 trinkend in fröhliche Lieder ausbrechen dürfen? Wenn er sonst  
 Gott in seinem Amte dient und unbesleckt lebt, so ist seine Wol-  
 lust mehr Tugend als des Schwärmers fromme Milzsucht. Von  
 einem leichten Scherze, von einem schalkhaften Bilde auf ein ver-  
 rucht'es Herz schließen, ist die grausamste Unbilligkeit, besonders 25  
 wenn der Dichter nicht immer in lydisch weichen Tönen singt,  
 sondern ebenso oft Mäßigung und Unschuld, Geduld und Zufrieden-  
 heit als Chloen und den Wein erhebt.“ — Die Muse macht von  
 den Gebichten, in welchen man nur Scherz zu finden glaubt und  
 wider Vermuten versteckten Ernst antrifft, ein vortreffliches Bild: 30

„Der Jüngling geht in diesen Myrtensträuchen  
 Dem Dichter nach, der Freude nachzuschleichen;  
 Er sucht nur Lust und höret überall  
 Der Weisheit Ruf, nicht bloß die Nachtigall:  
 So wandelt ist, wenn in den lauen Lenz  
 Arabiens beblümte Fluren glänzen,  
 Ein junger Hirt mit seiner Schäferin  
 Und Arm in Arm durch Auen fröhlich hin.  
 Das muntre Paar scherzt, lacht und will nur küssen,  
 Wenn plötzlich sich vor seinen leichten Füßen

35

40

Zu schönsten Thal ein marmor'n Grab erhebt,  
 Der Daphne Grab, die gestern noch gelebt.  
 Der Schäfer starrt, tieffinnig steht die Schöne,  
 Ihr helles Aug' unwölket eine Thräne;  
 5 Sie seufzt gerührt: "Ist uns der Tod so nah?  
 Der Jugend selbst? Und in Arkadia?"

Die Muse rückt dem Jüngling weiter vor, daß er und die Sei-  
 nigen nur lehren wolle und nicht zu gefallen wisse.

10 „Ihr suchet Lob und lobet, die euch loben,  
 Auf andre wird die Geißel aufgehoben.  
 Man liebt euch nicht! Ihr werdet böß und sagt,  
 Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt,  
 Doch Gellert wird gelesen und verehrt,  
 15 Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehrt.  
 Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht:  
 Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.“

Hierauf sucht ihm Crato ein Vorurteil zu benehmen, das bei  
 vielen gutherzigen Gemütern zur Wahrheit geworden ist.

20 „Der Stoff allein macht keine Meisterstücke,  
 Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.  
 Wär' jeder groß, der uns die Tugend preist,  
 So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist.  
 Ein Jupiter ist prächtig anzuschauen,  
 Den Phidias in Marmor ausgehauen;  
 25 Der Donnergott, noch schrecklich auch im Stein,  
 Nimmt jedes Herz mit heil'gem Schauer ein.  
 Doch zweifle nicht, daß, außer unter Wenden,  
 Ein Liebesgott von eines Myrons Händen  
 Den Remern auch, und mehr gefallen kann  
 30 Als Jupiter und Meister Zimmermann.“

„Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten,  
 Die stolze Stirn unwölkten Grimm und Falten;  
 Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,  
 Den Musen selbst auf ewig seinen Haß.  
 35 Er ging erzürnt; ich sah ihm nach und lachte  
 So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.“

Dieses ist der Traum, und nun macht Herr Uz eine kurze  
 Anwendung auf sich. „Wenn ein Dichter,“ sagt er in einer An-  
 merkung, „an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so  
 40 kann er schweigen und der Welt das Urtheil überlassen, ob seine  
 Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer

Charakter angegriffen wird, so muß er sich verteidigen. Kann er gleichgültig bleiben, wenn ein partiischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungsmürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Nachbegierde zu machen, und sich unter der 5  
Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend. Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweift haben, sollen sie nun in dem Haße wider dieselbe ausschweifen? Eine ruhige Weisheit lehret auch hier den anständigen Mittelweg finden, den die blinde 10  
Leidenschaft allezeit verfehlt.“ — Wir wollen noch eine andere Anmerkung hersehen, in welcher Herr H. beweiset, daß der heilige Wieland selbst zuweilen schalkhaft schildert. „In den Briefen von Verstorbenen an hinterlassne Freunde, S. 21, malet die selige Lucinda ihre noch lebende Freundin Narcissa also: 15

‘Seto sitzt Narcissa, von blumigten Büschen verborgen,  
Auf der Bank von Violeu, und ohne den Zaubergürtel  
Schön wie Armida, von tausend Amoretten umgeben;  
Wollusttrunken den Arm um den weißen Nacken umschlingend  
Klebt Jocasio an ihren schwellenden Lippen; die Büsche 20  
Rauschen von küsternen Seufzern umher, die schwimmenden Augen  
Sehn nur Entzückung um sich.’ —

Ein Gemälde, welches mit einer Scene zwischen Lesbien und Selimor, im dritten Buche des ‘Siegs des Liebesgottes’, viel Ähnlichkeit hat.“ — In den letzten Zeilen leget Herr H. sein 25  
nochmaliges Bekenntnis von der Poesie derjenigen Herren ab, die er durch sein Urtheil so sehr wider sich erbittert hat.

„Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:  
Sollt’ ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?  
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur, 30  
Verläßt mit ihm der wahren Weisheit Spür.  
Wie traurig ist’s, daß Deutsche dich verlassen,  
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft lassen!  
Schminkt’ ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei;  
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu. 35  
Ich schwör’ es dir bei Hagedorns Altären!  
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären,  
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar.  
Dem Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.  
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln, 40  
Und sollte mich der größste Spott mißhandeln!



Ich schweige nun und flich' aus einem Streit,  
Wo Thorheit schmäh't, und falscher Eifer schreit."

Kann ein Mann, der den billigen Theil des Publikums völlig  
auf seiner Seite hat, einen bessern Entschluß fassen?"

Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Sions,  
aus dem Griechischen übersetzt.

Berlin bei Gottlieb August Lange. 1757. In 8vo. 10 Bogen.

Eine Übersetzung aus dem Griechischen! Eine Übersetzung eines  
griechischen Dichters! Ein poetische Übersetzung eines griechischen  
10 Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unsern Lesern schwerlich auf  
einmal ankündigen. Allein wir müssen sie leider ersuchen, ihre  
Freude noch einige Augenblicke zurückzuhalten; und wenn sie es als-  
dem noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen  
Theokrit Glück zu wünschen, so — Doch das sollte uns sehr wundern.  
15 Der Übersetzer hat eine Einleitung vorgefetzt, die aus neun  
Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drei  
griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von dem eigent-  
lichen Gegenstande der Idyllen, von der Schreibart der Idylle,  
von dem Silbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drei  
20 Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderverfen,  
die man bei den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich  
von seiner gegenwärtigen Übersetzung selbst. Unter diesen Über-  
schriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir  
haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens  
25 wert sei, und wollen also sogleich zu der Übersetzung selbst kommen,  
von der wir nur noch das in voraus erinnern müssen, daß sie  
größtenteils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber  
nur bei dem Theokrit aufhalten können.

I. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht  
30 gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

„Thyrjís.

Liebtlich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,  
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge

5 ff. Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Zweiten Bandes  
erstes Stück. Leipzig, verlegt Johann Gottfried Dief. 1757. S. 366—96. Nicolai in  
Lessings Sämtlichen Schriften, 1794, XXVI, 85: „Diese Recension ist von Lessing, und  
die einzige, die er (außer ein paar kurzen nicht bedeutenden Nachrichten) zu dieser perio-  
dischen Schrift lieferte. Ich werde sie auszugsweise hinten anhängen.“ Dies geschah ebd.  
S. 391—432. — 29 f. Gaul . . gestolpert ist, cantherius a limine, lateinisches Sprichwort.

Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!  
 Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.  
 Wird die Ziege sein Lohn, so bekommst du die saugende Ziege;  
 Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.

„Der Ziegenhirte.

5

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,  
 Das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt.  
 Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen,  
 So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt,  
 Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke.“

10

Gleich in der ersten Zeile ist aus dem Worte Murren  
 welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem „und“  
 deutlich zu ersehen, daß der Übersetzer die wahre Konstruktion  
 verfehlt hat. Theokrit sagt:

Ἀδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἃ πίτυς αἰπόλε, τίμα,  
 Ἄ· ποτὶ ταῖς παραῖσι μελίσδεσαι.

15

D. i. Süß ist das Flüstern, das von der Fichte hier an den Quellen  
 lieblich ertönt. Diese Übersetzung rechtfertiget der alte Scholiast,  
 der die Stelle so umschreibt: ἡδὺ μὲν τὸ τῆς πίτυος ψιθύρισμα  
 ἐκείνης τῆς παρὰ ταῖς πηγαῖς λεγούσης ἀδούσης. Der Dichter 20  
 sagt nichts von murrenden Quellen; er läßt bloß die Fichte  
 lieblich flüstern, und zwar an den Quellen und nicht zu den Quellen.  
 Der deutsche Übersetzer, den wir der Kürze halber Herr Vbf.  
 nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten latei-  
 nischen Übersetzung verführen lassen, welche die letztern Worte 25  
 durch quae ad fontes suaviter canit giebt. Wenn ποτὶ (dortlich  
 ποτὶ) mit dem Dativo „zu“ bedeuten könnte, so müßte es eben diese  
 Bedeutung auch im 107. Verse dieses ersten Idylls haben.

Ὅδε καλὸν βομβεῦντι ποτὶ σμένεσσι μέλισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen. (Auch 30  
 in dieser Zeile hat Herr Vbf. die Partikel ποτὶ verfehlt und sie  
 zwar nicht durch „zu“, aber ebenso unglücklich durch „aus“ übersetzt:  
 Lieblich murren aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.)  
 Wir gehen weiter. Wenn Pan den stößigen Bock empfängt.  
 Warum stößig? Theokrit sagt bloß κεραὸν τράγον und der 35  
 Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραὸς und κερασφόρος einerlei  
 sei. Stößig heißt ζορπιλλος (Id. V. B. 147). — So bekommst

du die saugende Ziege. *Χίμαρος* heißt eine jährige Ziege und nicht eine saugende; *ἡ ἐμανσιαία αἰς*, *ἡ ἐνὸς χειμῶνος οὔσα*, sagt der Scholiast. Herr Vbf. hat den Unterschied zwischen *ἐριφος* und *χίμαρος* nicht gewußt; jenes würde man allenfalls durch eine saugende Ziege übersetzen können. Hier aber ist das „saugende“ wegen des Folgenden um so viel anstößiger; angenehm ist ihr (der saugenden Ziege) Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket. Also melket man die saugenden Ziegen, oder melket sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrits Rechnung nicht zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck „wartende Hirt“. Wie deutlich und bestimmt Herr Vbf. überall ist! Heißt der wartende Hirt der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt. Was für elende holzerichte anderthalb Zeilen für die malende Harmonie der griechischen:

— — — *ἢ τὸ καταχές*

*Τῆν' ἀπὸ τᾶς πέτρας καταλείβεται ὑπόθεν ὕδωρ.*

Im Griechischen fast lauter reine liebliche Daktyli; im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wider | *Τῆν' ἀπὸ* | *τᾶς πέ* | *τρας κατα* | *λείβεται* | *ὑπόθεν* | .\*) Und nun wird man auch die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säufeln der sanft flüsternden Fichte; und der Ziegenhirte erwidert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herabfließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man mit dem Herr Vbf. die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Mäusen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen (*τᾶν οἰῶδα* sagt Theokrit), so gebührt dir ein fettes Lamm (*ἄρα σαλιταν λαψῆ*). Wie verkehrt! Sieht denn Herr Vbf. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts als *τὰ δευτερεῖα τῶν Μουσῶν* zuerkennen will, sowie Thyrsis ihm *τὰ δευτερεῖα*

\*) Es ist freilich von einem schlechten Übersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Vbf. diese Rimrodsche Zeile nicht aufgemerkt haben (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrige von gleichem Schlage übersehen), wenn er sich nicht in dem süßsten Abschnitte seiner Einleitung das Ansehen geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon sagen könne, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

τοῦ Πανός zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht οἰδέες mehr sein als σκῆλαι ἄρες?\*) Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr als fette Lämmer? — Wählen die Mäusen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenk. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten als die Mäusen; ist das aber Theofrits Meinung?

So sehen die ersten elf Zeilen der gegenwärtigen Uebersetzung aus. Es dürfte Sklavenarbeit sein, alles Folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theofrit läßt (B. 23. 24) den Ziegenhirten sagen:

αὐ δὲ ἔ΄ ἄεισῃς

Ὅς ποτα τὸν Αἰβύαθε ποτὶ Χρόμιν ἤσας ἐλοῖσθωρ,

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chronis um die Wette sangst; ἐὰν δὲ ἤσῃς ὡς περὶ ἤσας ποτὶ ἐλοῖσθωρ ποτὶ τὸν Χρόμιν τὸν Αἰβύαθεν, τούτεστι τὸν ἀπὸ τῆς Αἰβύης, erklärt es der Scholiast. Herr Vbf. aber übersetzt:

„Und singst du mir Lieder,

Wie du einst im Wettstreit den Chronis lybisch besungen.“

Man sagt ἐλοῖσθωρ ποτὶ τινα, mit einem streiten; aber wo hat Herr Vbf. ἄδειν ποτὶ τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Αἰβύαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69. Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Ἄλκας σοπιάν übersetzt Herr Vbf. „noch in der

\*) Was σκῆλαι ἄρες sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: οἷς ἐτι γάλακτος δεομένους, οἱ νομεῖς τῶν μητέρων χωλότες; ἰδὲ βόσκονται, καὶ ἐν ἰσθμῷ κλείουσι. Der Versand erfordert notwendig, daß man ansetzt οἷς οὐκ ἔστ' ἰσθμῷ. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bei den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten οὐκ.

23 f. Αἰβύαθε . . . machen. „Nein, mein lieber Nicolai, Αἰβύαθε ist kein Adverbium, ob es gleich hier adverbialiter gebraucht wird. Und das, wissen Sie wohl, ist ein großer Unterschied. Wie viele Genitivi brauchen wir nicht auch in Deutschen adverbialiter, die deswegen keine Adverbia sind! Die gemeinsten Degiti sagen: Der particula aliquando abundans, aliquando motum a loco significans. Diese particula also, in der letzten Bedeutung dem Dativ Αἰβύη angehängt, und das jota subscriptum mit herangegenommen, entlehnt Αἰβύηθεν, dörisch Αἰβύαθεν. Ein ähnliches Wort kommt bei dem Homer vor, ἰσθμῷ nämlich [I 276], welches die Ausleger durch ἐξ ἰσθμῷ erklären. Doch vielleicht schreiben Sie und finden auch vielleicht Αἰβύαθεν geschrieben; und alsdann haben Sie das, was ich vom iota subscripto sage, nicht immer nötig. — Haben Sie mir dieser zwei Punkte wegen Herrn Damm zu Räte, wenn Sie anders noch kein Schüler und ihm nicht schon zu Kopfe gewachsen sind.“ Nachschrift. „Oder hat Αἰβύη etwa kein jota subscriptum? Der Zweifel fällt mir jetzt erst ein. Ich wil mich dieses Punktes wegen unterrichten, sobald ich eine Grammatik haben werde. Bin ich nicht ein Grieche!“ Leipzig an Nicolai 3. März 1758.

Höhle des Atna“. Σκοπιὰ heißt ein erhabener Ort, von welchem man sich umsehen kann, und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe, oder Spitze, des Atna. Wie hat Herr Lbf. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Übersetzung oder das Lexikon, wo er bei σκοπιὰ das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105. Zeile,

Ὁ δὲ λέγεται τὰν Κύπριν ὁ βουκόλος, ἔπεε ποτ' Ἴδαν.

übersetzt Herr Lbf.

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begieb dich nach Ida!“

ὁ βουκόλος λέγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen; οὐ, sagt er, ἀντι τοῦ ὅπου. λείπει δὲ τὸ καταισχύναι. ὅπου ὁ βουκόλος Ἀγγλῆος τὴν Ἀφροδίτην καταισχύναι λέγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begieb dich nach Ida,

Gil zum Anchises!“

hätte Herr Lbf. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises!

Aus der II. Idyll, die gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergrößten anzeigen. Aus dem Vogel *Ἰουξ* macht Hr. Lbf. durch das ganze Idyll einen „bezaubernden Trank“. *Φλιττα* sind ihm bloße Säfte, und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind *φλιττα*. — In der 48. Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἰππομανὲς γένον ἐστὶ παρ' Ἀρκάδι,

und Herr Lbf. übersetzt es:

„Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormalß geboren.“

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was *Ἰππομανὲς* heißt; ob es eine Pflanze oder, nach dem Servius, virus ex equarum

36. Servius, zu Virgils Georgica III, V. 284. In einer andern Stelle dieses Gesanges erklärt es Servius als Pflanze.

inguinibus defluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand als Herr Bf. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß *φυτόν ἐστὶ* so viel also *φύεται* heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Übersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehen nach hat er für *Ἰππομανές Ἰππομένης* gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3. Idyll 3. 40 gedenkt. — In der 88. Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

*Καί μεν χρῶς μὲν ὁμοῖος ἐγίνετο πολλὰν θάψω.*

*Θάψω* ist ein gelblichtes Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst *χρυσόξυλον* nennen; *ἐστὶ ξύλον τι ὃ καλεῖται σκυθάριον, ἢ γοὺν σκυθικὸν ξύλον*, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Bf. Übersetzung liest:

„Oft gleich ein bleiches Gesicht dem totenfarbenen Thapsus,“

sollte man nicht fast vermuten, er habe Thapsus für etwas ganz anders als für ein Holz angesehen, besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146. Zeile ist unwiderprechlicher; er macht nämlich aus *ἡ Μελισσοῦς* (der Mutter der Meliro; man merke wohl, daß *Μελισσοῦς* der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melirus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker,“ sagt Herr Bf. in dem Inhalte, „haben allerhand witzige Mutmaßungen über die Person dieses Gedichts geäußert.“ — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Übersetzer etwa die Scholiasten — die er nicht gelesen hat? — In der 31. Zeile macht Herr Bf. aus der *Ἀγοριώ* einen Ackermann Namens Agräos. In der 45. Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen *Ἀμφισιβῶα* einen weisen *Ἀμφισιβῆα* macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Duzend kleinere wert ist. Den Fluß *Ἄλφειος*, der jedem bekannt sein muß, dem die Olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt *Ἄλφει* und übersetzt die 6. Zeile,

26. Scotisten oder Thomisten, die Anhänger des Duns Scotus oder des Thomas von Aquino.

ἄγων νιν ἐπ' Ἀλφειὸν ὄρξετο Μίλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14. Zeile hat Herr Lbf. aus *Λάκων ὁ Καλαθιδος* zwei verschiedne Personen gemacht. In der 117. Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen; anstatt: du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wundest dich vor-trefflich! In der 126. übersetzt er ποτ' ὄρθρον am dämmernden Abend; und doch hieß ὄρθρος die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbf. schändlich verdorben; denn in der 14. Zeile hat er das ἐξ ἁλός ἐρχομένας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mädchen geht, das der Hund anfangs nur im Wasser sieht und es anbellt. Auf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mädchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbf. sagt dafür:

„Auf ihn, sonst faßt er dem Mädchen ins Knie; er steigt aus dem Meere, Auf ihn!“

— In der 39. Zeile sollte es anstatt: nezt' ich mir dreimal die Schöbe, heißen: spuckte ich mir dreimal in den Schoß. Man kann bei dem „nezt' ich mir die Schöbe“ an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsre Leser nur mit Einem Fehler begnügen. In der 31. Zeile macht Lbf. das Erntenfest *Θαλυσία* zu einer Stadt und übersetzt εἰ δ' ὁδοῦς ἄδε Θαλυσίας, durch: dies ist der Weg, er geht nach Thalyssien.

Desgleichen aus dem VIII. Idyll, Zeile 86., übersetzt Lbf. *μιτύλαν αἶγα* durch: eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen: mit verstümmelten Hörnern; *μιτύλαν αἶγα φησιν ἄκρωον*, sagt der Scholiast. Den 70. Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σίττα νέμεσθε, νέμεσθε τὰ δ' οὐθὰτα πλῆσατε πάσαι,  
Ὡς τὸ μὲν ὄρνες ἔχωντι, τὸ δ' ἐς τάλάρως ἀποθῶμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Guter, damit ein Teil den Lämmern werde und ein Teil die Äschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,  
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Bf. aber übersezt:

„Daß die Lämmer nicht darben, so pflich' ich in Körben euch Kräuter.“

Wir haben schon vermutet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern 5  
Lesart gefolgt sei; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein paar Zeilen vor, die  
Herr Bf. unmöglich nach dem Griechischen kann übersezt haben.  
Daphnis sagt: Den brennenden Sommer aber achte ich ebenso  
wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter: 10

Τοῦ δε θερούς φρύγοντος ἐγὼ τόσον μελεδαίνω  
Ὅσον ἐρῶν τι πατρὸς μύθων καὶ μητρὸς ἀκούειν.

Wenn er nur wenigstens die Übersetzung des Heinjius zu Rate  
gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo, 15  
Quam patris praecepta sui, vel matris amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch,  
auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

„Aber den brennenden Sommer bedenk' ich so emsig als Kinder,  
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Eltern erwarten.“ 20

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler;  
ἐργατῖνα βουκαῖς heißt nicht emsiger Schnitter, und kann es auch  
wegen des Folgenden nicht heißen, wo von diesem emsigen Schnitter  
gesagt wird, daß er zurückbleibe. Es sollte dafür heißen gedungner  
Schnitter. — In der 19. Zeile verwechselt der Übersetzer den 25  
Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto  
blind vorstelle? — In der 27. Zeile sagt der Dichter:

— — Σύραν καλέοντι τὴ πάντες

Ἰσχνῶν, ἀλιόκανστον· ἐγὼ δὲ μόρος μελίχλωρον.

D. i. alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte 30  
Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt  
das sein Übersetzer?

— — „Die schlanke Syrerin nennet dich jeder,  
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!“

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Zeile 54 seufzen: 35

Ὁ μοι ὄτ' οὐκ ἔτεκέν μ' ἄ μάτηρ βράγχι' ἔχοντα,  
Ὅς κατέδυν ποτὶ τίν, καὶ τὰν χεῖρα τεῦ ἐφάλασα,  
Αἰ μὴ τὸ στόμα λῆς



D. i. D., daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Flossfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand; und der Übersetzer, der ein Dichter sein wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen und zierlicher setzen. Thut das Herr Vbf.?

— „Ach, keine schuppichte Mutter,

Weh mir, gebar mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen  
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichstest.“

10 Was soll die schuppichte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehöret die 75. Zeile.

15 *Τὰν παρτοῖσαν ἀμελεῖ· τί τὸν φεύγοντα διώκει;*

Aber, will der Cyclope sagen, warum verliere ich meine Zeit bei der spröden Galatee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mädchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäferspruchwort aus: Melke, die vor dir steht, was verfolgest du den Fliehenden? Der Scholiast erklärt es *τὴν ἀγαπῶσαν γίλει*. Aber wo ist diese feine Auspielung, wo ist dieser Sinn in Vbf. Übersetzung?

„Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!“

XII. Iydll. Was mag wohl „o Saturnischer Vater“ heißen?

25 Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bei seinen Lebzeiten unter sich teilen? Nichts weniger als das. Der sunnreiche Herr Vbf. übersetzt Zeile 17 *πάτερ Κροῦίδα* (ὃ Ζεῦ γένοιο νῆς τοῦ Κρόνου) durch: Saturnischer Vater. — Daß die 13. und 14. Zeile falsch  
30 übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Vbf. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sei im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,

35 Hic Lacedaemoniis Espnilus dictus in oris,

Alter erat tellus quem Thessala dicat Aiten.

— Wie Herr Vbf. aber die vier letzten Zeilen dieses Iydlls ver-  
huzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das  
Lob der Megarenser aus wegen ihrer besondern Gastfreundschaft

gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab und streiten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süßesten drückt, der kehret mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschick über diese Küsse der Knaben zum Richter bestimmt! 5  
Sehnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem lydischen Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes erforschet.“ — Das ist der Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbf. davon abweicht:

„Selig lebe der Erste, der blühende Knaben geküßt hat; 10  
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vornwelt,  
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.“

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiaſten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: *Ὅτως ὁ ποιητῆς εὐχεται τῷ Γανυμήδει ἵνα ἐπιτήδειον ἔχη τὸ στόμα πρὸς τὸ διακρίνειν τὰ 15  
φιλήματα, οὕτως, ὡς ἡ Ἀυδία λίθος δοκιμάζει τὸν χρυσόν, εἴτε καλός, εἴτε καὶ μὴ etc.* Hier ist zum Übersflusse auch noch die Übersetzung des Heinsius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:  
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante 20  
Indicis in morem lapidis. quo nescius olim,  
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Jdyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbf., etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius oder Valerius Flaccus, sondern 25  
etwa in einer *Acerra philologica*, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieters oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennende und wieder zusammenstoßende Klippen ihren Lauf nehmen müssen (*medios inter juga concita cursus rumpere*, V. Fla.)? Und daß diese 30  
Klippen seit der glücklichen Durchfahrt *immotae perstant, ventisque resistent*? Ovid. Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten Sie freilich haben müssen, wenn Sie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

26. *Acerra philologica*, Philologisches Rauchsaß, Titel mehrerer Sammlungen von Erzählungen aus dem Altertum für die Jugend. Die erste Sammlung wurde von dem Rostocker Professor Peter Lauremberg (1585—1639) 1633 f. herausgegeben. Auch Goethe erbaute sich in seiner Kindheit an diesen Erzählungen. — 29 f. *medios . . . rumpere*, sich den Weg mitten durch die bewegten Gebirge zu bahnen. Valerius Flaccus I, 3. — 31 f. *immotae . . . resistent*, unbeweglich stehen und den Winden Widerstand leisten. Ovid., Met. XV, 339.

Σὺν δ' αὐτῷ κατέβαινον Ἴλιος εὐδρον ἐς Ἀργώ,  
 Ἄτις Κρανῆν οὐχ ἤψατο συνδρομάδων ναῦς,  
 Ἄλλὰ διεξέειξε (βαθὺν δ' εἰσέδρομε Φάσιν)  
 Αἰετὸς ὧς; μέγα λαῖτμα· ἄφ' οὗ τότε χοιράδες ἔσταν.

5 „Mit ihm,“ will der Dichter sagen, „stieg zugleich Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen nicht verunglückte, sondern wie auf Adlers Flügeln durch den gräulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis drang und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe des Abgrunds  
 10 zurücke ließ.“ — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponieren lassen:

— „Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,  
 Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff  
 An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber  
 15 Und begab sich wie rauschende Adler zum tiefen Phasis  
 Durch hochtürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn.“

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchen Felsen hervorstehn? ἄφ' οὗ heißt nicht aus  
 20 welchen, sondern seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. Ἰπποδιώκτας übersetzt Herr Vbf. in der 12. Zeile durch: Fuhrmann. Wenn er aber des Memilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen  
 25 auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die allerunwidersprechlichste Weise erhellt, daß Herr Vbf. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Übersetzung verdeutschet hat, und daß er auch diese lateinische Übersetzung nicht einmal verstanden. Der  
 30 Dichter sagt zu Ende dieser Idyll vortrefflich:

— — ἀπὸ κροτάφων πελόμεσθα  
 Πάντες γηραλέοι, καὶ ἐπισχερῶ ἐς γένυν ἔρπει  
 Λευκίνων ὁ χρόνος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Übersetzung heißt:  
 35 A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Übersetzer sein will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß

22. Memilius Portus, deutscher Humanist, Professor des Griechischen zu Heidelberg, 1550 bis nach 1610.

es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweideutigkeit auch bei dem griechischen Worte stattfände, so wollten wir gern nichts sagen; allein *χρόταφοι* heißen einzig und allein das Letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die Wangen 5 herunter.“ Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Vbf. dafür sagt:

„Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen  
Die begreifende Stund!“

Was ist offener, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick 10 in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8. und 9. Zeile ist schlecht übersetzt, desgleichen auch die 48. — Warum übersetzt er in der 60. Zeile *αὐλά* durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheissen habe? — Warum macht er in der 67. Zeile aus der 15 Eutychis eine Mannsperſon Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: *εἰκὸς τὴν Εὐτυχίδα Γοργοῦς εἶναι θεράπειναν.*

XVI. Idyll. *Ἰάονος ἀνδρὸς αἰοιδᾶν* übersetzt Herr Vbf. (Z. 57) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß 20 Homer darunter gemeinet wird.

XVII. Idyll. *Ἀνῆς ὑλητόμος* übersetzt Herr Vbf. Z. 9 durch Weidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennet er die 12. und 13. Zeile!

25

*Οἷσι θεοὶ τὸν ἄριστον ἐτίμησαν βασιλῆων,  
Ἐκ πατέρων.*

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige von seinen Eltern an ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen 30 Eltern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Vbf. dafür:

„Womit die Götter den herrlichsten König vor Königen bezeichnen,  
Von den Vätern zuerst!“

Erstlich heißen hier *πατέρες* nicht Väter, sondern Eltern. Denn der Dichter steigt nicht höher als bis auf den Vater und die 35 Mutter seines Helden hinaus. Zweitens kann man das „von den Vätern zuerst!“ nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Mei-

nung doch nicht. — Πέρσαισι βαρὺς θεὸς αἰολομήτης, giebt unser Verdeutschter (3. 19) durch

„Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkelttem Helme.“

Αἰολομήτης heißt klug, verschlagen. Doch Herr Lbf. scheint hier  
5 einer andern Lesart gefolgt zu sein; welches wir nicht tadeln  
würden, wenn er nur diese andre Lesart richtig übersetzt hätte.  
Er muß nämlich für αἰολομήτης αἰολομίτης gefunden haben,  
ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart  
in den Text genommen hätte. Doch auch alsdenn würde αἰολο-  
10 μίτης nicht: mit gesprenkelttem Helme, sondern: mit der bunten  
Binde bedeuten; denn daß μίτρα eine Binde, ein Gürtel heiße,  
hätte er aus der 54. Zeile des 27. Idylls seines Dichters lernen  
können. — Κρονίδας ist ihm in der 24. Zeile Saturn. Und  
Κρόνος wird ihm also wohl Jupiter sein? — Die 34. und folg-  
15 gende Zeilen übersetzt Lbf.:

„Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,  
Ihrer Eltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte,  
Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherin Cyprens,  
In den duftenden Schoß ihm deine liebkosenden Arme.

20 Und sie sagen: noch habe kein Mädchen dem Schamm gefallen,  
Wie Ptolemäus voll Zubruñst sich seinem Gemahl gewidmet.“

So wie zu Anfange dieses Idylls Lbf. den Theokrit fragen läßt:

„Was besing' ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?“

so möcht' ich bei dieser Stelle fragen:

25 „Was bemerk' ich zuerst, wo tausend Fehler mir winken?“

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand. Der Grieche  
sagt ohngefähr: „Und o wie strahlet unter den edelsten Frauen  
die edlere Berenice, der Stolz ihrer Eltern! Ihr hat den duftenden  
Schoß Dionens erhabne Tochter, Cyprens Beherrscherin, mit  
30 zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, daß nie eine  
Gattin ihrem Gemahl so liebenswürdig geschienen als dem Ptole-  
mäus die seine.“ — Findet man auch nur die geringste Spur  
von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung in den  
Lbf.'schen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter  
zur Tochter; er macht den Schoß der Berenice zum Schoße des  
35 Ptolemäus; er macht — kurz, er macht alle Fehler, die ein nach-  
lässiger Übersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte  
sie ihm alle können vermeiden helfen: ἢ Ἀφροδίτη φησὶν αὐτῆς

εἰς τὸν κόλπον ἀπεμάξατο τὰς χεῖρας, τουτέστιν ἐπαφροδίτου  
 ἐποίησεν αὐτήν, διὸ καὶ ἠγαπᾶτο ὑπὸ τοῦ ἀνδρός. — Wie  
 manches könnten wir nicht noch bei der 3., 25., 55., 63., 99.,  
 133. Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrießlichen  
 Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17. Zeile ist abermals ohne Verstand  
 übersezt:

„Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,  
 Jemand glücklich genießt, wo viele Große dir beistehn.“

Theokrit will sagen: Du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde  
 nach Sparta gekommen sein, wo du so viel edle Nebenbuhler  
 fandest und doch zum Zwecke kamst; ὅποι ὄλλοι ἀριστέες, ὡς  
 ἀνύσαιο. Das ὡς ἀνύσαιο gehört dem Verstande nach zu dem  
 vorhergehenden ἐπέπτασεν. Grotius hat es sehr wohl übersezt:

Sponse, tibi quis in hanc venientis sternuit urbem, 15  
 Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20. und folgende Zeilen geraten!

„O, was Großes wird sie dir gebären, gebiert sie ihr ähnlich!  
 Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,  
 Wie der Jünglinge schönste gesalbt bei den Bädern Eurotens, 20  
 Viermal sechszig Mädchen, erlesener weiblicher Jugend.  
 Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen.“

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammengejagt  
 hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Herr Lbf. doch einmal  
 kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens 25  
 das Lateinische des Grotius dagegenzuhalten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.  
 Namque eadem nobis aetas et more virili  
 Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:  
 Viginti novies sumus aevi flore puellae, 30  
 Nec tamen est, Helenae quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbf. mit Fleiß vorgenommen  
 hätte, von allem das Gegenteil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht  
 Zeilen lang, und Herr Lbf. hat es gar in Reime übersezt. 35

14. Hugo Grotius, der berühmte holländische Staatsmann, Völkerrechtslehrer und  
 Humanist, 1583—1645. Vgl. IV, S. 70, 3. 37.

XX. Idyll. Was soll in der 3. und 4. Zeile heißen:

— — „Ich lernte nicht küssen,

Wie die Hirten es thun, ich weiß sie artig zu nehmen.“

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbf. noch ungefähr ge-  
5 sagt hätte: Ich habe nicht gelernt, bäurisch zu küssen, wohl aber  
bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht  
den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31. und 32. Zeile  
ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Über-  
10 setzung verdeutschet hat. Warum hätte er sonst von vielen Mäd-  
chen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von  
einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Über-  
setzung hat den Pluralem, Herr Lbf. also auch. — Die 29. Zeile  
müssen wir noch mitnehmen:

Κῆν ἀλόφ' ἀλέω, κῆν δῶνασι, κῆν πλαγιάλω,

15 Wer sieht nicht, daß ἀλόφ, δῶναξ und πλαγιάλω hier drei be-  
sondre Instrumente sind? Herr Lbf. aber macht das letzte Wort  
zu einem Verbo und übersetzt:

— — „Auch wenn ich das Haberrohr blase

Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife.“

20 Die Anmerkung, die Nem. Portus bei dem Worte πλαγιάλωξ  
macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi  
dicas *plagiaulet*. Sie ist artig, sagen wir, aber nicht richtig;  
denn πλαγιάλωξ war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbf. die 36. und die 37.

25 Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden?  
Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte!  
Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf

11f. Die ... auch. „Auf Ihre Einwürfe ... zu antworten, muß ich mir erst wieder einen Theokrit borgen und mir hiernach die Zeit ablauern, wenn ich zu solchen Untersuchungen Lust habe. Jetzt will ich Ihnen nur in der Geschwindigkeit auf einige Punkte antworten. Es ist mir gar sehr wohl bekannt, daß die Attici vornehmlich das neutrum plurale mit dem Verbo im Singulari konstruieren. Allein, mein lieber Nicolai, τὰ δ' ἀστυά ist nicht der Pluralis. Wenn Sie sich hier irren, so kommt es bloß daher, daß Sie den dorischen Dialect noch nicht völlig in Ihrer Gewalt haben. Und das ist auch von dem lateinischen Übersetzer zu sagen; denn wenn ἀστυά der Pluralis wäre, sagen Sie mir, worauf sollte es gehen? auf welches Substantivum sollte es sich beziehen? Gehört nicht πάσαι γυναῖκες, wenn ich mich recht besinne, gleich vorher? Und wie können Sie ἀστυά mit γυναῖκες verbinden? Nein; ἀστυά steht dorisch für ἀστυαί; das ist leicht. Wie wollen wir aber mit τὰ zurecht kommen? und sehen Sie hier, was Corinthus De dialectis sagt: *οἱ articulo nominativi pluralis τ addunt Dorae; ut τὰ θεοὶ et τὰ μούσαι, pro οἱ et αἱ*. Allein Corinthus hätte dieß nicht allein von dem Nominativo Pluralis, sondern auch Singularis sagen sollen. Denn was ist nunmehr hier deutlicher, als daß der dorische Dichter für ἡ wie gewöhnlich ἐ und anstatt ἐ τὰ gesagt hat, sowie er für αἱ τὰ sagt!“ Lessing an Nicolai 3. März 1758.

Jos. Scaliger's Emendationes ad Theocriti etc. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 43. und 44. Zeile:

Ἄνθεά τ' εὐώδη, λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις,

Ὅσο' ἔαρος λήγοντος ἐπιβροῦει ἀν λειμῶνας,

5

übersetzt Herr Lbf.:

„Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquickende Wollust,  
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn.“

Was ist offener, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen 10 haben, daß ὄσσα auf ἄνθεα und nicht auf μέλισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amykus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρήλατος οἶα Κολοσσός, d. i. ein Fleisch wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbf.:

„Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus' gezimmert.“ 15

Wer kann sich rühmen, dieses zu verstehn? Die Hammer Kolossus! Die Hammer zimmern! Welcher Unsinn! Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amykus, daß ihm eine Löwenhaut von dem Halse über den Rücken herabgehungen, welche mit den Klauen oben zusammengebunden gewesen; δέσμα λέοντος ἀρημμένον ἐκ 20 ποδεῶνων. Herr Lbf. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amykus und übersetzt:

„Über den ganzen Rücken und Hals zu den Füßen herunter  
Ging ihm ein Löwenfell.“

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amykus angeht, 25 rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer: Amykus bläst auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt durch seinen Bruder Kastor alle Helden aus dem Magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78. und 79. Zeile; Herr Lbf. aber macht aus dem Magnesischen Schiffe eine Magne- 30 sische Schlacht und ziehet beide Zeilen in diese eine:

„Wie zur Magnesischen Schlacht die Helden Kastor hervorrief.“

— Und wie falsch ist noch die 8., die 179. und die 218. Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbf. hier einmal aus dem Knaben 35 ein Mädchen gemacht, so sollte es auch in der 6. Zeile nicht

1. Joseph Justus Scaliger, berühmter Humanist italienischer Abkunft, in Frankreich geboren, Professor zu Leyden, 1540—1609.



heißen, er lärm't, sondern sie lärm't. Aber wie elend ist dieses lärm't! — In der 16. Zeile sagt er abermals gleich das Gegen-  
 teil von dem, was Theokrit sagt:

*Λοιπθιον οὐκ ἤρεινε τὰ σύμφορα τὰς Κυθερείας.*

5 Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunsttrichter wegen des Worts *σύμφορα* erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lf. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Übersetzern gefolgt, welche anstatt *σύμφορα δάκρυα* lesen und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben.

10 Aber heißt denn nun dieses auf Deutsch:

„Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus?“ —

Auch die gleich darauf folgenden Worte: *ἀλλ' ἐλθὼν ἐκλαίει*, hätten ihm seinen Irrtum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules  
 15 und Sphikles muß dem Herrn Lf. ganz unbekannt sein. Wenn er von diesem Beispiele der Superfétation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

20 *Ἡρακλέα δεκάμηνον ἕοντα ποχ' ἂ Μιδεαῖτις  
 Ἀλκμήνα, καὶ νυκτὶ νεώτερον Ἴφικλῆα  
 Ἀμφοτέρους λούσασα etc.,*

schwerlich so übersetzt haben:

„Raum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene  
 Mit dem jungen Bruder Sphikles nächstlich im Flusse“ zc.

25 *Νυκτὶ νεώτερον* gehört hier zusammen und ist als ein Beiwort des Sphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger als den Herkules macht. Daß *νυκτὶ* hier nicht nächstlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden *ποχ'* (*ποτα*) und dem *καί*. Doch wer wird das leugnen wollen? Was alle  
 30 Welt weiß, weiß Herr Lf. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß. Z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne „im Flusse“ gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses „im Flusse“ bei dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31. Zeile gemacht hat, fließt  
 35 aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort *ὀψίγονος*, der spät oder schwer Erzeugte, dem Herkules zukomme, und übersetzt daher *περὶ παῖδα ὀψίγονον* durch: um den

jüngsten der Knaben. Mein der jüngste der Knaben würde ja Sphikles und nicht Herkules sein. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offener Beweis ist, daß Herr Vbf. aus dem Lateinischen übersetzt und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— ὁ δ' ἐξ ἐνᾶς ἀλόχῳ κατέβαινε πιθήσας.  
 Δαιδάλεον δ' ὄρωσε μετὰ ξίφος, ὄρ' οἱ ὑπερθε  
 Κλυτῆρος κεδρίῳ περὶ πασσάλῳ αἰὲν ἔωρτο.

Herr Vbf. übersetzt es:

— „Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattin,  
 Gilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte  
 Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter.“

Περὶ πασσάλῳ, von der Keule? πάσσαλος heißt ein Nagel, ein  
 Hafen, an den man etwas aufhängen kann. Wie kommt aber  
 Herr Vbf. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Über-  
 setzung a clavo suspensus erat, und er hat sich eingebildet, clavus  
 und clava sei einerlei. Vielleicht hat er auch noch obendrein ge-  
 glaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stief-  
 vater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bei dieser Arbeit so lang, daß wir über  
 die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen und aus jedem  
 nur einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt,  
 anzeigen wollen. In dem XXV. macht Hr. Vbf. 3. 21 Ἀπόλλωνος  
 νομίῳ ἱερὸν ἄγρον zu einem Prädikate des Ölbaums und sagt:

— „Wo dem Winter trotzende Fichten  
 Wachsen und grüner Ölbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,  
 Unverletzliches Heiligtum“ u.,

anstatt daß er hätte sagen sollen: „und dort, wo die Fichten und  
 der Ölbaum wachsen, erblickst du des schäfrischen Apollo unverletz-  
 liches Heiligtum.“ Denn das φαίνεται aus der 19. Zeile muß  
 sowohl zu ἱερὸν ἄγρον als zu ἀδλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13. Zeile, wo Autonoë bei Erblickung  
 des Pentheus in die heilige Wut gerät:

Σὺν δ' ἐτάραξε ποσὶν μανιώδεος ὄργια Βάκχου,  
 übersetzt Herr Vbf.

— „Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.“

Doch ὄργια heißen hier weder die Feste noch die aus der Kiste  
 genommenen ἱερὰ πεποναμένα, 3. 7, ob wir gleich wohl wissen,

daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Ceremonieen, die wütenden Tänze, die heiligen Konvulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er *ταράττω* nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen und *ὄν ποσίν* nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdenn sein: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken und zugleich das folgende *ἐξαπίνας ἐπιούσα* mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Autonou zuerst 10 gewahr und schrie fürchterlich auf und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

*Ναρκῶ καὶ τὸν Πᾶνα. τήν πάλιν ἔξελε χεῖρα.*

15 Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lf. aus:

„Pan, ach, hilfst du mir nicht! O, zieh die Hand doch zurücke!“

*Ναρκῶ*, ruft das griechische Mädchen, wo die Schäferin eines 20 gallischen Hirtendichters vielleicht *Je me pame* gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Überschrift dieses Idylls hat Herr Lf. ganz falsch übersetzt. *Ἡλακάτη* heißt kein Spinnrocken; denn es ist von Wolle und nicht von Flachse die Rede, und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers 25 sagt, *ἡλακάτη* sei: *τὸ τῶν γυναικῶν ἐργαλεῖον, ᾧ περιελίσσουσι τὸ ἔριον*, d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll 30 spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten *3. 16. 17:*

*Καὶ μὴν σευ τὸ καλόν τις ἰδὼν θεῖδος ἀνέσαι,  
Τῷ δ' εὐθύς πλέον ἢ τριέτης ἐγένεν φίλος.*

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, 35 gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so wert und

34. hältst, in der Bibliothek: hält. Vgl. unten den 30. Litteraturbrief.

noch werter als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen  
Herr Lbf. aber sagt dafür:

„Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger  
Als drei Jahr, der heißt denn dein Liebster.“

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen 5  
Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drei  
Jahr zu lieben. Es entschuldiget den Herrn Lbf. aber nicht, daß  
auch andre Ausleger diese Stelle mit ihm ebenso falsch verstanden  
haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht Z. 6, daß der Schmerz den 10  
Liebesgöttern Flügel gegeben Sie werden ja immer mit Flügeln  
vorgestellt. Z. 26. 27:

„Ich wollte nicht den Jüngling,  
Den schönen Jüngling stoßen.“

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, 15  
er stößt? — Daß Herr Lbf. in der letzten Zeile die Verbesserung  
des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt,  
nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen  
Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch 20  
gekommen zu sein begnügen. Es wären zwar noch die Sinn-  
schriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moschus  
übrig; aber sollte Herr Lbf. wohl erst gegen das Ende seiner  
Arbeit gewachsener und sorgfältiger geworden sein? Es ist nicht  
zu vermuten, und wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von 25  
dieser Lieberkühnschen Übersetzung fällen können, daß sie zu weiter  
nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege  
zu machen, uns eine bessere zu liefern. — ff —

---

17. Hilaire Bernard de Roquefezme Baron de Longepierre (1659—1721), Übersetzer  
des Anakreon und der Sappho (1684), der Idyllen des Bion und Moschus (1686) und der  
ersten 15 Idyllen Theokrits (1688). — „Er liest in der letzten Zeile für *Ἐρωτας: ὀδύρας*.  
Diese Verbesserung ist mir allezeit so glücklich vorgekommen, daß ich sie seit langer Zeit  
im Gedächtnis behalten habe. Da ich mich aber von Longepierre weiter nichts als seinen  
Anakreon gelesen zu haben erinnere, so muß sie wohl in seinen Notizen über diesen Dichter  
stehen.“ Lessing an Nicolai 3. März 1758.

## Im Lager bei Prag.

Unter dem Artikel von Berlin haben wir, auf der vorhergehenden 404. Seite, zwei Siegeslieder eines preussischen Offiziers angeführt, und unter diesem wollen wir dem Leser zwei ähnliche, aber weit bessere Gefänge mittheilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser haben. Der erste, welcher uns nur geschrieben zu Händen gekommen, ist bei Eröffnung des diesjährigen Feldzuges von ihm gesungen worden und heißt ein „Schlachtgesang“. Der zweite ist ein Siegeslied nach der Schlacht bei Prag (den 6. Mai 1757), und man hat ihn auf einem Bogen in Quart abgedruckt, dessen Titel den oben vorgesezten Ort angiebt. Sie könnten beide weder poetischer noch kriegerischer sein; voll der erhabensten Gedanken in dem einfältigsten Ausdrucke. In der gewissen Überzeugung, daß sie gefallen müssen, und daß sich unsere auswärtige Leser nicht an Dinge stoßen werden, die der Verfasser als ein Mann sagt, der die Gerechtigkeit der Waffen seines Königs voraussetzen muß, rücken wir sie hiermit ganz ein:

## I. Schlachtgesang.

Auf, Brüder, Friedrich unser Held,  
 Der Feind von fauler Frist,  
 Ruft uns nun wieder in das Feld,  
 Wo Ruhm zu holen ist!

Was soll, o Tolpatz und Pandur,  
 Was soll die träge Last?  
 Auf, und erfahre, daß du nur  
 Den Tod verspätet hast!

Aus deinem Schädel trinken wir  
 Bald deinen süßen Wein,  
 Du Ungar! Unser Feldpanier  
 Soll solche Flasche sein.

Dein starkes Heer ist unser Spott,  
 Ist unser Waffenpiel;  
 Denn was kann wider unsern Gott  
 Th\*\*\* und B\*?

1. Im Lager bei Prag. Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Leipzig, verlegt Johann Gottfried Dyck. I, 2 (1757) S. 426—29. — 3. 404. Seite. Nicolai zeigt dort an: „Zwei Kriegslieder an die Untertanen des Königs von einem preussischen Offizier. Mit Melodien beim Klavier zu singen.“ Es waren ein Siegeslied auf die Schlacht bei Prag und ein Trinklied. Ihr Verfasser war Christian Gottlieb Lieberkühn, ein junger Potsdamer, der damals durch Kleitzs Fürsorge Feldwebel beim Prinz Heinrichschen Regiment geworden war. — 34. Th\*\*\* und B\*, Theresia und Brühl.

Was helfen Waffen und Geschütz  
 Im ungerechten Krieg?  
 Gott donnerte bei Lomowitz,  
 Und unser war der Sieg.

Und hüt' uns in der achten Schlacht  
 Franzos und Russe Trug,  
 So lachten wir doch ihrer Macht;  
 Denn Gott ist unser Schutz.

5

## II. Siegeslied.

Victoria! mit uns ist Gott,  
 Der stolze Feind liegt da!  
 Er liegt, gerecht ist unser Gott,  
 Er liegt, Victoria!

10

Zwar unser Vater ist nicht mehr,  
 Jedoch er starb ein Held  
 Und sieht nun unser Siegesheer  
 Vom hohen Sternenzelt.

15

Er ging voran, der edle Greis,  
 Voll Gott und Vaterland!  
 Sein alter Kopf war kaum so weiß  
 Als tapfer seine Hand.

20

Mit muntreer jugendlicher Kraft  
 Ergriff sie eine Fahn'  
 Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,  
 Daß wir sie alle sahn,

25

Und sagte: „Kinder, berg'hinan,  
 Auf Schanzen und Geschütz!“  
 Wir folgten alle, Mann vor Mann,  
 Geschwinder wie der Blitz.

Ah; aber unser Vater fiel,  
 Die Fahne fiel auf ihn.  
 O, welch glorreiches Lebensziel,  
 Glückseliger Schwerin!

30

Vielleicht hat Friedrich dich beweint,  
 Indem er uns gebot;  
 Wir aber stürzten in den Feind,  
 Zu rächen deinen Tod.

35

Du, Heinrich, warst ein Soldat,  
 Du söchstest königlich!  
 Wir sahen alle, That vor That,  
 Du junger Löw', auf dich!

40

Der Pommer und der Märker stritt  
Mit rechtem Christenmut.  
Sein Schwert ward rot, auf jeden Schritt  
Floß schwarz Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir  
Die Mützen von dem Bär;  
Da, Friedrich, ging dein Grenadier  
Auf Leichen hoch einher!

Dacht' in dem mörderischen Kampf  
Gott, Vaterland und dich,  
Erblickte, schwarz von Rauch und Dampf,  
Dich, seinen Friederich,

Und zitterte, ward feuerrot  
Im kriegerischen Gesicht  
(Er zitterte vor deinem Tod,  
Vor seinem aber nicht),

Verachtete die Kugelsaat,  
Der Stücke Donnerton,  
Stritt wütender, that Heldenthät,  
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht  
Und singt: Victoria!  
Und alles Blut aus dieser Schlacht  
Fließt nach Th\*\*\*

Und weigert sie, auf diesen Tag  
Den Frieden vorzuziehn,  
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,  
Und dann führ uns nach Wien!

### Anzeige von Rabeners Satirical letters.

London. Von hier aus haben wir eine Neuigkeit mitzuteilen,  
die jedem, dem die Ehre des deutschen Wizes nicht gleichgültig  
ist, angenehm sein muß. Die satirischen Briefe unsers Herrn  
Rabeners sind in die engländische Sprache übersetzt worden, und  
man ist beschäftigt, auch seinen übrigen Schriften diesen verdienten  
Vorzug widerfahren zu lassen. Hier ist der Titel: Satirical  
letters, translated from the German of G. W. Rabener, First

24. Th\*\*, Theresia. — 29. Bibliothek ic. II, 2, S. 434 ff. Vgl. Neblich in Sempels  
Ausgabe XII, 648 ff. v. Maltzahn's und Vorbergers Anmerkung zur 2. Ausgabe von Danzels  
Leßing I, 337.

Secretary to the Treasury at Dresden. London printed for A. Linde, 1757, in zwei saubern Bänden in Oktav, deren erster 317 und der andere 325 Seiten hat. Der Herr Rabener ist, wie bekannt, Ober-Steuer-Sekretär, es ist ihm also in der engl. Aufschrift ein falscher Titel beigelegt worden. Doch dieser kleine Fehler würde am ersten zu übersehen sein, wenn nicht in dem Werke selbst mehrere und beträchtlichere zu finden wären. Z. E. das „er sieht“ (auf der 19. Seite des deutschen Originals erster Ausgabe) ist übersetzt worden: he is something of a valetudinarian, welches, wenn wir es wieder ins Deutsche übersetzen 10 wollten, heißen würde: „er ist ein wenig kränklich“. Ohne Zweifel hat der englische Übersetzer anstatt „er sieht“ „er sieht“ gelesen. Besonders hat er das Komische von verschiedenen deutschen Ausdrücken nicht genug eingesehen. Wenn Herr Rabener (S. 14) sagt: „Und sogar, welches Ew. Excellenz nicht ungnädig vermerken werden, fromm und christlich, so übersetzt er schlechtweg: and which, I hope, will not be disagreeable. Wir wollen noch einige dergleichen Stellen anführen, so wie sie uns bei einer sehr flüchtigen Durchblätterung in die Augen gefallen sind. S. 14: „Inzwischen kann ich ihnen doch nachrühmen, daß sie 20 Leute sind, welche mit sich handeln lassen“: however all must give them this commendation that they are very pliant and submissive. Ebend. „In Wünschen ist er unerschöpflich“: he is inexhaustible in projects. S. 22: „Weil er ein wenig taumelte“: as he is subject to vertigos; der gute Kandidat war etwas ganz 25 anderem als dem Schwindel unterworfen. S. 35: „Bedaure, daß du nicht imstande wärest“: seem concerned that you are not dressed. S. 39: „Aber auf diese Art fahret ihr dahin wie das Vieh“: but this, says thy Pastor is acting like brute beasts. S. 41: „Mit den Jahren ändert sich's wohl“: all things don't 30 suit all years. S. 44: „Für armer Leute Kinder mag es halbe wege sein“: it will do very well for the poor people. S. 46: „Es wird sich wohl geben“: it will be very becoming etc. Dieser und dergleichen Unrichtigkeiten aber ohngeachtet, glauben wir doch, daß die Übersetzung ihr Glück machen wird. An einem 35 Rabener muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll. Noch ist in dem Engländischen eine kleine Verletzung der Briefe vorgenommen worden, die aber wenig sagen will; der zweite Band enthält nämlich das, was in der deutschen ersten Aus-



gabe von S. 181—392 steht, das übrige, der Anfang und das Ende, machen den ersten aus. Ohne Zweifel hat man diese Ver-  
setzung machen müssen, um zwei gleich starke Bände zu bekommen.“

Lieder, Fabeln und Romanzen, von F. W. G. [Glein]

5 Leipzig, bei David Zverfen. 16 Bogen in 8 vo.

Wir ergreifen die Gelegenheit, um bei einer neuen Auflage dieser Gedichte Nachricht von denselben zu geben. Ihr Verfasser, der schon längst die Ehre des deutschen Parnasses gewesen ist, hat sich zwar nicht genennet, ist aber dennoch bekannt genug. Und  
10 wie könnte man einen Gleim verkennen? — —

Wir fangen von den Fabeln an, welche den größten Teil dieser Sammlung einnehmen.

Das erste Buch enthält fünf und zwanzig neu erfundene Fabeln. Hingegen gehören von den fünf und zwanzigen des zweiten Buchs  
15 nur die drei ersten dem Verfasser; die übrigen hat er nach dem beigefügten Verzeichnisse aus alten und neuen Dichtern genommen. Vor einem jeden Teile stehet eine poetische Zueignungsschrift an des Prinzen Friedrichs von Preußen Königl. Hoheit, in welchen viel Schönes enthalten ist. Von dem großen preußischen Monarchen  
20 heißt es in der Zueignungsschrift des ersten Buchs:

„— Oft erholt er sich ein wenig  
Vom Ungemach der Monarchie;  
Denn hat das stille Sans=Souci  
Den Philosophen, nicht den König.

\* \* \*

25 „Da denkt er denn in seiner großen Seele  
Gedanken wie die Marc=Murele  
Und lieft.

„O Prinz, o, wag es doch einmal  
Und trag in seinen Büchersaal  
30 Dies Fabelbuch, dein Spiel!“

(Der Held, der jetzt auf einem ganz andern Wege der Unsterblichkeit entgegenzueilen genötigt ist, mag sich unter dem freudigen Zuruf der Völker sehr oft nach der philosophischen Muße auf dem stillen Sans=Souci zurücksehnen!) Unter den eigenen Er-

dichtungen unsers Verfassers verdienen die zehnte, zwölfte und dreiundzwanzigste des ersten Buchs, wie auch die zwei ersten des zweiten Buchs allen andern vorgezogen zu werden; und auch diese sind nicht von kleinen Fehlern frei, indem man öfters die Wahrheit, Einheit und Moralität der Asopischen Fabel vermißt. Hin- 5 gegen besitzt unser Dichter die Gabe zu erzählen in einem sehr vorzüglichen Grade, und dieses ist bei dem Fabeldichter wenigstens ein ebenso großes Verdienst als die Gabe zu erfinden. La Motte wird mit allen seinen Erfindungen selten gelesen, und La Fontaine hat sich durch seine meisterhafte Art zu erzählen einen vorzüglichen 10 Platz unter den Dichtern erworben, die die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, oder vielmehr die Zeiten dieser großen Dichter verherrlichen. Unserm Dichter ist besonders eine glückliche Kürze eigen, die fast niemals in das Trockene verfällt und dem Vortrage eine besondere Naivité und Lebhaftigkeit verschafft, ohne ihn in das Possen- 15 hafte und Niedrige sinken zu lassen. Die dreizehnte Fabel des zweiten Buchs ist meisterlich erzählt und übertrifft den La Fontaine, aus dem sie genommen ist. Wir wollen das Muster mit der Nachahmung vergleichen. Die hundertundneunzehnte Fabel T. I. des La Fontaine ist:

Le cheval et l'âne.

20

En ce monde il se faut l'un l'autre secourir.

Si ton voisin vient à mourir,

C'est sur toi que le fardeau tombe.

Un âne accompagnoit un cheval peu courtois,

Celui-ci ne portant que son simple harnois,

25

Et le pauvre baudet si chargé qu'il succombe.

Il pria le cheval de l'aider quelque peu:

Autrement il mourroit devant qu'être à la ville.

La prière, dit-il, n'en est pas incivile:

Moitié de ce fardeau ne vous sera que jeu.

30

Le cheval refusa, fit une pétarade,

Tant qu'il vit sous le faix mourir son camarade,

Et reconnut, qu'il avoit tort.

Du baudet en cette aventure,

On lui fit porter la voiture,

35

Et la peau par dessus encor.

Unser deutscher Dichter unter eben dem Titel:

„Einst trug auf seinem schmalen Rücken

Ein Esel eine schwere Last,

Die fähig war, ihn tot zu drücken.  
 Ein ledig Pferd ging neben ihm. 'Du hast  
 Auf deinem Rücken nichts,' sprach das geplagte Tier;  
 'Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!'  
 5 'Was helfen!' sagt der grobe Gaul;  
 'Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul,  
 Trag zu!' — 'Ich sterbe, liebes Pferd;  
 Die Last erdrückt mich, rette mich!  
 Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!' —  
 10 'Ich kann nicht,' sprach das Pferd.  
 Kurz: Unter dem zu schweren Sack  
 Erlag der Esel. Sack und Pack  
 Schmiß man dem Rappen auf,  
 Des Esels Haut noch oben drauf."

15 Der Eingang unsers deutschen Dichters ist vortrefflich. Der  
 Vorwurf wird mit vieler Deutlichkeit auseinandergesetzt und die  
 Handlung in jeder Zeile immer mehr und mehr vorbereitet. „Ein  
 ledig Pferd ging neben ihm“ ist kürzer und weit schöner als  
*accompagnoit un cheval peu courtois, Celui-ci ne portant*  
 20 *que son simple harnois. Peu courtois* steht hier sehr am un-  
 rechten Orte. Der Leser begreift noch nicht, wodurch sich das  
 Pferd diesen Tadel zugezogen hat. Weit besser ist: Was helfen!  
 sagt der grobe Gaul. *Ne portant que son simple harnois*, ist  
 lange nicht so gut als: „Ein ledig Pferd“.

25 Die Unterredung des Esels mit dem Gaul wird von dem  
 französischen Dichter bloß erzählt; der deutsche hingegen läßt die  
 Handlung vor unsern Augen vorgehen. Die demütige Bitte des  
 geplagten Tiers macht mit der beleidigenden Antwort des stolzen  
 Gauls einen vollkommenen Kontrast aus. Man glaubt einen  
 30 unerbittlichen Pächter mit dem Fröner reden zu hören:

„Was helfen! sagt der — —  
 Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.  
 Trag zu! — Ich sterbe“ 2c.

Wie schwach klingt das französische: *La prière, dit-il,*  
 35 *n'en est pas incivile.* Sogar die französischen Esel wollen  
 nicht gern unhöflich heißen. *En cette aventure* ist eine bloße  
*cheville.*

Die sehr malerische Beschreibung des Fischreigers im La  
 Fontaine:

Un jour sur les longs pieds alloit, je ne sçai où,  
 Le héron au long bec emmanché d'un long cou.  
 Il côtoyoit une rivière etc.

ist im Deutschen glücklich gegeben:

„Am Ufer eines Bachs, auf einer Wiese ging  
 Ein Reiger ernsthaft hin, auf langen dürren Beinen,  
 Mit langem Hals, woran ein langer Schnabel hing,“ 2c. 5

Die Worte „auf einer Wiese“ scheinen überflüssig.

Die sechzehnte Fabel, „Der Esel in der Löwenhaut“, gleichfalls aus dem La Fontaine, ist um ein merkliches verschönert. 10  
 Man kann dieses auch von der zwanzigsten aus Gays „Fables“ behaupten. — Wir wollen einen Teil der engländischen Fabel samt der deutschen Nachahmung hersehen.

#### Fable XLIII.

The council of the horses. 15

Upon a time a neighing steed,  
 Who graz'd among a num'rous breed,  
 With mutiny had fir'd the train,  
 And spread dissension through the plain.  
 On matters that concern'd the state 20  
 The council met in grand debate.  
 A colt, whose eye-balls flam'd with ire,  
 Elate with strength and youthful fire,  
 In haste stept forth before the rest  
 And thus the list'ning throng address'd: 25  
 Good gods! how abject is our race,  
 Contemn'd to slav'ry and disgrace!  
 Shall we our servitude retain,  
 Because our Sires have borne the chain?  
 Consider, friends, your strength and might, 30  
 'Tis conquest to assert your right.  
 How cumbrous is the gilded coach!  
 The pride of man is our reproach.  
 Were we design'd for daily toil,  
 To drag the plough-share trough the soil; 35  
 To sweat in harness through the road,  
 To groan beneath the carrier's load?  
 How feeble are the two-legg'd kind!

What force is in our nerves combin'd!  
 Shall then our nobler jaws submit  
 To foam and champ the galling bit?  
 Shall haughty man my back bestride?  
 5 Shall the sharp spur provoke my side?  
 Forbid it heav'n! Reject the rein,  
 Your shame, your infamy disdain.  
 Let him the lion first control  
 And still the tyger's famish'd growl:  
 10 Let us, like them, our freedom claim,  
 And make him tremble at our name.  
 A general nod approv'd the cause,  
 And all the circle neigh'd applause etc.

Der deutsche Dichter hat die Reden des Aufwieglers ver-  
 15 längert, aber auch zugleich verschönert. Wir wollen ihn hören.

„Ha!“ sprach ein junger Hengst, „wir Sklaven sind es wert,  
 Daß wir im Joch sind. Wo lebt ein edles Pferd,  
 Das frei sein will? O, wie glücklich war  
 In jener Zeit der Väter Schar!  
 20 Die waren Helden, edel, frei  
 Und tapfer. In die Sklaverei  
 Bog keiner seinen Nacken,  
 Engländer nicht, auch nicht Polacken.  
 Der weite Wald  
 25 War ihr geraumer Aufenthalt,  
 Auch scheuten sie kein offnes Feld,  
 Sie grasten in der ganzen Welt  
 Nach freiem Willen. Ach! und wir  
 Sind Sklaven, gehn im Joch, arbeiten wie der Stier.  
 30 Dem schwachen Menschen sind wir Starcken unterthan,  
 Dem Menschen! — — Brüder, seht es an,  
 Das unvollkommne Tier!  
 Was ist es? Was sind wir?  
 Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur  
 35 Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn;  
 Pfui, auf zwei Beinen nur!  
 Niecht er den Streit von fern?  
 Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?  
 Sieht man, daß seine Nase dampft?  
 40 Ist er großmütiger als wir?  
 Ist er ein schöner Tier?

Hat er, die Mähne, die uns ziert?  
 Und doch ist er, ihr Brüder, ach!  
 Der Herr, der uns regiert.  
 Wir tragen ihn, wir fürchten seine Macht,  
 Wir führen seinen Krieg und liefern seine Schlacht! 5  
 Er siegt und höret Lobgesang;  
 Die Schlacht indes, die er gewann,  
 War unser Werk, wir hatten es gethan.  
 Was aber ist der Dank?  
 Wir dienen ihm zur Pracht 10  
 Vor seinem Siegeswagen;  
 Und ach! vielleicht nach dreien Tagen  
 Spannt er den Klappen, der ihn trug,  
 Vor einen Pflug.  
 Entreißet, Brüder, euch der niedern Sklaverei! 15  
 Entreißet euch dem Joch und werdet wieder frei!  
 Wie leicht ist es, wenn wir  
 Zusammenhalten. Was meint ihr?  
 Er schwieg. Ein wieherndes Geschrei,  
 Ein wilder Lärm entstand, und jeder fiel ihm bei" 20

Der Eingang des Engländers ist etwas langweilig. Wir würden lieber mit dem Deutschen gleich zur Sache schreiten:

„Ha! sprach ein junger Hengst" 2c.,

wenn wir nur durch ein einziges Wort unterrichtet worden wären, wen der junge Hengst anredet. 25

Gay läßt ihn sagen:

Shall we our servitude retain,  
 Because our Sires have borne the chain?

Bei dem Deutschen thut er gerade das Gegentheil. Er beschreibet den Heldenmut, die Tapferkeit und die Freiheit seiner Vorfahren, 30 und dieses mit Recht. Das Geschlecht der Pferde ist doch unstreitig einst frei gewesen, und was ist natürlicher, als daß sich ein junger Held durch die Heldentugenden seiner Vorfahren zu großen Thaten anspornen läßt?

Der Stolz des aufrührerischen Gauls ist im Deutschen un- 35 verbesserlich ausgedrückt:

„Dem Menschen! — —  
 Das unvollkommne Tier!  
 Was ist es? Was sind wir?  
 Pfui, auf zwei Beinen nur!“ 40

Die folgenden Fragen:

„Nicht er den Streit von fern?  
 Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?  
 Sieht man, daß seine Nase dampft?“ u.

5 beziehen sich auf die Beschreibung von den Tugenden des Pferdes, die wir im Hiob lesen, und sind hier dem Eigendünkel des jungen Hengstes sehr angemessen.

Wie lebhaft wird der Undank des Menschen gegen die willigen Tiere am Ende der Rede beschrieben!

10 „Was aber ist der Dank?  
 Wir dienen ihm zur Pracht  
 Vor seinem Siegeswagen,  
 Und ach! vielleicht nach dreien Tagen  
 Spannt er den Rappen, der ihn trug,  
 15 Vor einen Pflug.“

Nur, man wird in der Rede des deutschen Rebellen weit mehr Ordnung, mehr Lebhaftigkeit und auch mehr Gründlichkeit antreffen als in der Rede des Engländers. Man wird diesen Unterschied auch in der Antwort des alten Schimmels bemerken, welche wir 20 der Kürze halber übergehen. Nur den Schluß führen wir aus beiden Fabeln noch an; der engländische Dichter sagt:

The tumult ceas'd. The colt submitted,  
 And, like his ancestors, was bittèd,

der Deutsche mit einer ihm eigenen Lustigkeit:

25 „Niemals besänftigte der Redner Cicero  
 Die aufgebrachten Römer so  
 Als dieser Nestor seine Brüder.  
 Denn er voran- und hinter ihm die Schar  
 Der mutigen Rebellen alle  
 30 Nebst dem, der ihr Worthalter war,  
 Begaben alsobald sich wieder nach dem Stalle.“

Es ist im übrigen zu bedauern, daß der Verfasser, wie er sich in einer angehängten Nachricht beklagt, dem Schicksale der besten Köpfe in Deutschland nicht hat entgehen können. Sie werden 35 mehrentheils mit einer Menge von mechanischen Geschäften belastet, die in ziemlicher Entfernung von den Werken der Muses stehen, und wenn das Genie sich gleich durcharbeitet und zu gewissen glücklichen Stunden aus dem Felde der Mühseligkeit in das Feld der Schönheit hinüberschweift, so fehlt es ihm doch an der zweiten 40 Muse, die zur Ausbesserung und Wegschaffung der kleinen Fehler

erfordert wird. Er dichtet, weil ihn das Dichten belustiget; die Ausbesserung aber ist eine Arbeit und kann nur von demjenigen unternommen werden, der zur Veränderung arbeitet.

Nach denen überaus schönen Proben, die wir von unserm Dichter angeführt, wird es unstreitig den Umständen, in welchen der Verfasser lebt, zuzuschreiben sein, daß er sich selbst so ungleich ist und in andern Stellen eine ziemliche Nachlässigkeit verrät. Die vierte Fabel, „Die Milchfrau“ aus dem Fontaine, ist weit unter dem Original und wimmelt von müßigen Ausdrücken. Die vierundzwanzigste, „Der Fuchs und der Kabe“, die La Fontaine so meisterlich erzählt, hat in der Nachahmung vieles verloren. (Man sehe in Gellers Vorrede zu seinen Fabeln und Erzählungen, wie schön diese Fabel von einem alten schwäbischen Dichter ist besungen worden.) Wir zweifeln nicht, daß es der Herr Verfasser selbst eingesehen habe; aber wir verwundern uns, daß er nicht statt der fünf und zwanzig Fabeln im zweiten Buche lieber ungefähr achtzehn vortrefflich erzählte Fabeln hat liefern wollen.

#### Vorrede zu „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften.

Aus dem Französischen übersetzt“

[von Lessing].

20

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als einen allgemeinen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen kann; und durch die tief-sinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Karls des XII. Einige haben es für einen schönen Roman angesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Übertreibung beiseite, laßet uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

8. „Die Milchfrau“, Adtes Ausg. III, 419. — 10. „Der Fuchs und der Kabe“, ebd. S. 351. — 13. schwäbischen Dichter, Boner, Fab. 17, S. 32 der Bodmerischen Ausgabe. — 18 f. Roßtod 1752. Als Lessingisch erkannt und zuerst wieder veröffentlicht von B. A. Wagner, „Lessing-Forschungen“, Berlin 1881, S. 6—8.



Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdient. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm sein wird, sie hier in einer Übersetzung beisammen zu finden.

5 Er hat überall gesucht, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtnis füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten und das Herz zu ordnen, die menschlichen Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen  
10 zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführt  
15 bliebe. Wann wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser nur durch einen Friedrich versetzt werden konnte.

20 Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beiden Theilen; daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den  
25 historischen hat ziehen müssen.

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, sagt der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts bei-  
30 getragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählt, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Übersetzer Anmerkungen  
35 machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem

7. wichtige,? nichtige? unwichtige? — 13. Der Versuch ... Ludewigs des XIVten, die zweite und ausführlichste der von L. übersetzten historischen Schriften Voltaires. — 27 f. Allein ... Voltaire, B. A. Wagner, Lessing-Forschungen S. 51. Oeuvres, Paris 1817, XVII, 631.

geschwornen Anmerkungschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgte.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope jaget:

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare 10 seiner Werke zu Rate ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts Wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser. 15  
Berlin, 1751.

#### Vorrede zu Johann Huarts „Prüfung der Köpfe“.

##### Vorrede des Übersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt sein als Johann Huart, nicht sowohl nach seiner Person 20 als nach seinem Werke, dessen Übersetzung wir hier liefern; denn in Ansehung jener trifft der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyère auch an ihm ein: „Viele kennt man, und viele sollte man kennen.“ Unzählige Halbgelehrte haben sich, mit ihren Geburts- 25 tagen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen; nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts Gemeinem beschäftigte und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum 30 dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebens-

4. neuesten Ausgabe, gemeint ist die Dresdener Ausgabe des Buchhändlers Walthers, von der 1748—50 9 Bände erschienen waren. — 8. Die letzte und größte Kunst, die Kunst zu streichen. — 17. „Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Worinne er die verschiedenen Fähigkeiten, die in den Menschen liegen, zeigt. Einer jeden den Teil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehöret. Und endlich den Eltern Anschläge erteilt, wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können. Aus dem Spanischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing. Zerbst. In der Zimmermannischen Buchhandlung. 1752.“

umstände auf den und jenen Teil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdeffen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzuteilen, als sich hier und da aufreiben lassen. Ich will es thun; man  
 5 schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzu trocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra an dem Flusse Neve, geboren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines  
 10 Werks „natural de sant Juan del pie del Puerto“ genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser, und Antonius in seiner „Spanischen Bibliothek“ weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Mutmaßung. Das  
 15 Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen, in welchem der Verstand alle diejenige Stärke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreißigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter  
 20 Wahrscheinlichkeit glauben kann, der, welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren sei. Und wenn man sich auf  
 25 die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen, eine wahrscheinliche Mutmaßung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier außer seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte,  
 30 sei geboren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Catholicus, den päpstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht sein, daß die Eltern unsers Huarts mit  
 35 der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcalá de Henares studiert habe, ist aus dem

17 ff. Er setzt . . . einundfunfzigsten Jahre, vielmehr heißt es S. 14 f. von Lessings Übersetzung: „Wer also zu wissen verlangt, wenn sein Verstand alle diejenige Stärke erlangt habe, deren er fähig ist, der wisse, daß dieses ohngefähr zwischen dem dreieunddreißigsten bis funfzigsten Jahre sei.“

einigermaßen zu schließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebriſſenſis erzählt, ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdeſſen für ſein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich iſt, daß er ſelbſt könne dabei geweſen ſein, indem Antonius ſchon 1522 geſtorben iſt. Er mag nun aber hier oder in Salamanca ſtudiert haben, ſo iſt es doch gewiß, daß er ſich beſonders der Arzneikunſt gewidmet und in dieſer Fakultät die Würde eines Doktors angenommen hat. Er hat hierauf praktiziert und ſich größtentheils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch geſtorben iſt. Von der Zeit ſeines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das iſt es alles, was ich von ſeinem Leben ſagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigſtens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt, unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligmann, welcher in ſeiner „Sciagraphia virium imaginationis“ von ihm ſchreibt: „Huartus Hispanus se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus.“ Dieſen wunderlichen Irrtum zu widerlegen, darf ich den Leſer nur auf das verweiſen, was Huart auf der 56. Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzählt; und ſogleich wird man

1 f. was er . . . erzählt, Leſſings Überſetzung S. 175 f. — 17 f. „Sciagraphia virium imaginationis“, Schattenriß der Kräfte der Einbildung. — 18 ff. „Huartus Hispanus . . . discursus“, der Spanier Huarte, welcher ſich im Wahnsinn für einen König hielt, hielt die klügſten Neben über die Regierungskunſt. — 21 f. was Huart . . . erzählt. „Doch alles dieſes iſt nichts und bloß ein Wert von wenig Augenblicken, wenn man es mit den Beſonderheiten vergleicht, die ſich an einem wahnſinnig gewordenen Pagen eines der Vornehmſten dieſes Königreichs geäußert. In gefunden Tagen hatte man ihn durchgängig für einen Menſchen von ſehr wenigen Verſtande gehalten. Als er aber in die Krankheit verfiel, brachte er ſo viel anmutige Sachen, ſo viel ſinnreiche Gleichniſſe, ſo viel vortreffliche Antworten, wenn man ihn fragte, und ſo viel unverbeſſerliche Vorſchläge, das Reich (deſſen Herr er ſich zu ſein einbildete) wohl zu regieren, vor, daß nicht wenig Leute aus fremden Orten ſo was Wunderbares zu hören herbei kamen, daß ſelbſt ſein Herr ſein Bette ſelten oder gar nicht verließ und nichts eifriger von Gott wünſchte, als daß er nie wieder hergeſtellt werden möchte. Dieſes gab er ganz deutlich zu verſtehen, als der Page geſund worden war und der Arzt, in der gewiſſen Hoffnung Lob und Belohnung dazunutzen, ſich von ihm beurlauben wollte: 'Mein Herr,' ſagte er zu dem Arzte, 'ich kann Sie verſichern, daß mich niemals ein Unfall mehr geſchmerzt hat als die Geneſung meines Pagen. Eine ſo weiſe Narrheit hätte man gar nicht wieder in eine ſo langſame geſunde Vernunft, wie er ſie jetzt hat, da er geneſen iſt, verwandeln ſollen. Es kommt mir vor, als wenn Sie ihn mit gutem Bedacht wieder zum Narren gemacht hätten, welches doch die elendeſte Krankheit iſt, in die ein Menſch verfallen kann.' Der arme Arzt ſah, daß ſeine Kur ſehr übel aufgenommen worden, und glaubte wenigſtens von dem Pagen einen beſſeren Abſchied zu bekommen; doch auch dieſer, nach vielen Hinundwiderreden, ſagte ihm zum Schluſſe: 'Mein Herr Arzt, ich danke Ihnen, daß Sie haben wollen ſo gütig ſein, mir zu meinem gefunden Verſtande wieder zu verhelfen. Einigermaßen aber, ich verſichere Sie es heilig, verbrieft es mich, daß ich wieder geſund bin. In meiner ſogenannten Unſinnigkeit lebte ich in der größten Achtung vor der Welt, und ich ſchien mir

ohne mein Erinnern sehen, daß der, welcher erzählt, mit dem, von welchem erzählt wird, entweder von dem D. Seligmann selbst oder dem le Grand, auf dessen „Natürliche Geschichte“ er sich beruft, sei verwechselt worden.

- 5 So wenig ich von des Huarts Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache „Examen de Ingenios para las ciencias“ überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen „Scrutinium ingeniorum“  
 10 bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Übersetzung, welche Joachim Casar, oder wie er sich durch die Buchstabenübersetzung nennt, Meschacius Major, 1612 herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, soviel er deren habhaft wer-  
 15 den können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Übersetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abziehen wissen. So oft seine „Prüfung“ aufgelegt wurde, so oft sahe sich die eine Ausgabe der andern fast  
 20 nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun daß sich der lateinische Übersetzer bloß nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammengeworfen und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt und widersprechend gemacht, daß man es nicht  
 25 anders als mit Ekel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht und von dem Seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm über dieses noch schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe,  
 30 wenn man dieses nicht für einen Kunstgriff, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt sein, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Übersetzung gemacht, eben der geringe Wert der lateinischen, an der man sich bisher

ein so großer Herr zu sein, daß kein König auf der Welt wäre, der nicht seine Krone von mir zur Lehn hätte. Ob es gleich eine falsche Einbildung war, was schadet das? Genug, sie vergnigte mich ebenso sehr, als wenn sie wahr gewesen wäre. Wie viel schlechter sieht es jetzt um mich, da ich sehe, daß ich nichts als ein armer Page bin, und daß ich vielleicht morgen demjenigen wieder aufzuwarten anfangen muß, den ich in meiner Krankheit nicht würdig genug geachtet hätte, mein Bedienter zu sein.“ Vgl. zu dieser Erzählung die *Novelle Cervantes' „Der gläserne Licentiat“* (Nouvelles exemplaires I, 377).

hat müssen begnügen lassen, gewesen sei. Das Buch an sich selbst hat seine Vortrefflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philosophieren, welche man darinnen antrifft, jezo ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige, welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind, als daß sie durchgängig bekant sein sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas Überflüssiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Quart auf der 88. Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den großen und erfindenden Genies erlaubt sein solle, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eignen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurteilt und treibt alles auf eine besondere Art, er entdeckt alle seine Gedanken frei und ist sich selbst sein eigner Führer. Man weiß aber wohl, daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen, und der billige Leser wird sich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urteilen können. Mit den allzu groben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bei der jezt weit erleuchteteren Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem mutigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

#### A n h a n g.

##### Einige Materialien zu einem lateinischen Aufsatz über Johann Quart.

##### De nomine.

De ipsius nomine monendum erit, falso illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hispanicum Juan idem esse quod Johannes, cum ex Lexicis

tum ex inscriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hispanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuisset Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quae sane mutatio Hispanis admodum vulgaris est.

Hispanum esse.

Huartum nostrum Hispanum esse, ex eo probare, quod Hispanico idiomate usus fuerit, ficulneum sane esset argumentum, nisi ipse Huartus Hispanicam linguam suam dixisset.  
10 Cap. 8 p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in Fano S. Joannis Pedeportuensis, Gallicae ditionis urbe, quae tamen nequiquam de ipsius gente scrupulum movere valet, quod sane conjectura non inepta doceri potest.

15 Quod ipsius pueritiae indicium dederit.

P. 6. Entramos tres etc.

Quibus operam dederit studiis et quae neglexisse videatur.

P. 72. Poëta que se nomo Pindaro etc.

20 Sane quidem si verum est, quod Tannonium Pudentem in sua Apuleji accusatione dixisse idem ille Apulejus cum risu affirmat (in Apol. p. 333): Philosophum tam Graece quam Latine disertum esse citra reprehensionem non posse: nostrum certe ista ratione nec minimam in se commeruisse culpam  
25 contendo.

Philosophorum more non comta oratione, non flosculis diligenter quaesitis, sed rebus notatu quam dignissimis audientiam sibi facit. Cic., De Sen., c. 9.

Non nisi unum composuisse librum.

30 Qua aetate scribere coeperit.

Variae editiones.

En Baeça anno 1575.

En Bilbao 1580.

## In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impressa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray, impr: 1650 et 1661. Tertia tandem illa est, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxoniensi cognitam fuisse miror, cum saepius typis exscripta sit. \*)

## Varia de ipso eruditorum judicia.

Baylius Medicum nostrum Huartum dicit, non unum e multis, sed inter multos propemodum singularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conf. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI, Dresd. 1711. 8. §. 13.

Praesertim, qui illum invecundum auctorem esse contendunt, refellendi.

De istius argumenti libris ea valent, quae Apulejus in Apol. minori fortassis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto sanctiores sunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compositi, quanto simplicius professi.

## Argumenti praestantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc institutum Quintilianus, qui 3. cap. Lib. I. Inst. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoscantur.

Conf. Translat. Lat. Prooem., p. 4.

At noster solus repertus est ex omni memoria, qui hoc argumentum ex instituto pertractaverit.

Desertae equidem doctrinae et jam pridem relictæ patrocinium in me suscipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philosophandi genere non leviter delectari, licet medicorum 30 assensione id temporis plane destituatur.

Multa habet praeclara, inter quae

## -1. miraculorum doctrina —

\*) Beim Placcius, De Anon., p. 472 wird einer deutschen Uebersetzung des Quart gedacht, welches aber gewiß die lateinische sein soll.

2 ff. Uebers. von Gottscheb II, 869 A. — 10 f. Findet sich in Gottscheb's Uebersetzung nicht, es müßte denn die Stelle sein ebenda S. 868: „Er giebt darinnen viel Dinge, die vermuten lassen, daß er nicht dem gemeinen Wege der Arzneifundigen gefolgt ist.“ — 33. Lessing's Uebersetzung S. 256.



## Minus vera.

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata esse judico, quae de malitia et militia profert. An quidquam stultius, quam ex nominum propinquitate vim similem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De foeminarum ingenio.

Judicia ingeniorum, quae Huartus ab externa petit forma, nullius pretii sunt; quamplurimis enim nobis natura ostendit exemplis: posse ingenium fortissimum ac beatissimum sub qualibet cute latere. Sen., ep. 66.

Exemplum Nicolai Riccardii. Erythr. Pinac., p. 43.

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco nasci. Si posset per se nudos edere animos, fecisset; nunc quod amplius est, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, sed nihilo minus perrumpentes obstantia. Seneca, l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quae nos in Senecae sententiam ire jubent, nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuisse.

Opiniones singulares.

1. de arbore vitae, in Prooem. Lat. tr., p. 18.

Des Abts von Marigny  
Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen.

Aus dem Französischen.

Erster Theil, 1753.

## Vorrede des Übersetzers.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unserer Neugierde nicht unwürdiger sind als

2. Lessings Übersetzung S. 271. — 3. Illa ... profert, ebenda S. 273 f. — 8 ff. Ebenda S. 32 ff.

die Thaten der Griechen und Römer; ich fand in der meinigen fast gar keine.

Was er in anderen, besonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerstreute Glieder. Er geriet auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst 5 darauf geraten sein, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre.

Er stellte sich dabei einen Kollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kann ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für ebenso ergezend als lehrreich hielt; er brachte alles in 10 eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm sein können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er überdieses die Kunst wohl zu erzählen und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in seiner 15 Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen. 20

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorrats- 25 kammer aller chronologischen Widersprüche, aller verschiedenen Erzählungen, aller, auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebenen Geschichtbüchern aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene große 30 Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene große Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtnis, sondern auch den Verstand beschäftigt. Er schrieb insbesondre für Leute, welche deswegen, weil sie keine Gelehrte 35 von Profession sind, von Lesung der Bücher und besonders historischer Schriften eben nicht wollen ausgeschlossen sein. Er schrieb

für die Jugend, bei welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das Wesentlichste bei den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich  
 5 genug zu verstehen, und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Übersetzer, welcher sein Original gerne geltend machen will, erlauben müssen  
 10 Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu nütze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun und dasjenige anführen, was man an dieser „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen“ ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht  
 beinahe ein diktatorisches Ansehen in der Geschichte und in der  
 15 Beurteilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bei Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vorteilhaft ist. Beinahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Übersetzung zurückgehalten,  
 20 und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut sein?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34. Stücke der  
 „Hällischen Anzeigen“ vom Jahre 1751 unserem Verfasser dreierlei  
 zur Last. Er erinnert verschiedenes wegen seiner Quellen, er beschuldiget ihn einer Zerstückelung seiner Geschichte, er giebt ihm die augenscheinlichsten und größten Fehler schuld. Ist wohl  
 30 noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In der Geschichte der Araber,“ sagt der Herr D., „sind zwar D. Herbelot und die Übersetzung vom Ockley und Elmacin seine besten Quellen, doch  
 35 verachtet er den ersten auf Renaudots Versicherung bei aller Gelegenheit und zieht dieses letzteren weit unrichtigere Erzählungen den Nachrichten des ersteren vor, den andern aber verschweigt er sorgfältig und führt den Alvacedi an dessen Statt an, ohnerachtet er bei der gänzlichen Unfähigkeit, arabische Schriftsteller zu Rate

zu ziehen, aus Affemanni, Schultens, Salens und anderer Arbeiten richtigere und fruchtbarere Hülfsmittel entlehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beisammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen 5 versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrifft? Ist denn Renaudot der einzige, der dieses gesagt hat? Muß man ebenso stark in den orientalischen Sprachen sein, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahr- 10 zunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wenn er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Dakley schon Unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bei aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? 15 Thut er etwas anderes, als daß er, nach Maßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner, wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht 20 eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede auf Versicherung seines Renaudots nicht weit verdächtiger als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedene Irrtümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Affemanni, eines 25 Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Dakley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst und andere, die er sich weit mehr 30 als jene zu nutze gemacht hat, nicht ebenso gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammenzutragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist

22. Vorrede, Anm. 6: Nuper alius magni sane inter literatos nominis nobisque dum vixerat conjunctissimus, Bartholomaeus Herbelotius, illam retulit ex Elmacino in Bibliothecam orientalem suam absque ulla censura. Quamvis autem nomen in his peregrinis literis doctiorem nostra aut superior aetas viderit, tamen quia collectanea illa, quae in alphabetum digesta sunt, caruerunt postrema auctoris emendatione, non majorem habent auctoritatem quam a scriptoribus, ex quibus illa desumpsit; hic autem non alium quam Elmacinum nominat. Renaudot, Hist. Patriarch. Alexandr., p. 483.

dieses, daß er den Alvakedi anstatt des Dakley angeführt hat. Doch auch hierinne ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht leugnet, so kann er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rate gezogen; er muß es vielmehr deswegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währmann seiner Erzählungen anzuführen. Gesezt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter als die Güte seiner Schrift darunter leiden. Und ist es denn so etwas Un-  
 10 erhörtes, wenn ein Gelehrter seine nächsten Quellen verschweiget, und wenn er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen als möglich?

Ich komme zu dem zweiten Punkte, worüber sich der Herr  
 15 D. Baumgarten folgendermaßen erklärt: „Der Inhalt der Geschichte der Araber unter den Kalifen ist der Aufschrift gar nicht gemäß, indem er weder von den Veränderungen im eigentlichen Arabien unter der Regierung der Abbassidischen Kalifen zu Bagdad, noch auch von der Omniadischen Geschlechtsfolge der Kalifen in Spanien,  
 20 ingleichen den Aliden, Moraviden oder Marabuts und anderen Reichen der Araber auch nur so viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen können, die in jedermanns Händen sind und der Aufschrift zufolge allhier billig erwartet wird.“ Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwägen,  
 25 was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny notwendig würde müssen geherrscht haben, wenn er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abbassiden so Wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Haupt-  
 30 geschichte hätte abreißen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen geborenen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten und diesen  
 35 mit dem Schwerte ausbreiteten? War es also nicht notwendiger, daß er nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten (das ist derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Teile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen er-

zählte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt und ihrer nicht weiter gedenkt, als insoferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht aus der Geschichte von England die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstückelung noch erträglich sein würde, wenn die gelieferten Teile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgendergestalt. „Nur eine,“ sagt er, „der augenscheinlichsten und größten anzuführen, so wird im 2. Teile, S. 488, Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas denselben für den echten Imam erkannt haben, da nicht nur dieser Ibrahim unter die zwölf Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abbasside und des ersten Abbassidischen Kalifen Abdallah Muhammed Abulabbas leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrtum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sei Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giasar Sadik für ihren Imam erkannt haben.“ Ich würde ein zweifelnder Wagehals sein, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Kritik des Herrn D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten Abbassidischen Kalifen. Marigny weiß dieses selbst (s. 2. T. S. 493) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburt nach kein Nachkomme des Ali sein konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Herrn D. Baumgarten angeführten Orte

diesen Fehler und nennt ihn einen Miden? Ich begreife nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweideutigkeit hat stoßen können. Heißt denn ein Mide bloß ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch einen, welcher des Ali Partei hält und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbassiden bei der Empörung wider die Omniaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Omniaden die Ermordung des Dthmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Miden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabei aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern freisprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologischen Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Sarazenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubekr den Isdegerd geschlagen, getödet und sich seines Reichs bemächtigt haben; da soll die Stadt Damascus von dem Omar sein erobert und geplündert worden; da sollen die Sarazenen in Aegypten eher eingedrungen sein, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Herr D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Kompilation des Dufresnoy schön und nützlich sei. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bei einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beifall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publikum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

Noch zwei Worte will ich von der Übersetzung selbst hinzu-

18. Nicolas Langlet Dufresnoy (1674—1755), „Tables chronologiques de l'histoire universelle“. Paris 1729. Deutsch von Siegmund Jacob Baumgarten. Halle 1752.

thun und schließen: Das Original bestehet aus vier Oktavbänden, welche man in dreie zu bringen für gut befunden hat. In den nächstfolgenden Leipziger Messen sollen die übrigen zwei erscheinen. Einige Druckfehler, die in diesem eingeschlichen sind, und welches vielleicht auch Schreibfehler können gewesen sein, wird der Leser so gut sein und übersehen. Ich will ihm dafür die Schmeichelei machen, daß ich ihn viel zu scharfsichtig halte, als daß es nötig sein sollte, ihm erst lange ein Verzeichnis davon zu geben.

M. L. N.

Vorbericht zu der Mylius'schen Übersetzung von Hogarths  
„Zergliederung der Schönheit“.

19

Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarth'sche System von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns wo möglich in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bei seiner Übersetzung wahrscheinlicherweise für seine Landsleute gehabt hat, diese Begierde, sag' ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verraten schien und mit dem Vermögen unsrer Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten dasjenige Verhältnis nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bei dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnssucht hoffentlich von selbst wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht sein, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegenteils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man ohne Zweifel den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß

9. M. L. N. = Magister liberalium artium; dieß ist der akademische Titel, den sich Lessing in Wittenberg erworben hatte. — 11. „Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen überfetzt von C. Mylius. Verbesserter und vermehrter Abdruck. Mit Königl. Pohnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien. Berlin und Potsdam bei Christian Friedrich Voss. 1754.“ (Erste Auflage: London. Bey Andreas Binde. J. A. D. der verwitweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt. 1754.)



sie so glücklich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdruckes des Hrn. Hogarth's zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie zum Nachtheile des Ganzen weiter unter die Originale  
5 setzen könnte, als sie vermöge der Natur einer Kopie zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrifft, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren.  
10 Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er als ein Maler die Feder weniger geschickt zu führen wußte als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnötig häufte und die Perioden so unordentlich unter einander laufen ließ, als ordentlich  
15 seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beinahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen oder durch die allzu ofte Wiederholung ebendesselben Wortes den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft sein konnte. Wenn zum  
20 Exempel (auf der 57. Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sei in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius drückt es durch „eine Art des ersten Bewegungsgrundes“ aus, so ist dieses ohnstrittig  
25 eine kleine Nachlässigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelpen gesucht habe, und sie haben es auch sein müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus,  
30 daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln eben keinen Grund finde.

Außer diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in  
35 den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets, deren Hr. Mylius in seiner Vorrede gedenkt. Sie waren bei der Hand, und ich hoffte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer sein würden,

35. Briefe des Hrn. Rouquet an einen seiner Freunde in Paris, worin er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarth erklärt. S. 93—111.

je schwerer man sich aus den bloßen Überschriften einen Begriff davon machen kann. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Überschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress durch „Hurenglück“ und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Nouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarth'schen Werke nicht noch mehr hätte thun können, auch sogar in Ansehung des Inhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeigt, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannigfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmack ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas Gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedener Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit, doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie: diejenige nämlich, welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinauschiebt, besonders wenn es auf das Wenigere oder Mehrere in der Schönheit ankommt. Wann es aber unmöglich sein sollte, wie ich es beinahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt, noch zu gekrümmt ist, so sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich sei, die äußern Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuholen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sei, und daß weitläufige und schwere Berechnungen sein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ also seinen Faden als ein Künstler da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreifen und weiterführen möchte.

Die ganze Sache würde ohne Zweifel auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabei aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Übereinstimmung des Mannigfaltigen, und alsdann, wenn die Übereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden; von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses, glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde unter den verstorbnen Gelehrten der Hr. Parent auf eine vorzügliche Art zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen sein. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem „Journal Britannique“, und zwar in den Monaten November und Dezember des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarth'schen Werks, durch eine kleine Note mit einfließen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deswegen auf desselben dritten Teil Physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das „Jour. des Sav.“ vom Jahre 1700, wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sei. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Ähnlichkeit der Hogarth'schen und Parent'schen Gedanken beinahe erstaunt bin. Gleich anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Teile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeigt hierauf, daß sie auch nicht auf die bloße Mannigfaltigkeit der Teile ankomme, ob diese gleich oft gefalle, und ebendieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Übereinstimmung noch nichts sagen wollen, wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen,

2. punctorum flexus contrarii, Punkte entgegengesetzter Bindung. — 24. Daß „Journal des Savans“ war eine weit verbreitete gelehrte Zeitschrift, die seit 1665 erschien.

welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen, lehrt er vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Konvergenzen, Konkavitäten und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkürliche Namen zu geben und ihre Verhältnisse unter einander etwas weitläufiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rate ziehen können; wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuten. „Es wäre nunmehr noch übrig,“ sagt er, „daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung nicht allein der Menschen, sondern auch anderer Tiere haben; doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.“

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung sein würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie mir unwissend nicht schon angestellt hat.

Vorrede zu „Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold Ephraim Lessing“.

Vorrede.

25

Es würde schwer zu bestimmen sein, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten

Freunde, und ißt bin ich sein Herausgeber geworden: zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubnis geben könnten, mich weitläufig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem  
 5 Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht zum Glücke eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Teil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlaßet worden. Sie  
 10 sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften, so mache ich mir kein Be-  
 15 denken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Rom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet: Herr Mylius ist zwischen dem 6ten und 7ten Dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen  
 25 wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See  
 30 von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wiederzusehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

35 „Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen  
 Die Wißbegier, dich, ihren Held?  
 Du eilst, o Mylius, im Auge feiger Thoren  
 Zur künst'gen, nicht zur neuen Welt“

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor seiner Abreise an. Aber ach, die Vermutung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich nie einer merkklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das 5 Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas Schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer 10 Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut Stoisch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns sein ließe, was es in der That ist, nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, 15 eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödlich sein; und ich kam noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen sein, wenn er nicht vorher gestorben wäre. — So viel ist gewiß, er hat sie 20 nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüte dahin! 25 Sie sterben reich an Entwürfen und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer sein, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß 30 ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als, daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor- 35 zubringen als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was

1. Kleinen Gedichte, nach Redlichs Bemerkung einer Parodie der Kleistschen Ode „Der Borjaj“ (ed. Sauer I, 57). — 33. güldnen Mittelmäßigkeit, nach Horaz' Ode. II, 10, 5: Aurea mediocritas.

für Schwierigkeiten dieses Genie in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nötigsten Hilfsmittel zurückgehalten, bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt, bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armut, Argerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studieren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brotwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brotwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorsechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu nütze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntnis der Natur, mit besserem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas Mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. — Ja, mein

Herr, daß ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf ohne Zweifel, in welchem das Ende das Unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Teil seines Namens 5 vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch, noch mehr aber mit der gewissen Überzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgesehenen Seelen hatte,\*) haben es nicht anders zulassen können. Es 10 ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem 15 Weltgebäude in das andre. Er gewinnt im Verlieren und ist vielleicht eben icht beschäftigt, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich geraten und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er 20 weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt und diese Vorstellungen haben ihn beruhigt, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie 25 mit diesen traurig angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl!

### Zweiter Brief.

30

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen erteilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie 35 mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es

\*) Man sehe in diesen vermischten Schriften S. 146.



ist oft ebenso unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurteilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegenen Stunden zu ihrer 5 Bildung, und jener nicht den nötigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle sein, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nötigen, den Gewinn seine Minerva und die Notwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistens gelehrter als 10 seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Mühe und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen! Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen ge- 15 druckt ward, war eine Ode auf die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den „Belustigungen“, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so 20 nennt und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe ziemlich böshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Teile des „Liebhabers der schönen Wissenschaften“ finden können. So geht es fast

18. sechsten Bande, vielmehr V, 203—10. Die „Belustigungen“ waren eine von Gottschedianern gegründete Leipziger belletristische Zeitschrift. Die letzte Strophe dieser „Ode“ lautet:

„Du, o der deutschen Dichtkunst Lehrer,  
Der Einsicht und der Kunst Vermehrer,  
Der alten Weisheit Ebenbild;  
Dein Ruhm, o Gottsched, scheut die Grenzen,  
Ganz Deutschland hat sein helles Glänzen,  
Was Deutschland? noch weit mehr erfüllt.  
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,  
Die du in Deutschland hergestellst:  
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben  
Nicht eher als die ganze Welt.“

— 23 f. „Liebhabers der schönen Wissenschaften“, herausgegeben von Naumann 12 Stücke in 2 Bänden, Jena 1747 und 1748. Die Parodie (I, 95) lautet:

„Du, o der deutschen Reinkunst Lehrer!  
Der Bändchenschreiberei Vermehrer,  
Des alten Bavens Ebenbild,  
Dein Ruhm, o Gottsched, eng an Grenzen,  
Hat Preußen durch sein mattes Glänzen,  
Was Preußen? — Balga kaum erfüllt.  
Dein lieber Grimm wird dich erheben,  
Der die Banise aufgestellt:  
So weicht dein Ruhm, so flieht dein Leben  
Mit Krügern erst aus dieser Welt.“

immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzu sehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloßgegeben hat, und will allzu spät durch ebenso übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgen seine „Betrachtungen über die Majestät Gottes“, welche aus einer oratorischen Übung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas' hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspektor Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich meinstheils habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht seine, sondern der Recensent der Parent'schen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller gradeweg als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? — Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der „Belustigungen“; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Deklamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das D und das Ach für das schönste Rezept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Tiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man

17. vorgetragen hatte, Actorum Eruditorum Supplementa T. IV, 1711, S. 29: Neque tamen hoc phaenomeno vis infertur portento, quod tempore Hiskiae contigit, neque enim tantam retrogradationem, quantum referunt paginae sacrae, per refractionem in aere vaporoso aut nube densiore factam explicari posse suspicamur, ut ut ipsi examinandae serio vacare nondum licuerit; et si vel maxime explicari possit, (quod tamen vix sperandum) non desunt alia argumenta, quae ad divini miraculi veritatem adversus empectas hujus seculi valide vindicandam sufficiunt. — 23. „Belustigungen“, V, 373 ff. und 472 ff., dann „Berm. Schr.“ S. 1 ff. Der Aufsatz von Joh. Friedrich Burg (1689—1766) steht in den „Belustigungen“ VI, 357 ff. Die Parent'schen Untersuchungen sind die „Essais et recherches de mathématique et de physique par Antoine Parent“, T. I. Paris 1705. Vgl. oben S. 55, 3. 22 ff. und über den Streit Danzels Biographie Lessings, 2. Ausg., I, 92. Das vermeintliche Wunder wird Jesajas 38, 8 erwähnt. — 25 ff. Abhandlung u. s. w., „Belustigungen“ VII, 147 ff.; VII, 363 ff. und VIII, 325 ff.; dann auch „Berm. Schr.“ S. 50 ff., 68 ff. und 188 ff.

die Tiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe. — Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich wie einer, 5 der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Rätsel zu machen. Zwar — als wenn man nur 10 die Leser klug zu machen schriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. — Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den „Belustigungen“ von ihm finden, besonders einige Sapphische Oden, die dieses zärtliche Silbenmaß sehr wohl beobachten und viel artige Stellen haben. 15 Das vornehmste aber ist wohl das „Gedicht auf die Bewohner der Kometen“. Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Hr. Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den „Belustigungen“ drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in 20 der That ein Gedicht, und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

25 „Was aber würde wohl dort im Komet geboren?  
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren.  
Ein Volk, das unverletzt vom äußersten der Welt,  
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.  
Wer ist, der dieses glaubt?“

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Hrn. Mylius auf. Er 30 wollte es sein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es sein, der auch andre es zu glauben nötigte. Er setzte sich also und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht gezeugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter 35 seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

13. Sapphische Oden, „Belustigungen“ VII, 145 und VIII, 401, wiederholt „Berm. Schr.“ S. 363 und 372. — 19. drucken lassen, „Belustigungen“ VI, 278 ff.; vgl. Kästners „Berm. Schr.“, Altenburg 1755, S. 69 ff. — 24 ff. Kästners gesammelte Werke, Berlin 1841, II, 72. — 33. Bewohner der Kometen, „Belustigungen“ VI, 383 ff. und „Berm. Schr.“ S. 349 ff.

„Der Voratz an sich selbst war keines Tadels wert;“ wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; 5 nur schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ und in sein ganz Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr als eine einzige schöne Zeile darinne gefunden; diese nämlich: 10

„Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?“

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, 15 wenn er den innern Reichtum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den 20 Aufsätzen, die von seiner Feder in den „Belustigungen“ stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter, und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vor's Maul nehme. Ich wäre auf guten 25 Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

### Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Hr. Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Ver- 30 fasser in dieser Art waren. Männer; denen es weder an Wit, noch an Tiefinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntnis der Welt fehlte: Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — 35 Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtenteils junge

Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. — Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem 5 Jahr 1745 seinen „Freigeist“ anfang und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesezt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne 10 vorher einige Stücke aus dem „Zuschauer“ gelesen zu haben. Diese Art, sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nach-eiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswert. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn 15 denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen und in dieser abwechselnden Armut sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal 20 einsehen. — Hr. Mylius sah sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Teil von seinem „Freigeiste“ sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne giebt, sind etwas mehr als bloße Er-dichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte 25 von des „Boethius Troste der Weltweisheit“ sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bei 30 sich trug. Die Übersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der Adonischen nämlich, und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des „Freigeistes“ anbelangt, 35 so wird auch der eigen Sinnigste Splitterrichter nicht das geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von

der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeist ebenso ordentlich zu verbinden, als man jetzt den Namen Edelmann und Religionspötker verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, 5 welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständnis werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner 10 Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der „Wahrsager“. Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang unterjagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich 15 er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft, und die Satire ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts Schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur skandalösen Chronik der Stadt zu machen. Man schrieb daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt 20 ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. 25 Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstatet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erste Blatt des „Wahrsagers“ kam 30 Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Wit eines guten Freundes noch aus der Not. „Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr 35 Blatt nennen wollen?“ sagte der Herr von R\*\* zu ihm; „nennen Sie es den 'Wahrsager'! Die zu dumm wären, Sie als einen

4. Edelmann, vgl. III, 1, S. 245. — 12. zwanzigste Stück, vgl. E. Schmidt, Lessing I, 172 f.

Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug sein, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen.“ Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig böshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Wert entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin 2c.

## Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

10

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischen-  
spiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das  
erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt „Die  
Ärzte“. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die  
15 drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs  
niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum  
darf ich nun nicht gleich darzusetzen: kurz, es ist ein vollkommenes  
Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunst-  
richter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männ-  
20 liche Moral, eine feine Satire, eine lebhaftte Unterredung, und ich  
weiß nicht, was noch sonst mehr verlangen? Und warum, mein  
Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen  
ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen  
Freund den deutschen Molière nennen sollten. Ein deutscher  
25 Molière! und dieser mein Freund! O, wenn es doch wahr wäre!  
Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte  
seine „Ärzte“ auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm  
gerieten, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht! Kurz  
vorher waren „Die Geistlichen auf dem Lande“ zum Vorschein  
30 gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen  
Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen  
war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm  
eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte und selbst aus  
Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen  
35 Hrn. Krieger. In seinen „Geistlichen“ hatte er die Satire auf

35. Krieger, vielmehr Joh. Christian Krüger (1722—1750), Schauspieler bei der Schönmännischen Gesellschaft. Sein Lustspiel „Die Geistlichen auf dem Lande“, Opz. 1743, steht nicht in seinen von Löwen 1763 herausgegebenen Schriften. Über den Inhalt vgl. Dangel Lessing, 2. Ausg. I, 135.

eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satire halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den „Geistlichen“ nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja, sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, konfisziert. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte passieren lassen, und trug die Abfertigung der Ärzte dem Hrn. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Askulaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein paar Freier, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt „Der Unerträgliche“ und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satire sein, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo ebenso schlecht als dort mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht, ob so glücklich oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. „Die Ärzte“ und den „Unerträglichen“ machte Hr. Mylius bald nach einander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt „Die Schäferinsel“; es ist in Versen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte! — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntnis ihrer Kunst absprechen wollte! Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verrät sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwach-

13 ff. eine Jungfer ... passen würden, noch mehr über den Inhalt siehe bei Danzel, Leipzig, 2. Ausg. I, 135 f.



heit an ihr halte. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr „Die Schäferinsel“ sein sollte, welche Hr. Mylins auch wirklich auf ihr Anraten ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. Solange er damit beschäftigt war, habe ich ihn seiner Geschwindigkeit wegen mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmütigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt „Der Kuß“; es ward komponiert und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitete, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben, ausgenommen: Leben Sie wohl!

## Fünfter Brief.

Rom 4. Junius.

An Kenntniß der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylins gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können; da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und toten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruht ich mich auf seine Übersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der „Sammlung auserlesener Schriften“ dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publikum einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber

ungehalten, und anstatt daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Übersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die „Kosmologie des Hrn. von Maupertuis“, und des „Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra“ die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war, größer, als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen, er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Réaumur, Linnäus, Watson, Lyonet zc. aufweisen konnte. — Aus dem Italienischen hat Hr. Mylius untern andern in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ die „Clitia“ des Machiavells übersetzt, und aus dem Englischen Popens „Versuch über den Menschen“. Durch diese letztere Übersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweiten Bande der „Hällischen Bemühungen“ steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brodes ausstechen. Das Weiterschweifende und Wässrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London in seinem letzten Jahre durch die Übersetzung von „Hogarth's Zergliederung der Schönheit“ zu wissen gezeigt hat. Ja, er ist sogar noch selbst mitten unter den Engländern ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden, und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerspiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte

17 ff. Aus . . . übersetzt, vgl. V, 9 f. — 22. Die „Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks“ hat Mylius in Verbindung mit Joh. Andr. Cramer 1749—47 in 16 Stücken herausgegeben; V. S. Brodes' Übersetzung war Hamburg 1740 erschienen. — 23 f. Hogarth's „Zergliederung der Schönheit“, vgl. oben S. 52; VI, 65. 68. — 32 ff. Er ließ . . . nannte, angezeigt in der Vossischen Zeitung, 1754, Nr. 29. Er hat sich übrigens Christl. Will genannt und sein deutsches Manuscript übersetzen lassen; vgl. Danzel, 2. Ausg. I, 261, Anm.

er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Teil aus dem „Monthly Review“, wo er ganz kaltfinnig und kurz angezeigt wird: Er hat dem Hrn. Glover die Ver-  
 5 abäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen,  
 10 Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke  
 15 bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Hr. Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurteilung des Hallerischen Gedichts „Über den Ursprung des Übels“ in den ersten Stücken  
 20 der „Hällischen Bemühungen“ geflossen ist. Ich sage mit Fleiß: aus seiner Feder, und nicht: aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu sein. Doch ich weiß schon, auf wen die  
 25 größte Schande fällt: auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungenbürden und ihn wie den Veröhnungsbock in die Wüste schicken sollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehemals so schimpflich kritisiert habe,  
 30 oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundere ich seine Großmut, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundere ich — seine Großmut nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen  
 35 hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen. — Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

33. gesucht hat, durch die Veranstaltung von Mylius' Reise. Nähere Auskunft giebt Hallers Bericht in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, 24. Aug. 1754, und Mylius' Tagebuch in 7. Bande von Bernoullis „Archiv“. Vgl. Zimmermann, Leben Hallers S. 300—309.

## Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Wylusischen Reise theilgehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind und ihr Geld bereuen. „Was haben wir nun davon?“ heißt es bei einigen auch hier. „Ehre!“ habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet; „Ehre!“ — „Nichts weiter?“ versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsre Naturaliensammlungen würden vermehren können.“ — „Ei! und also sahen Sie den Hrn. Wylus nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Kommissionär an, der für Sie nach Amerika reisete, um die Lücken Ihres Kabinetts so wohlfeil als möglich zu erfüllen?“ — „Nicht viel anders!“ — „Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl,“ bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, „für was Hr. Wylus eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender, für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts Bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und“ — „Was?“ hat man mich unterbrochen, „uns für Verschwender anzusehen?“ — „Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Hr. Wylus angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen.“ Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu fränken, eine Stelle aus dem satirischen Sendschreiben\*) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge erteilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die „Ermunterungen“ eingerückt, und die Stelle, auf welche ich zielen viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender,“ sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Gerate-

\*) Man sehe diese Vermischten Schriften, S. 280 u. folg.

wohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehalsen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausfallen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennütigen Handlanger einigen Schaden davon haben.“ — Was sagen Sie zu dieser Stelle mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas Prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen und um nichts als um einen Stein oder um ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen sein und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzu sehr nachhänge. — Lassen Sie uns vielmehr zc. —

\* \* \*

Hier gerieten wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig Reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas Weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiedenen Monatschriften zerstreut, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesieen insbesondere habe ich überall zusammengesucht und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich aufreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle

mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen „Abschied aus Europa“ gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. — Mir ist ißt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen und mich seiner Gunst zu empfehlen.

Vorrede zu der 1756 erschienenen deutschen Übersetzung von  
Thomsons Trauerspielen.

Vorrede.

Das Vergnügen, diese Übersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt als Vorredner anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte und bei dieser Gelegenheit anderwärts\*) zusammengetragne Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich nach aller möglichen Ausdehnung zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

Man erwarte hier also keine kritische Bergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken, an die ich den Leser selbst zu kommen nicht lange aufhalten will. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwachhaft macht!

Nach die unter den deutschen Kennern der echten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeinten Übersetzung des seligen Brodes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernste und schreck-

\*) In dem 1. Stücke der „Theatralischen Bibliothek“. [V, 60 ff.]

7f. „Des Herrn Jacob Thomson sämtliche Trauerspiele. I. Sophonisbe. II. Agamemnon. III. Eduard und Eleonora. IV. Tancred und Sigismunda. V. Coriolan. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Vorrede von Gotthold Ephraim Lessing. Leipzig. In der Weidemannischen Handlung. 1756.“ — 28. Brodes, vgl. oben S. 70, 3. 23.

liche Scenen des veränderlichen Jahres eine aus der andern entstehen und in die andre zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm, er mag in der großen oder in  
 5 der kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermitteltst einerlei scharfen Aufmerksamkeit, vermitteltst einerlei feurigen Einbildungskraft wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal und hier die ruhige  
 10 Sanftmut, dort eine nach Regen lechzende Saat und hier die wartende Hoffnung, dort die auf reiner Wasserfläche ietzt sich spiegelnde, ietzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß, dort die Schatten der Witternacht und hier die zitternde Furcht, dort die schwindelnde  
 15 Höhe über schreckliche Meerstrudel herhangender Felsen und hier die blinde, sich herabstürzende Verzweiflung allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurteil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurteil mehr,  
 20 sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn auch in dieser Sphäre für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen?  
 25 Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts als ein schulmäßiges Gewächse hervorbringen. Die Handlung ist heroisch,  
 30 sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besondern Charakter, jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst  
 35 du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja; aber nichts anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele.

Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerngeſtalteſten Menſchen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erſchaffen als die ſchönſte Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte, ſo wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des „Kaufmanns von London“ als des „Sterbenden Cato“ ſein, geſetzt auch, daß dieſer alle die mechaniſchen Nichtigkeiten hat, deren wegen man ihn zum Muſter für die Deutſchen hat machen wollen. Denn warum? Bei einer einzigen Vorſtellung des erſtern ſind auch von den Unempfindlichſten mehr Thränen vergoſſen worden, als bei allen möglichen Vorſtellungen des andern auch von den Empfindlichſten nicht können vergoſſen werden. Und nur dieſe Thränen des Mitleids und der ſich fühlenden Menſchlichkeit ſind die Abſicht des Trauerſpiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr iſt, daß auf ihnen die richtigen Verhältniſſe der Teile beruhen, daß das Ganze durch ſie Ordnung und Symmetrie bekömmt, wie es denn wahr iſt: ſollte ich wohl lieber mein menſchliches Ungeheuer als einen lebendigen Herkules, das Muſter männlicher Schönheit, erſchaffen haben wollen?

Ich ſage: einen lebendigen Herkules, und nicht: einen lebendigen Adoniſ. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Wichtigkeit hat, daß Körper von einer allzu weichlichen Schönheit ſelten viel innere Kräfte beſitzen, und daß hingegen Körper, die an dieſen einen Überfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben ſcheinen: ſo wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen „Horatier“ des Peter Corneille als das regelmäßigſte Stück ſeines Bruders gemacht haben. Dieſer machte lauter Adoniſ, lauter Stücke, die den ſchönſten, regelmäßigſten Plan haben, jener aber vernachläſſigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bei Gelegenheit weſentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke ſind ſchöne Herkules, die oft viel zu ſchwächliche Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Bruſt erforderte.

6. „Kaufmanns von London“, von Georg Lillo, durch welchen Leſſing zu ſeiner „Miß Sarah Sampſon“ angeregt wurde. Vgl. Danzel, 2. Auſg. I, 293 ff. und meine Anmerkungen zur „Sarah“ in Bd. II. — 7. „Sterbenden Cato“, von Abbiſon. — 8. man, Gottſchob.



Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen Engländer anpreisen, drum muß er wohl von den Regeln weniger vorteilhaft sprechen.“ Man irrt sich vor dieses Mal. Thomson ist so regelmäßig als stark; und wem dieses unter uns etwas Neues zu hören ist, der mag es einer bekannnten antibritischen Partei von Kunsttrichtern danken, die uns nur allzu gern bereden möchte, daß es unter allen englischen Tragödienschreibern der einzige Addison einmal regelmäßig zu sein versucht, bei seiner Nation aber keinen Beifall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornehmlich zwei von seinen Stücken nennen. Seine „Sophonisbe“ ist von einer Simplizität, mit der sich selten oder nie ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die „Sophonisbe“ des Mairet und des großen Corneille! Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen! Der einzige Trissino, dessen „Sophonisbe“, als in Italien nach langen barbarischen Jahrhunderten die Wissenschaften wieder aufgingen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem „Eduard und Eleonora“ sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung der „Alceste“ des Euripides, aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall Thomson in der neuern Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte; die mit jener griechischen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug, daß sie unter den wirklichen Begebenheiten stattfinden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die „Alceste“ des Euripides gleichfalls modernisieren wollen, glücklicher als Thomson damit hätte sein können.

18. „Sophonisbe“, vgl. V, 270. — 23. „Eduard und Eleonora“, vgl. Ellinger, „Alceste in der modernen Literatur“, S. 21f.

Doch genug von dem Dichter selbst. Ich komme auf die gegenwärtige Übersetzung, von welcher ich nur dieses zu sagen weiß. Sie hat verschiedne Urheber, die aber über die beste Art zu übersetzen sich sehr wohl verglichen zu haben scheinen. Wenn sie sich über die beste Art der Rechtschreibung ebenso wohl verglichen gehabt hätten, so würde ich den Leser im Namen des Verlegers nicht ersuchen dürfen, den kleinen Übelstand zu entschuldigen, eine gedoppelte Art derselben in einem Bande gebraucht zu sehen.

Eines wollte ich, daß sie bei ihrer Übersetzung nicht weggelassen hätten, nämlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie sind zwar nicht alle vom Thomson selbst, sie enthalten aber alle sehr viel Artiges, und die Epilogen, die von ihm selbst sind, eifern größtenteils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epilogen bei Trauerspielen.

Den einzigen Prologen des „Coriolans“, desjenigen Stücks, welches erst nach dem Tode des Verfassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten, hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen dem Leser nicht gleichgültig sein kann. Er hat den Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Herr Duin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurteilung eines Werks anzuflehen, dessen Verfasser leider nicht mehr ist. Er bedarf keines Vorsprechers, ihr werdet von selbst die gütigen Sachwalter des Verstorbenen sein. Seine Liebe war auf keine Partei, auf keine Sekte eingeschränkt, sie erstreckte sich über das ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne! Ach, ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmütigen Freiheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsrer Thränen mögen davon sprechen! O unverfälschte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich-reizende und edel-einfältige Sitten, o teilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächsten, wo werdet ihr eine andre Brust wie die seinige finden? So war der Mensch

— den Dichter kennt ihr nur allzu wohl. Oft hat er eure Herzen mit süßem Weh erfüllt, oft habt ihr ihn in diesem vollen Hause mit verdientem Beifalle die reinsten Gesetze der schönen Tugend predigen hören. Denn seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leier zu nichts als zu Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können hätte wünschen dürfen! O, möchte eure günstige Beurteilung diesen Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, sein Grab damit zu schmücken!

Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die schwache Stimme des menschlichen Ruhms nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, denen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr entzogen ist, mit welchen seine freigebige Hand und sein gutwilliges Herz das Wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn ihr diesen Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verschafft, was sie nicht mehr von ihm empfangen können, so wird auch noch jetzt in jenen seligen Wohnungen seine unsterbliche Seele Vergnügen über diese Großthat empfinden.“

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm zukommenden Einkünfte seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

Vorbericht Lessings zu: „Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben. Von William Law, A. M.“

„Aus dem Englischen übersezt. 1756.“

### Vorbericht.

Von dem Verfasser dieses Werks weiß der Übersetzer desselben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irland irgendwo gewesen und sich auch noch durch andre Schriften bekannt gemacht hat. Er hat von der christlichen Vollkommenheit, Anmerkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der Unzulässigkeit

27. Die Erzählung in „Lessings Leben“ I, 198 f. [wonach Lessing nur die ersten 4 bis 5 Bogen dieses Werkes und Weiße den Rest übersezt haben soll] kann Zweifel erregen, ob dieser Vorbericht von ihm ist. Inzwischen hat nach den alten Weidmannischen Handlungsbüchern Lessing das Honorar für das ganze Werk erhalten, Weiße nichts. Diese Notiz verdankt der Herausgeber Herrn S. Hirzel. — [Lachmann.] — 32. Fabel von den Bienen, von Maundeville.

der Schaubühne geschrieben und sich auch sonst in den Tolandschen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige „Ermunterung“ hat er zu London 1729 ohne Vorrede ans Licht gestellt. Man will sie also auch im Deutschen mit einem Stücke unvermehrt lassen, welches der Verfasser für unnötig erkannt hat. Jeder Leser mag es nach seinen eigenen Empfindungen bestimmen, was sie für einen Rang unter den geistlichen Büchern verdienet. Sie weitläufig anpreisen, würde ebendas sagen, als ob man an seiner andächtigen Aufmerksamkeit im Voraus zweifeln wollte.

### Vorrede zu Richardsons „Sittenlehre für die Jugend“.

[1757.]

#### Vorrede des Übersetzers.

Afopos, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer zc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema sein. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser bloß anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson für ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrangle ist bei den Engländern der berühmteste Compiler Afopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge auf Anhalten des Verlegers noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten als das zufriedne

21. Richardson, vgl. über ihn und Lessings Verhältnis zu ihm II, S. VI f.

Publikum. Ein gewisser S. Crogal, um seinen eignen Geburten Platz zu schaffen, bekam den liebeichen Einfall, die Fabeln des Lestränge, weil er sie nicht so gradezu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreien. Ihr Verfasser, versicherte er, habe  
 5 sich nicht als ein rechtschaffener Brite, sondern als ein Feind der Freiheit und ein gedungner Sachwalter des Papsttums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freigeborne Jugend geschrieben sein sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründetste nicht  
 10 ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardsons schuldig. Er wollte ihm mit der gewissenhaftesten Genauigkeit abhelfen und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestränge nicht ohne Gewaltthatigkeit eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurückbringen, theils diejenigen, welche  
 15 keine andere als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sei, sich  
 20 weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Teil weg, alles nämlich, was mehr ein lächerliches Märchen als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte, er änderte, er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen  
 25 können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Teil der Fabeln des Lestränge bereits vor vielen Jahren in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig  
 30 zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der „Pamela“, der „Clarissa“, des „Grandisons“ die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einslösung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen als er, wie viel die  
 35 Wahrheit über menschliche Gemüter vermag, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

1. S. Crogal, seit 1732 Archidiaconus zu Salop, starb 1752. Seine „Fabeln“ erschienen zuerst im Jahre 1722, in 9. Auflage 1770. — 9. gegründetste, vgl. IV, 2, S. 47, 3. 20; S. 80, 3. 36.

Es ist durchaus unnötig, sich in eine weitläufigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, dessen Tadeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune mit Recht beschweren können, „se in ordinem cogi“.

Man hat bei der Übersetzung nichts weggelassen als das Leben des Hofpus. In Ansehung des Äußerlichen aber hat sie vor dem englischen Originale, sowohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17. März 1757.

### Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757.

Von einem Grenadier.

15

Mit Melodieen.

(1758.)\*

#### Vorbericht.

Die Welt kennet bereits einen Teil von diesen Liedern; und die feinem Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk sein muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem ebenso viel Heldenmut als poetisches Genie zu teil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheint er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

\*) Berlin, bei Christian Friedrich Voss. (1758.) 12. Mit einem Titellupfer und einer Bignette von J. B. Weif.

2. Jean Baptiste Morvan de Bellegarde (1648—1734), fruchtbarer französischer Schriftsteller. — 6. „se in ordinem cogi“, er werde in eine Reihe eingezwängt.

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer und die *Πέοβατα* der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtaüs könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz, für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und alle sein Erhabenes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts, und prahlen und schimmern scheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen, und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligsten Gemälden des Roszbach'schen Liedes.

Seine Sprache ist älter als die Sprache der jetzt lebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigeren Stände, die wir „das Volk“ nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

6. Spartaner. „Berlin sei Sparta!“ hatte Gleim in dem Kriegslied zur Eröffnung des Feldzuges ausgerufen. Vgl. aus der Recension der Kriegslieder in der Vossischen Zeitung vom 7. Januar 1758 (IV, 2, S. 286): „Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtaüs, vor den neuen bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen.“ Lessing an Gleim, den 12. Mai 1759: „Der Hr. Hypertritus W\* hat recht und hat auch nicht recht. Tyrtaüs war freilich kein geborner Spartaner, ob er gleich auch nichts weniger als ein Messenier war, wofür ihn dieser Herr ausgiebt. Aber er war ein spartanischer Feldherr; und war Keith kein Preuße, weil er ein Schotte von Geburt war? Einerlei Kriegszucht, nicht einerlei Himmelsstrich macht im Soldatenstande den Landmann. Mehr brauche ich zu meiner Verteidigung nicht zu sagen.“ — 12f. sein Erhabenes ist naiv. Lessing an Mendelssohn, den 18. August 1757: „Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden, als möglich; es geschieht also freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist; aber die Naivetät ist deswegen nicht ein wesentlicher Charakter des Erhabenen.“

Auch seine Art zu reimen und jede Zeile mit einer männlichen Silbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Drommete Ähnliches zu hören glaubet.

5

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Altertume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden sein.

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremptas  
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,  
Plurima securi fudistis carmina Bardi.\*)

10

Karl der Große hatte ihre Lieder, soviel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Bücherstaals. Aber woran dachte dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher und also auch diese Lieder nach seinem Tode an den Meistbietenden zu verkaufen befohl? Konnte ein römischer Kaiser der Armut kein ander Vermächtnis hinterlassen?\*\*) — O, wenn sie noch vorhanden wären! Welcher Deutsche würde sich nicht noch zu weit mehrern darum verstehen als Hiccs?\*\*\*)

20

Über die Gesänge der nordischen Skalden scheint ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden, und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie und waren verbunden, sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen

\*) Lucanus.

\*\*) *Eginhartus in Vita Caroli M., cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur pretiumque in pauperes erogaretur.*

\*\*\*) *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca, c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina. [Er möchte gern bis zu den äußersten Grenzen von Karls Reiche reisen, um sie zu lesen.]*

1f. Auch ... ist alt, sie ist der alten englischen Ballade von der Jagd von Cheviat nachgebildet, die aus Percys Relicks bekannt wurde. — 9ff.

Auch ihr Sängern der tapfern, dem Krieg erlegenen Seelen,  
Die ihr durch euer Lob der fernsten Nachwelt vermählt habt,  
Habt sehr viele Lieder, treuherzige Barden, gedichtet.



Lieder vermuteten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich, so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie  
5 fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Überbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben,\*) umgesehen und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere  
10 Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter seiner Aufmerksamkeit wert geschätzt und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studiert: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preussischen Barden zu urteilen. Andere Beurteiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen  
15 die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir  
20 aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt in den Höhlen der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingefungen:

„Was liegt du, nackender Pandur,  
Recht wie ein Hund im Loch  
25 Und weist deine Zähne nur  
Und bellst? So beiße doch!“

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied  
30 soll gesungen haben. Zwar, falle er bald oder spät, seine Grabchrift ist fertig:

*Εἰμι δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνναλλοιο ἀνακτος  
Καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμειος.*

\*) Andreas Bellejus und Petrus Septimus.

32 f. Diese Verse des Archilochus (vgl. Lessings Brief an Gleim vom 5. Septbr. 1758) sind aus Athenäus XIV, 23, p. 627 c. Nach Geibel V, 121:

Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Cynalischen Kriegsgott,  
Aber des Musengescheuts walt' ich, des holden, zugleich.

# Friedrichs von Logau Sinngedichte.

Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters

herausgegeben von

C. W. Ramler und G. C. Tessing.

5

1759.

Vorrede.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau Deutscher Sinngedichte dreitausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Ditzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird. 10

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Bernicke keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit 25

17 ff. Und ... zu schreiben, er sagt in der „Vorrede an den Leser“ S. III f.: „So wäre dennoch unter allen kein Martialis in ihrer eigenen Sprache anzutreffen.“ — 21 ff. daß ... scheine, ebd.: „Und daß er (Morhof) dannenhero der Meinung sei, daß es sich in der deutschen, ihrer vielen Umschweife halber noch viel weniger würde thun lassen.“ — 25. gekannt haben, er hätte ihn, wie Redlich bemerkt, durch seinen Lehrer Morhof (1639—91), wenn auch nur unter dem angenommenen Namen, kennen lernen können; denn dieser sagt im letzten Kapitel seines „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsäßen“, Kiel 1682, S. 691: „Salomo von Golau, ein Schlesier, hat dreitausend teutsche Epigrammata geschrieben, denen an Scharfsinnigkeit nichts fehlt, nur ist der Numerus bisweilen hart.“

gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht  
5 haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise dienen, daß Logau unbekannt  
10 gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes. Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung  
15 ein Genügen leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden, und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eines von den ältesten adligen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus,  
20 Altendorf, liegt in dem Fürstentum Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sei aus böhmischen oder schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch  
25 blühte unter der Regierung des erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben. Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedächtem George verschiedentlich  
30 verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward zufolge seiner Grabchrift,

2 ff. Ein . . . erkundigen, vgl. unten den 43. Litteraturbrief. — 20. Christian Gryphius, der älteste Sohn des bekannten Dichters Andreas Gryphius, geb. 1619, starb 1706 als Rektor des Magdalenenums zu Breslau. Sein erstes Werk „Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden“, Leipzig 1697, hatte sein Gönner, Balthasar Friedrich von Logau, drucken lassen. — 24 ff. Auch . . . danken haben, diese Ausgabe ihrer Lehrgedichte über die Jagd, cura Geo. Logi, erschien Venedig 1534. Lessing hatte sich über ihn angemerkt: „G. v. L. oder, wie er sich auf lateinisch nannte, Logus, einer von den Ahnen unsers deutschen Dichters. — Man vergißt durchgängig unter seinen Schriften mit anzumerken, daß er auch Lucii Petrei Zanchi Poemata varia herausgegeben, die wir wahrscheinlich ohne ihn nicht haben würden.“ Er lebte, nach Zöcher, von 1485—1553. — 29. Friedrich Lucä aus Brieg (1644—1708) schrieb u. a. „Schlesiens curiose Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronica“.

die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Eltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt, auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studiret, ob er gereiset *ic.* Wir finden seiner nicht eher als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, 5  
Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogtum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räte hatte. Unter den 10  
Räten des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb und die Fürstentümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Los auseinanderzusetzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz 15  
verlegte und seinen Logau als Kanzleirat mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der 20  
Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzu kurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma ist, hätte versuchen können. Unterdes hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, 25  
einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Samm- 30  
lung, die den schon erwähnten Titel: „Salomons von Golau Deutscher Sinngedichte dreitausend“ führet, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Klossmanns, gedruckt und macht einen Oktavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden

1. Cunrad, Silesia togata, S. 176. — 2 ff. Seine . . . gereiset *ic.*, vgl. die Einleitung zu „Fleming, Logau und Olearius“ der Nat.-Litt. (Bd. 28). — 18. einem, Sinngedicht 1150. — 30. ob sie . . . ist? Das ist sie wirklich. Lessing selbst fand später in Breslau ein Exemplar, welches er an Ramler schickte, und das dann allerdings, als er es durch einen Neffen seines Freundes Aleist nach Breslau zurückschickte, verloren ging. Später erhielt er durch Benzler ein zweites Exemplar geschenkt, scheint aber dessen Abgabe nach Breslau, die er beabsichtigt hatte, unterlassen zu haben.

wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen sein, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt und von den Bücherkennern bestätigt wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im 5 Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden“ aufgenommen ward. Wenn der „Sprossende“ in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeiget haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publikum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz den fünften Julius im Jahre 1655 und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es 15 war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unsrer neuen Ausgabe das Nötige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft 20 sich, außer einigen eingeschobenen größeren Poesieen, auf dreitausend fünfshundert und dreiundfünfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut sein können? Unsere wahre Meinung zu sagen, diese ungeheure Menge ist 25 vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug und siebenmal etwas sehr Mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge sein, ihn dieses nach- 30 teiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittel herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittel gut ist.

4. Johann Sinapius in seiner ersten „Vorstellung schlesischer Kuriositäten, oder von den ansehnlichen Geschlechtern des schlesischen Adels“, Leipzig 1720. — 9. „Sprossende“, Georg Neumark, „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum“, Nürnberg 1668, S. 292. — 13. fünften, vielmehr den vierundzwanzigsten. — 16. Lohenstein, über ihn vgl. IX, 2, S. 86, 3. 15. „Gottsched und die Schweizer“ (Nat.-Litt.) S. 42, 3. 20, sowie Nat.-Litt. Bd. 36. — 17. Bis hierher rührt die Vorrede entschieden von Lessing her. Über das Folgende vgl. Kamler in der Vorrede zur neuen Auflage, Leipzig 1791, I, S. X: „So weit geht die Nachricht meines Freundes, des seligen Lessings, mit dem ich diesen Dichter im Jahr 1759 herausgab. Wir theilten uns in diese Arbeit auf folgende Weise“ u. s. w. (vgl. unsere Einleitung).

Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es unserer Wahl wert gewesen. Ist es nicht allezeit Wit, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat. 5

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Änderungen anzunehmen und einige ihnen zufolge selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte. 15

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden, und haben es alsdann in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht. 20

Wie groß unsere Hochachtung für diese feine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beigelegt haben, deutlich genug erkennen. Ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen. 25

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als fünfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich 35

10. Stollischen Bibliothek, Gottlieb Stolle war Professor in Jena, Vorsteher der Jenaischen deutschen Gesellschaft und geborener Schlesier, aus Liegnitz, 1673—1744. Über seine Bibliothek vgl. Gottsched, „Vorrat“ I, S. 11 und dessen „Cato“ S. 33. — 20 ff. Vgl. dazu Lessings Bemerkungen „Zur Geschichte und Litteratur. Fünfter Beitrag“, Braunschweig 1781, S. 19.

(1702) „S. v. G. auferweckte Gedichte“ herausgegeben. Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinn-  
gedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Un-  
genannte war vielleicht schuld, daß unser Logau noch tiefer in die  
5 Vergessenheit geriet und nunmehr mit Recht zu einer neuen Be-  
grabung verdammt werden konnte. Derjenige Teil seiner Gedichte,  
welchen man ohne Wahl auferweckt hat, ist nicht allein mit un-  
endlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden, sondern  
die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert  
10 worden, daß Nachdruck, Feinheit, Wit, alle Sprachrichtigkeit, ein  
jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters,  
ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir  
führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter  
15 einigen Geschmack finden, so freuen wir uns, daß dadurch die Be-  
schuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern  
allbereits von der Bahn des Natürlich-Schönen abgewichen wären  
und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen  
Seite übertrieben ist.

20 Berlin, den 5. Mai 1759.

Die Herausgeber.

### Wörterbuch.

#### Vorbericht von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die  
25 Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landes-  
leute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Opitz  
gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm  
Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben,  
30 die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen  
Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält,  
der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß.  
Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich  
und körnigt, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er  
35 straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von  
Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und  
launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war,\*) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet,\*\*) machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten.\*\*\*) Er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersezt. So nennt er z. B.

Nomen adjectivum et substantivum das zusätzliche und eigenständige Wort,†)

Accentus Beilaut,††)

Inventarium Fundregister zc.†††)

Doch war er auch kein übertriebener Purist, er spottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen,†) ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erstern aus dem Französischen und Englischen, nachdem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herübernehmen, nicht zu

\*) Sinngedicht 257 und 398.

\*\*\*) Sinngedicht 257:

„Die Mufen wirkten zwar durch kluge Dichterstinnen,  
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden können,  
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,  
Daß Deutschland ist blutarm; drum geht es so gesickt.“

\*\*\*\*) Sinngedicht 1594:

„Wer nicht Französisch kann,  
Ist kein gerühmter Mann“ zc.

†) In der Überschrift des 488. Sinngedichtes.

††) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsilbigen Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526:

„Deutscher Reinkunst meistes Wert steht im Beilaut oder Schalle;  
Ob der Silben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.“

†††) Sinngedicht 2363:

„Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;  
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und zuvor erheben,  
Bis ein Fundregister da (seht mir an den klugen Rat!),  
Bis zuvor sie sei gewiß, was für Kraft die Erbschaft hat.“

Mehrere glücklich übersezte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

†††) Sinngedicht 1747. — [„Venus soll man mehr nicht sprechen, nur Lustinne soll man sagen.“] — über Zesen vgl. I, S. 171, B. 5.



gedenken, so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben  
 5 alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu  
 10 sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz  
 15 *callidam juncturam* nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vorteile,  
 20 welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vorteile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vorteilen, sofern wir dergleichen bei unserm  
 25 Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine sügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

## I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. 3. C.

30 Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,  
 Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.\*)

Er thut dieses 1. bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstrakta ausdrücken und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden, allwo es zu einer besondern Schönheit wird:

35 \*) (IV, 51.).

14. Horaz, *De arte poetica* 47 sq.

*Dixeris egregie, notum si callida verbum  
 Reddiderit junctura novum.*

— 15. *callidam juncturam*, schlaue Verbindung.

Aber Reid hat scheel gesehen,  
 Und Verhängnis ließ geschehen,  
 Daß ein schäumend wilder Eber  
 Ward Adonis' Totengräber.\*)

Hier werden der Reid und das Verhängnis durch die Weglassung  
 des Artikels zu Personen gemacht, welches weit stärker und poetischer  
 ist, als wenn es hieße: „Der Reid hat scheel gesehen, Das Ver-  
 hängnis ließ geschehen“. Ebenso auch (IV, 11):

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben zc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen. 10

2. Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der un-  
 bestimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen  
 Zahl ohnedem schon wegzulassen genötigt ist. Z. E. (VII, 71):

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. 15  
 Ferner (X, 87):

Gieb mir geneigten Blick!

Anstatt: einen geneigten Blick, oder geneigte Blicke. Man sehe,  
 welche gute Wirkung dieses in den „Kriegsliedern des preussischen  
 Grenadiers“ hervorbringt: 20

„Wie krieg'rische Trompete laut  
 Erschalle, mein Gesang!“

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang“ zc.,

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder herrliche Gesänge. 25

„Er faßte weisen Schluß,“

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

## II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter, nicht allein  
 in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen 30  
 Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat,\*\*)  
 ein stätig Gaul,\*\*\*) ein kriechend Erdegeist u. s. w.

\*) (VI, 36.)

\*\*\*) (IV, 4.)

\*\*\*) Sinngedicht 91.

21 f. 24. 26. Alle drei Stellen sind aus Gleims „Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa, den 5. Dezember 1757“. — 32. ein kriechend' Erdegeist u. s. w., so noch bei Schiller (Nat.-Vitt.) III, S. 225, Z. 19: „gewöhnlich Mensch“. Vgl. J. Meier, Neue Beiträge zur zc. des Schillerschen Textes S. 9. Lobenstein, Hyacinthen S. 39: „unser flüchtig Glanz“, Arminius 1731 I, 10. Dpiß ed. Tittmann S. 238: „Diß Jammer“.

## III.

Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. 3. G.:

Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret, \*)

5 für: unsere Freiheit;

Nachwelt werd' ihm alles Frech gar vergessen oder schenken, \*\*)

für: alle Frechheit;

— — — ein solches Klug,

Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug, \*\*\*)

10 für: eine solche Klugheit;

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt, †)

für: freie Wahrheit;

Canus geht gar krumm gebüct,

Weil ihn Arm und Alt so drückt, ††)

15 für: Armut und Alter;

Und ernähren fremdes Faul, †††)

für: fremde Faulheit.

## IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbständigen 20 Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. 3. G.:

Nich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,

Unter Augen dem zu gehn zc., \*†)

25 für: ich werde nur brünstig gemacht;

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:

Wollte, mein' ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten, \*††)

für: er wollte ein Spital halten;

Nikus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden,

30 Wollt' ihn nicht; sie freit' ihn aber, seiner dadurch los zu werden, \*†††)

für: sie wollt' ihn nicht;

\*) Sinngebiht 157.

\*\*) (XI, 24.)

\*\*\*) Sinngebiht 1259.

35 †) (X, 8.)

††) Sinngebiht 1820.

†††) Erste Zugabe, Sinngebiht 201.

\*†) (III, 31.)

\*††) (IV, 48.)

40 \*†††) (IV, 80.)

Wenn im Schatten kühler Myrten  
 Sie sich kamen zu bewirten,  
 Folgte nichts als lieblich Liebeln,  
 Folgte nichts als tückisch Bübeln,  
 Wollten ohne süßes Küssen  
 Nimmer keine Zeit vermissen,\*)

5

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

## V.

Logau trennet von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Bortwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzet zwischen beide irgend ein ander Redeteilchen, um die Worte für das Silbenmaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.:

15

Ei, ich will's ihm ein noch treiben; dieses Ding muß sein gerochen,\*\*)

für: ich will's ihm noch eintreiben;

Lieb' und Geiz sind solche Brillen, welche dem, der auf sie stellt,\*\*\*)

für: der sie aufstellt zc. Izo müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf, er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Silbe **ge**: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel, die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

25

## VI.

Logau setzet die Endsilbe **lei**, die wir iht nur bei den teilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fremdwörtern und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.:

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,  
 Denn feinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden zc. †)

\*) (VI, 36.)

\*\*) Sinngedicht 1041.

\*\*\*) Sinngedicht 1317.

†) Sinngedicht 779.

35

Wie weitschweifig müssen wir iht dafür sagen: „Denn eine Geburt, wie seine war“ 2c.

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel  
Berehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.

5 Nun Krieger getreten in Zippelpejzorden,  
Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden. \*)

Dieserlei sagt hier nicht so viel als dieser; es scheint auch nicht so viel zu sagen als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Überdem da wir dieses  
10 lei bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden, denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die schlesische Mundart kömmt hier mit der schweizerischen überein, welches man aus folgender  
15 Stelle, die Frisch aus Geilers von Kaisersberg Postille anführt, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in lei vortrefflich: „Ein Sun ist nit anders, dann ein Ding, das da lebet von einem lebendigen seinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich kann  
20 die Species nicht baß teutschen. Wärme, die du in dir hast, sind nicht deinerlei.“

## VII.

Logau konstruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.:

25 Für ein Einzles, das man thut,  
So es ist zu nennen gut,  
Kann man zehen böser Stücke.  
Rechnen ab und ziehn zurük, \*\*)

nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr  
30 wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt und man den Hiatus vermeiden will.

## VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangsilbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts

35 \*) Sinngedicht 1586.

\*\*\*) Sinngedicht 2470.

15. Frisch, „Deutsch-lateinisches Wörterbuch“, Berlin 1741, I, 610, s. v. seh. — Geilers von Kaisersberg, diesen zog Lessing auch für sein „Deutsches Glossarium“ aus. Lessings Werke 7.

verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. B.:

Die weitgereifte Würze —,\*)

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; miewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Stil, bei- 5 behalten;

Gott sei Dank für meinen Schmach zc.,\*\*)

für Geschmach; desgleichen auch Ruch für Geruch;\*\*\*)

Wer der Arbeit Mark will nießen zc.,†)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn (welches noch üblich 10 ist), linde für gelinde, Sang für Gesang,††) bracht für gebracht zc. Mit der Anfangssilbe *be* verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. B. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dies, daß einer Lobens wert zc.,†††)

müht für bemüht,\*†) hausen für behausen, mir liebet, 15 für mir beliebet zc.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen 20 ist, alle Eigentümlichkeiten der schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsre heutigen Schriftsteller vielleicht einigen 25 Vorteil ziehen könnten.

## II.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinn-  
gedicht 13:

Rinder — — —

30

Die des Vaters tapfern Sinn

Und der Mutter schönes Rinn

Liebtlich werden abegleichen.

\*) Sinngedicht 403.

\*\*) Sinngedicht 1725.

\*\*\*) Sinngedicht 1727 und 1148.

†) (II, 78.)

††) (IV, 101.)

†††) (III, 50.)

\*†) (XI, 130.)

35

40

Ablangsrund, wofür wir ikt länglichrund, oval; sagen. Sinnng. 2410, wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde?

Ist der Erdkreis, wie man meint, ablangsrund als wie ein Ei zc.

5 Allengefallenheit, ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben, allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκία des h. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit anstatt: in alten Zeiten, vor alters (V, 102):

10 Jakobs Stamm klagt alter Zeit  
Über schwere Dienstbarkeit.

Fleming sagt:

„Die Freude mitte nehmen,  
So sich giebet dieser Zeit“ zc.

15 Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges zc.

Angehen, einen; in dem eigentlichen Verstande, für anfallen. Sinnng. 725:

20 Er steht viel fester noch, als feste Cedern stehn,  
Die Regen, Tan, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angeichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte sehen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinnng. 176:

25 Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angeichts,  
Wann Gott gebent, zerstäubt — —.

Angler für Engländer. Sinnng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort englisch sei das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in engländisch verwandeln wollen; ang-  
30 lisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, englisch, kömmt von unserm alten Worte Angler ebenso natürlich her als französisch von Franzose, holländisch von Holländer, italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in engländisch verwandeln, wie man die Franzosen

5. Allengefallenheit ist die Überschrift von III, 26 der Lessing-Namlerschen Ausgabe. — 8. h. Paulus, Kol. 1, B. 10. Das V. Hauptstück der Abhandlung Lessings von der Art der Ausbreitung der christlichen Religion sollte handeln „1) von der Allengefallenheit“ der ersten Christen. — 12. Fleming, „Der Oden viertes Buch“, Nr. 13: „Auf eines seiner besten Freunde Geburtstag“, Str. 2. „Jener Zeit“ S. 99 (1791). — 17 f. anfallen, vgl. Opitz, Züricher Ausgabe S. 499.

aus eben der Ursache zuweilen in die französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen, einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinng. 2790:

Eisen schüthet zwar den Mann,  
Wenn Gewalt ihn sprengt an zc.

5

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillstand (XIII, 4). In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen als Waffenstillstand. 10  
3. C.:

Anstand kam zwar manchmal auch mit der Krankheit sein,  
Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten ohne Anstand, Anstand nehmen im Gebrauche.

15

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden, und die Kurierung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, insoferne sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonieen und Fechterstreichs verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, 25 um das 2624ste Sinngedicht unsers Logaus über die Gicht zu verstehen:

Was man auch der Gicht immer schuld gleich gebe,  
Ist sie fecht'riich doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel 30 Aufhebens machen, den man eigentlich nur von unnötigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sei nach dem lateinischen extollere (*laudibus*)

23 ff. Vgl. Lessing (Nat.-Litt.) II, S. 383, Z. 14 und den Anfang von Lessings „Nötiger Antwort“: „Endlich scheint der Herr Hauptpastor Göze, nach so langem, ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.“ Hogarths „Zergliederung der Schönheit“, übersezt von Mylius, 2. Abdruck, S. 111: „Der Markt ist voller Personen, die sich dazu schiden; einige davon sind England eigen, als zum Exempel der Klopffechter, welcher seinen Kampf ankündigt.“



gemacht worden (gleichwie man erheben für Loben wirklich darnach gemacht hat), so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augst für August. Zweite Ausgabe, [S.] 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:

„Mir ist gewaltig warm“, so trocknet er die Stirne,

Eröffnet sein Gewand, entdeckt sein Gehirne;

Obchon für grünem Frost des Daches Nagel springt.

10 Spricht jener: „Mir ist kalt“, obgleich die Tropfen zwingt

Die Hit' aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern

Und ließ' ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod, weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinn. 1806.

### B.

Bar, 1. für bloß, leer. Sinn. 1721:

— — ist an Ehr' und Namen bar.

2. für barfuß, unbeschlagen. Sinn. 1513:

Polsche Pferde gehen bar, polsche Leute gehn beschlagen zc.

20 Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinn. 1267:

Der Zorn ist eine volle Bach.

Auch Dpiß, Tscherning, Fleming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind.

25 Man sehe, wie Logau Sinn. 975 die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!

Bei Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder,

Bei Bürgern besser noch Bankart, und im Geschlechte

30 Der Edeln Bastarte, und Beischlag auch Unehchte

Bei Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern sein sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehe-

35 Bastart aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit

23. die Bach, vgl. unten den 127. Litteraturbrief. Fleming (Nat.-Litt.) S. 38. —

35. Bastart, vgl. „Nathan“ (Nat.-Litt.) III, 1, S. 109, B. 2209 f. „Altdeutscher Witz und Verstand“ (Wolfsenblitter Beiträge III, 205):

Und wern pandhart, pasthart und hurenkint.

geringern Stande als der Vater gewesen sei; ja, dieser Nebenbegriff ist bei den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine uneheliche Geburt sollte gesehen werden. Beischlag klingt ziemlich nach der Stuterei. Unehchte Kinder glaubt man ist weit feiner natürliche Kinder nennen zu können, welche Benennung nach Logaus Zeiten aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem sogenannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehört und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kekskind (auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560):

Sie sagten seltzam Märe  
Wohl auf den werden Mann,  
Wie er ein Kekskind were  
Und möcht' kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr, nämlich die thätige Bemühung, eines andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507, wofür wir jetzt Lebensnotdurft sagen.

Befahren, sich, für befürchten, Sinng. 38, ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren,“

anstatt: die Besorgnisse meiner Seele. Überhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landesleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten. Sinng. 2477, wofür wir ist, etwas wohlklingender, begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinng. 545:

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben &c.

4. Beischlag, vgl. Reichsanzeiger 1794 I, 743. — 23. Sinng. 38, vgl. auch „Amadisjungfern“; D wie befahrte Rom ein großes Unfalls Wetter. Fleming S. 150. 230. Ditz, Züricher Ausg. S. 442. Breslauer 1629, I, 231; sich befahren. II, 129. Gebite und Biefter, Berlinische Monatschrift VI, 101. IX, 229.

Belieben (I, 71) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Ebenso sagt er (IX, 104) beherzen und beküffen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

5 Be=moß übersezt Logau: das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdienet, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit (XI, 25). - In einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

10 Bescheinen, etwas, ihm einen Schein, eine Anstrich geben. 2. Zug. 72:

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n bescheinen,  
So wissen sie kein bessers Mittel als das Weinen.

Besinnen; dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reci-  
15 profum ist, braucht Logau als ein bloßes Aktivum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als seinen Scharffinn an etwas zeigen, worauf sinnen und es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254:

O Lieber, wie viel ist's, das ich pflag zu besinnen?  
20 Geh, zähle mir die Stern' und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch bei Fleming:

25 „Die Gesellschaft sprach ihm zu:  
Damon, was besinnest du?“

Besitzen, sich worauf setzen (VII, 74):

Redlich will ich lieber schwitzen,  
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegenteil von dem gebräuchlichem Un-  
30 besonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der, für Beständigkeit. (III, 88 und) Sinnged. 211:

— Hoffnung kriegt die Kron'  
Und Bestand den rechten Lohn.

35 Bestehen; 1. als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben, Sinng. 946:

18. excogitare, vgl. S. Dach ed. Hierley S. 836. — 23. Fleming, „Der Oben-  
viertes Buch“, Nr. 1: „Auf Verreisen eines seiner guten Freunde“, Str. 1 (Nat.-Litt. S. 40,  
B. 6). Ausg. von 1791 S. 389. Vgl. ebd. S. 521. 610. 643.

— — — im Rücken  
Bestand der heiße Pfeil zc.;

2. als ein Aktivum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel, als einem Dinge standhalten, es ausstehen. Im „Heldenbuche“ lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters 5 „Don Quigote von Mancha“ kommt der Ausdruck ein Abenteuer bestehen häufig vor. Logau sagt (XIII, 11):

Nähmen sie wohl eine Welt und bestünden noch einmal,  
Was bisher uns dreißig Jahr zugezählt an Not und Qual?

Und Ditz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehen.“

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerkt haben. Sinng. 2135:

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen:  
Morgen kommen sie doch wieder; kann man sie gleich heute füllen. 15

Beischub, Hülfe, Vorschub (XI, 112):

Ptochus rufet seinen Freund in der Not um Beischub an zc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: „O Mensch, beweine 20 dein Sünde groß“ zc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen (III, 37):

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,  
Bleibt aber, wo er ist; kömmt selten höher an. 25

Biedermann ist zum Teil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Komposita, als Biederweib (V, 6):

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut  
Ist manche —, 30

desgleichen Biederherz (V, 20), Biederwesen Sinng. 761, Biederjinnen Sinng. 2210:

Werter Freund, du lieber Alter, alt von alten Biederjinnen,  
Alt von Jahren, Wit und Ehre —.

Und w<sup>elch</sup> ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermänne erhält. In den Fabeln des von Niedenburg finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Tierkreis. Erste Zugabe 201.

10 Bindlich; 1. als ein Beiwort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2448, einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebewort, so viel als stricte: (III, 9) sich bindlich wozu erklären.

Blaffen; pallere, pallescere, als ein Aktivum (XIII, 10):

15 — — — röten,  
Was Totenasche blasset.

2. als ein Neutrum (IX, 76):

20 Der ist nicht alleine bleich,  
Wer nicht satt ist und nicht reich;  
Großes Gut und stetes Prassen  
Macht vielmehr die Leute blaffen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365:

— — Du achtest Gott so klein

Und kannst doch ohne Gott nicht einen Blick nur sein.

25 Blicklich, als ein Nebewort, für alle Augenblicke. Anh. 138:

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Fleming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,  
Die ihr blicklich hin müßt geben?“

30 Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinng. 1131:

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;  
Du läufft mit und hast dich blitzlich deinem End' entgegen funden.

2. Lobliede ... Anthyrus, dieses apotryphe Stück, aus 28 achtzeiligen Versen bestehend, das im Dobberaner Kloster in einem vermauerten Schrank gefunden sein sollte, ist, wie Neblisch ermittelt hat, abgedruckt in Neumark's „Neu-Sprossender Teutscher Palmbaum“, Nürnberg 1668, S. 120—27, in Westphalens Monumenta inedita rerum germanicarum, Lips. 1739, I, 1526, und hieraus in Gottsched, „Das Neueste aus der aumütigen Gelehrsamkeit“, Bd. 2, Spj. 1752, S. 765 f. — 3. Neumark, „Palmbaum“, S. 121, Z. 1. — 4 f. Biederlob ... erhält. Vgl. Ramler in Biebers „Berlinerischen Blättern“, Januar 1798, S. 25 f. Herrig, Archiv für neuere Sprachen, Bd. 73, S. 266. — 5 f. von Niedenburg, vielmehr Ulrich Boner. Vgl. Lessings „Zweite Entdeckung“ über die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“. — 27. Fleming, „Der Oben erstes Buch“, Nr. VIII, Str. 10.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498:

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren zc.

Bruch, braccæ, Hosen (plattd. Brocke). Sinng. 1573:

Troßt mancher noch so hoch,

So trifft er endlich doch

Für seine Füße Schuch,

Für seinen Sitzer Bruch.

5

Brunst, Sinng. 2164:

— — — Denn wilder Tiere Junst

Segt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.

10

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Tiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachteilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor und bedeutet so wenig etwas Übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. B. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst zc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Dpitz, Morhof zc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch [1. S. 146] in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst.“ Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunst noch Brünst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. „Döbels erfahrenen Jäger“.

30

Brunst, anstatt Brand, Verbrennung, Feuerbrunst. Sinnged. 91 hat zur Überschrift: Die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unfre Welt ist schlägefaul,

Setzt sich wie ein stätig Gaul.

Will sie Gott zustande bringen,

Muß er sie mit Feuer zwingen.

Jene Welt ertrank durch Blut,

Diese Welt erfordert Blut.

35

Und Dpiz sagt:

„ — — so viel Schriften — —

Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst  
Zu dämpfen, hat vermocht. — —“

Bübeln. 1. betriegen, Unterschleif machen (X, 34):

Wer im Geringsen bübelt zc.;

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in  
dem Ausdrucke huren und huben findet (VI, 36):

Wenn im Schatten kühler Myrten

Sie sich kamen zu bewirten,

Folgte nichts als lieblich Liebeln,

Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende  
Weise: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler; buhlt und wird gebuhlt nicht  
münder.

Büttner oder Bütner für Böttcher. Sinng. 1530. Das  
alte Wort heißt buittin, ein hölzern Gefäß, plattdeutsch: eine  
Bütte.

## G.

Carl; so schreibt Logau, wofür wir icht Kerl schreiben.  
Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beibehalten sollen, weil  
das alte gotische Wort Karle heißt.

## D.

Dannen braucht Logau öfters für von dannen. B. C.  
Sinng. 895:

Alle Flüsse gehn ins Meer,

Alle kommen dannen her.

Sowie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —

Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung  
für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden (XIII, 10):

1. Dpiz, „Jatna“, B. 63 ff. ed. Tittmann S. 80. — 18 f. eine Bütte, aber auch  
von Lessing gebraucht (Nat.-Litt.) I, S. 130, Nr. 32. — 29. „Fabeln aus den Zeiten der  
Minnesinger“, LV, B. 27 und XXVII, B. 30. — 32. alten Bedeutung, vgl. das Glossar  
zu „Kriemhilde Nache“ Sp. 1. 16. Deutsches Museum 1776, I, 393.

— — — Ihr Poeten,  
 Der Tod kann keinen nöten,  
 Den ihr und eure Sinnen  
 Nicht lassen wollt von hinnen.  
 Die alten kühnen Degen  
 Gehn noch auf unsern Wegen,  
 Die ihrer Druden Lieder  
 Nicht ließen sinken nieder.

5

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bei viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreißig Jahr darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der Deutschen Akademie zweiten Hauptteils erste Abt. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau dem ersten Ansehen nach in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667:

Gottes Wort leucht helle,  
 Gottes Wort lauft schnelle:  
 Wer denn will es demmen?  
 Wer denn will es hemmen?

20

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anhang, 228:

In vollem Saufe leben, nur schlemmen, demmen, zehren,  
 Ist hofenmäßig. Sorgen, woher es zu gewähren,  
 Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachschätze sagt sehr wohl: *Demmen proprie est, noctes convivii vigi-  
 latas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quam-  
 cunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.*

Denken. Logau macht hievon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84:

Es denkt mich noch ein Spiel bei meinen jungen Jahren.

35

11. Des Frankfurter Kupferstechers Joachim von Sandrart (1606—1688) „Academia tedesca della Architettura, Sculptura e Pittura, oder Deutsche Academie der edlen Bau-, Bild- und Malereykunst“ erschien Nürnberg 1675—79. Bgl. den 13. „antiquarischen Brief“ IX, 2, S. 78, 3. 5. — 16. Sinng. 1667, Nat.-Litt. S. 179, Nr. 198. — 29. Der Spate, d. i. Caspar von Stieler aus Erfurt (1632—1707). Sein Lexikon „Der teutschen Sprache Sprachbaum und Fortwuchs, oder teutscher Sprachschatz“ erschien Nürnberg 1691. — in seinem Sprachschätze, S. 290.



Wir erinnern im Vorbeigehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

5 Deube, die, für Diebstahl. Sinng. 2808:

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der, für Drangsal. Sinng. 2835:

Der Drang, den Krieg uns that &c.

Einem allen Drang anthun sagt man noch hin und wieder  
10 in der gemeinen Rede.

Druden; die, wofür wir izt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle:

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes  
15 ausdrücken könnte, wenn man es nach unserm izigen Dialekte in  
Doppelmann verwandelte. Sinng. 1103:

Die sich ließen schreiben ein  
In den Biedermannesbund,  
Da kein Dupelmann nie stund.

20 Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze,  
Denn er führet duple Simmen: sagt im Ernste, meint im Scherze.

Izt sagen wir dafür, Zweizüngler, Doppelzüngler.

25 Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt, und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. 1. Zug. 183:

30 Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,  
Pflügen nach dem Durchschnitt sie oder schlafend sie zu mälen.

## G.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt Sinng. 1534 eifere Lauge. Der häufige Gebrauch

5. Deube für Diebstahl, vgl. Gedite und Biesler, Berlinische Monatschrift VI, 563. — 11. double-dealer, vgl. III, 2, S. 53, 3, 23 f. S. 56, 3. 14. In seiner „Vergleichung deutscher Wörter und Redensarten mit fremden“ vergleicht er damit noch: *διπλός ἀνθρ.* — 22. duples, vgl. Fleming, 1791, S. 395. — 31. Vgl. Ramler in Gedites und Bieslers Berlinischer Monatschrift II, 483.

der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beiwortes schuld.

Signen, für geziemen. Sinng. 777:

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen, 5  
Signet nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für es geziemt sich. Sinng. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Stil: wie es einem treuen Anwalte zc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts als (I, 3). 10

Emse schreibt Logau anstatt Ameise. Sinng. 761:

Wohl indessen dem, der dort lacht und schaut die Emsenhausen,  
Drinnen um das eitle Nichts kriechen, steigen, dringen, laufen  
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis Erbse, so ist von dem ältern 15  
Emeis Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geschrieben, und daher ist Ameise gekommen. Emse wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Silbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit em anfangen. Er sagt z. E. entpor anstatt 20  
empor. Sing. 1257. Desgleichen entfinden anstatt empfinden. Sinng. 1390:

Als bald ein neues Kind  
Die erste Lust entfindt,  
So hebt es an zu weinen. 25

Enthalten, sich, anstatt sich aufhalten (XII, 101):

Zimmer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bei uns enthalten zc.

Entjungferung, die, Sinng. 1672, und entjungfern 2586:

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen, 30  
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinng. 610:

Wer vom Herzen Gott entschleusst zc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209:

— — Wer entwerden kann, ist froh. 35

10. (I, 3), Rat.-Litt. S. 184. — 17. Emse, vgl. unser „emsig“. Auf Lessings Logau beruft sich Gleim, als er die Form „Emse“ gebraucht in der Fabel „Die Grille und die Ameise“ (ed. Rörte III, 320). — 21. Sinng. 1257, Rat.-Litt. S. 172. 181. 198. 212. Nr. 430. Fleming: entfangen (Rat.-Litt. S. 90). — 22. Sinng. 1390, Rat.-Litt. S. 174.

Er, das, und das Sie. Man sehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sings. 2776: Auf den Mollis.

Dein Wein ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:  
Wie, daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

5 Erarnen, so viel als erwerben. Sings. 966:

So wirst du dorten Glanz und Segen hier erarnen.

Das Heldebuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat  
Hoch an dem Kreuz erarnet.“

10 Erdegeist, ein poetisches Wort für einen Geist, der am Irdischen klebt. Sings. 3:

Billig! denn so hohe Sinnen  
Müssen andern Dank gewinnen  
Als ein kriechend Erdegeist.

15 Erdisch, wofür wir iht irdisch sagen. Sings. 2212.

Erkunden (XI, 121):

Wer will der Weiber Tück' erkunden und entdecken? 2c.

Erlusten Huh. 76:

In der Jugend zum Erlusten, in dem Alter zum Erlaben

20 Sind die Weiber —

Ernüchtern: nüchtern werden (XII, 60):

Gottes Werk hat immer Tadel. Wenn der Tag zu kurz zum Trinken, Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erstrecken braucht Logau für: machen, daß etwas erstickt. Sings. 1275. Liebe erstrecken, und (X, 90) Krieg erstrecken.

Erstrecken, als ein Aktivum für erweitern, ausdehnen, machen, daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bei Gerichten kommt es in dieser thätigen Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. B.

30 Man will zwar dies Gesetz auch dahin erstrecken, allein 2c. Und unser Logau sagt (XI, 47):

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,  
Weil sie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

Einer unsrer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr  
35 schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

15. Sings. 2212, Nat.-Litt. S. 198. — 31. Einer unsrer lyrischen Dichter, Johann Peter H. Lessing citirt nach der dritten Auflage seiner zuerst 1749 anonym erschienenen „Lyrischen Gedichte“, Leipzig 1756, S. 41. („Sämtliche poetische Werke“ Leipzig 1768, S. 59.)

„Wenn kein Ruhm, — —  
 Wenn kein Gold mein Lebensziel erstrecket,  
 Wenn ich nicht vergnügter küsse:  
 Was vermiss' ich, wenn ich dich vermiss'?“

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas: auf etwas hitzig werden. Sinn-  
 ged. 803:

— — die manchmal so erwarmen  
 Auf unser Gut und Blut!

Erwinden, sich, so viel als sich unterstehen, sich unter- 10  
 winden. Anh. 62:

— — wenn wir Diener uns erwinden.

### F.

Fieber schreibt Logau anstatt Fieber. Sinng. 2589 und  
 anderwärts, doch nicht überall. 15

Feiern von etwas, so viel als (wie er sich Sinng. 1170  
 ausdrückt): von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinn-  
 ged. 114:

Allein es kommt dazu, daß endlich selbst sein Fuß  
 Hoch in der Luft vom Treten feiern muß. 20

Sie sind feurig, sagt man noch an einigen Orten von den  
 Handwerksgefelln, die keine Arbeit bei Meistern haben. Luther  
 gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum  
 feiern, welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch  
 fêter quelqu'un ausdrückt. 25

Feuerspiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennspiegel  
 nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen, für müßig sitzen, faulenzeln. Sinn-  
 ged. 1933.

Filzigkeit, die: schändliche, schmutzige Kargheit. Sinn- 30  
 ged. 2127.

Findlich: was zu finden ist (V, 39):

Ob nur einer findlich wäre ic.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor.  
 Sinng. 2448: 35

Fremd, der keine Flammenschütze hat das dritte Freudenfeuer  
 Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644:

Des Nero Meister nahm die Flitte  
Sein Leben hin wie sein Geblüte zc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird.  
5 Einige wollen, daß es aus dem griechischen phlebotomum zusammengezogen sein soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu sein, welches einen Pfeil bedeutet und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Übrigens ist dieses weder die Lanzette noch der Schnäpper, sondern es ist  
10 das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162 hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht vorkömmt: die Flüchte.  
15 — — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel, als sich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden, und das ist gebräuchliche freventlich taugt eigent-  
20 lich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unsern alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinng. 1715:

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,  
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreit.

25 Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort für: die Bahn der Frevler. Sinng. 761:

Will nicht wider Recht und Zucht treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem: einem nützen. Anh. 52 und öfter.

Frosch, der, heißt bei den deutschen Wundärzten die mit  
30 Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bei Kindern als bei Erwachsenen, unter dem vordersten Teile der Zunge bei den Froschadern entsteht. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Überschrift des 74sten Sinngedichts unsers elften Buches eine Kinderkrankheit:

6. Flitze, französisch fleche. Vgl. Fleming S. 382. 671. — 8. im Gebrauche ist, in Thüringen in der Form: Fitschepfeil. Vgl. „Bürgerisch Lenore“ bei Sommer: „Se fuhr wie e Fitschepfeil in de Höhe“. Rückert, Gedichte, Frankfurter Ausg. II, 211. — 19. ist gebräuchliche freventlich, aber auch schon bei Luther gebräuchlich; vgl. Jenaer Ausg. I, 340 b.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,  
Den er immer fort und fort muß mit etwas Rassen laben.

Führen, eine Person: eine Person spielen (IX, 7<sup>5</sup>):

Die Person, die ich iht führe auf dem Schauplatz dieser Welt 2c.

Fürlieb (VIII, 17). So sagt Logau allezeit, wofür wir 5  
iht fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene ange-  
nommene Regel: daß nämlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die: das Podagra. Anh. 90:

Wer zum Tischtrunk Tischtrunk nimmt,  
Selten dem die Fußgicht kömmt.

10

So auch Darmgicht, ileus (I, 9).

### G.

Gach, praeceps, properus. Auch dieses, den alten schwäbi-  
schen Dichtern sehr übliche und uns nur noch in dem zusammen-  
gesetzten Nachzorn überbliebene Wort kömmt zweimal bei unserm 15  
Logau vor 2. Zug. 90:

Die Magd die stieg aufs Heu, der Knecht der stieg ihr nach;  
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt und  
ebendieselbe, wie sie bei dem von Riedenburg (Fab. 69) vor- 20  
kömmt, wo es von dem türkischen Hunde heißt:

Wenne er gebeis, so wart im gach  
Ze flucht:

*praeceps se in fugam dabat.*

In der zweiten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Neben- 25  
bedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit  
und Hitze verbunden ist. Anh. 165:

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern alles nach,  
Die, wenn sie etwas Neues sehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der, heißt bei unserm Dichter so viel als der Laden, so  
das Gewölbe des Kaufmanns. 1. Zug. 168:

Diese War' ist nicht die beste, die im Gaden vornen leit 2c.

13. Gach, vgl. „Nathan“ (III, 1, S. 181) Z. 3716. — 20. von Riedenburg, s. oben  
S. 105, Anm. zu Z. 5 f. — 30. Gaden, von Umland erneuert in: „Der junge König und  
die Schägerin“ 2:

Der König stand im Gaden  
Mit Frauen und mit Herrn,  
Er ließ Herrn Goldmar laden,  
Der Ritter Blum' und Stern.

Ältere und andere, doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter 2c.

Gebette, das, Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette 5 sein; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebrauch: Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141:

Comināus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:

10 An dem Grunde, wohl zu herrschen, ist bei ihm fast kein Gebrauch

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst, das Gedächtnis zu stärken und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hilfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geschrieben. Sinng. 2717.

15 Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinng. 1678:

Geld-, Lust- und Ehrengiz macht, daß die ganze Welt

So arm ist am Gedieg und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als 20 Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Tabeln des von Riebenburg heißt es (Tab. 32):

Guot gedinge sullen haben

Jung, alt — —

25 Guot gedinge machet das,

Das der geniset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls stattfinden zu können. Sinng. 1103:

Ah, es wolle diesem Ringe

30 Sein verpflichtet das Gedinge,

Daß er sich' zu-sicherem Pfande

Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläufige sensus forensis dieses Wortes nicht auch noch eine andere Erklärung dar-

2. Johann Schilters (Ulm 1728) Glossarium teutonicum als dritter Band seines Thesaurus antiquitatum teutonicarum. — Johann Georg Wachters Glossarium germanicum, Leipzig 1737. — 13. Raimundus Lullus (1235—1315), der Erfinder der nach ihm Lullische Kunst benannten Mnemonik. Über Lullus als Adepten vgl. Lessings Kollektaneen s. v. „Goldmachen“ und „Lullus“. — Kircherus, Athanasius Kircher (1602—1680), veröffentlichte eine Mnemonik unter dem Titel: Ars magna sciendi, Amstel. 1669. — 33 f. sensus forensis, gewöhnliche Sinn. Vgl. Wachter S. 510, Haltaus' Glossar S. 289.

bieten könnte, es kann hier nämlich so viel heißen als: das Ge-  
liebde.

Gehölzne, das, so viel als Gespötte. 1. Zug. 51:

An der hohen Häupter Seite stehen graue Häupter schön:

Dennoch sind iht hohen Häuptern graue Häupter ein Gehöln. 5

Gelosen, so viel als los werden. Sinng. 1237 und ander-  
wärts:

Man fleißt sich iht, den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlin, die. Dieses Wort war schon zu unsern Dich-  
ters Zeiten im Gebrauch, und auch damals schon maßten es sich 10  
geringere Leute an. Sinng. 2442:

Vitus nennt sein Weib Gemahlin. Billig! weil sie sich so malt,

Daß um Weißes und um Rotes jährlich sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meisten-  
theils, insgemein: kommt sehr oft vor, als Sinng. 1154: 15

Was Pelops', Attalus' und Krösus' schwangre Kasten

Von Golde, Geld und Gut vor Zeiten in sich faßten,

Nüßt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,

Den Leib gemein an Baum, die Seel' an Nagel henkt.

und Sinng. 1136: 20

Buhler sind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X, 25):

Daß der Sinn es redlich meine, haben wir nur ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der, socius (I, 32):

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc. 25

Gerne. Durch Vorsehung dieses Nebenworts macht Logau  
ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle  
und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das  
angehängte would-be ausdrücken; z. E. a merchant-would-be,  
a politic-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein 30  
Gernegroß, welches noch üblich ist, Anh. 212:

Bardus strebt nach großem Namen, ist von allen Gaben bloß:

Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß,

sondern er sagt auch ein Gerneklug, Sinng. 257, wo von der  
thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu 35  
mengen, die Rede ist:

6 f. anderwärts, Nat=Litt. S. 175. — 29. would-be, Lessing selbst sagt im  
vierten „Freimaurergespräch“: diese „\*\*\* [Tempelherren] would be“. J. G. Schloffer  
machte daraus ein Substantivum: „Die Wubbianer“ (Kleine Schriften IV, 3 ff.).



— — — das andre wird genommen,

So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen  
Durch einen Gerneflug, der, wenn der Geist ihn rührt,  
Ist dieses Prahlwort, ist jenes-raus gebiert.

5 Gieben, so viel als das gemeine giebsen, oder das platt-  
deutsche gappen. 1. Zug. 201:

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach  
Endlich mehr kaum konnten gieben.

10 Tscherning sagt dafür geuzzen. Siehe dessen „Frühling deutscher  
Gedichte“, S. 8:

— — das herzenswehe Seuzzen

Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum kann geuzzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener ist unserm Dichter  
der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadiget hat

15 (II, 21).

Graskrone. Dieses Wort ist die Überschrift des 80sten  
Eingedichts im IX. Buche und fängt an:

Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom mit Gras.

20 Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens  
können uns keines Skribenten erinnern, der uns berichtete, daß  
man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer  
dergleichen Krone belohnt habe: Vielleicht hat er die coronam  
civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des  
Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet  
25 hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war  
auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube. Morhof über-  
setzt (Gedichte, S. 399) diese coronam civicam nicht übel durch  
Bürgerkranz.

Grau, der: der Ekel (II, 84).

30 Greiner. Greinen heißt so viel als winseln, klagen, weinen,  
jammern, und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein  
Greiner. Sinn: 1622:

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;

Ist heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

35 Greis; als ein Beiwort, für grau. Sinn: 785:

Kein Künstler, glaub' ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:

Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

12. Dieselben Worte stehen in Flemings Gedichten, 1791, S. 16. — 22 f. coronam civicam, Lessing vergaß die Stelle bei Plinius, H. N. XXII, 4.

Großmut, der, sagt Logau nach der Analogie der Wörter Mut, Höchmut. Sinng. 1171.

Grün, für frisch, gesund. Sinng. 2784:

Ein grüner Mann, ein rotes Weib die farben wohl zusammen,  
Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen. 5

Gumpen: mutwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453:

„Ein Kalb scherzt, gumpet und springt“ 2c.

Wachter führt bei diesem Worte weiter nichts an als das griechische *κομπεῖν*, strepitum edere *jactu pedum* (von welcher Bedeutung, nämlich in Ansehung des *jactu pedum*, er uns noch 10 dazu den Währmann schuldig geblieben ist), und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italienische *gamba* und *gambata*, welches man von dem lateinischen *gamba*, und dieses von dem griechischen *κάρπη* herleitet, beige- 15 gefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre *gambade* und ihr *regimber* gemacht, welches mit diesem *gumpen* sehr viele Ähnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Überschrift: Der Weg zu Gunsten (III, 55). 20

Güteln; dieses Zeitwort kommt im VIII. Buche im 66sten Sinngedichte vor:

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen. Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von 25 gut oder vielmehr von Güte entstanden zu sein. Frisch hat das ähnliche Zeitwort *gutzeln*, welches er aber von *gucken* herleitet und durch *aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium* erklärt.

## G.

Gahnen, einen: einen zum Gahnrei machen. Sinng. 179:

Die neue Welt ist fromm, und frömmere als die alte.

Sie darf nur acht Gebot', die sie im Leben halte;

Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute

Und macht, was uns gefällt, nach Krieger's Art zur Bente. 35

2. Hochmut, Fleming sagt: der Wehmut. *Nat.-Litt.* S. 53. Ausg. von 1666 S. 334. — 21 f. im 66sten Sinngedichte vor, *Nat.-Litt.* S. 207, Nr. 396. — 31. einen zum Gahnrei machen, vgl. *Opiz* ed. *Tittmann* S. 117.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegenstellen können, welcher Hahnrei für kein Kompositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinng. 1257, wo der Dichter von  
5 den Wangen schöner Mädchen ungemein Anakreonisch sagt:

— — — hier ist das flache Mund,

Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund

Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umfah

Und dachte, wie ein Wild für seine Ruch' er sah

10 Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,

Mit Rosen wohl verhegt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut, sagt unser Dichter sehr oft und sehr wohl anstatt des undeutschen Kapital, als Sinng. 1326:

Noch Hauptgut noch die Zinsen darf icht ein Schuldner gelten.

15 Tscherning (Frühl., S. 69) sagt Hauptgeld:

Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennet man in Schlessien Mietsleute von der niedrigeren Gattung. Sinng. 952:

Wenn, Jungfern, eure Flöh', die ihr habt zu Hausinnen,

20 Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,

Wie mancher fragte sie, der Lust zu freien hat,

Oh als den besten Freund um einen treuen Rat!

Und Sinng. 2050:

Jedermann hat zu Hausinnen zc.

25 Hebelbaum sagt Logau, wofür wir icht Hebebaum sagen Sinng. 2795:

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen Nut,

Römiten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Aok.

Hergesippt, für entsprossen, erzeugt. Sinng. 2379:

30 Fürstin von den Dbotriten, einer deutschen Heldenart

Hergesippt zc.

Desgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt (IX, 10).

Herzlich, welches icht nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit  
35 dem Herzen, nach der Analogie des Wortes mündlich:

Herzlich lassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich (XIII, 11):

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: „der Christ, der ist in der Welt nirgends sicher 5 ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu sein.“ Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß 10 sehr arm sein, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig, so wie man das Gegenteil niederträchtig nennt. Sinn. 117:

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen? 15

Beim ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht sein, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezelet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß' sie recht nicht kennen. 20

Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an

Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Übrigens kann dieses hochträchtig, insofern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nämlich nicht von Hof=Art, 25 sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sei. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinn. 1354, auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allen Zweifel gesetzt ist, daß wir in unsern ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen. 30

Höchlich, für hoch. Sinn. 90:

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigtum; Der Liebe Honigtum ist die Überschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Rosen anführen werden, 35 und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Ähnlichkeit des Wortes Märtyrertum u. a. m.

25. Hoffart, vgl. Lohenstein, Arminius I, 28. — 29 f. unsern ältesten Dichtern, vgl. Winnefänger II, 267. Luther, Zenaer Ausg. VII, 28.

Husche, die. Auch die Nachrichten haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eines davon. Sinng. 2269:

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd' ans Holz noch kleben, Sorgt drum selbst, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben.

- 5 Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt sein, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch  
 10 in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjektion der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Übelthäter bekömmt, und wobei ihn der Henker vielleicht beim  
 15 Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht, daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns, aus dieser letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller  
 20 braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. B. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sei so viel als horée, und dieses so viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich  
 25 gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affectiere, ist eine bekannte Sache.

### 3.

- 30 Ihrzen: mit einem in der zweiten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Überschrift des 196sten Sinngedichts im Anhang, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

- 35 Ist's deutscher Art gemäß, mit Worten so zu spielen?  
 Wir heißen einen Ihr und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen zc.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb (VIII, 98): er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI, 6): Ihr geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V, 11): inner Magen.

Inselst schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir ißt Inshlitt und Unshlitt schreiben. Sinng. 1338.

### R.

Rat für Rot. Sinng. 2723: 10  
Die Lieb' ist wie der Schwalbenkat,  
Verblendet, wen sie troffen hat.

Rerb, der, für das Rerbholz (XIII, 12):  
Der drüber seinen Rerb wohl halten wird.

Riefeln, so viel als zanken, keifen. Sinng. 1534: 15  
Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße,  
Riefel' und beiße.

Von dem alten Rieb, ira, jurgium.

Rieslingstein für Rieselstein. Sinng. 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082: 20  
— — Verdruß zu mindern,  
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kinderei für Kinderei, Tändelei, kömmt bei unserm Dichter vor. Sinng. 1150:

Was in meiner Jugend Maien 25  
Von der Venus Kindeleien  
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern Kinder zur Welt bringen (IX, 102):

An manchen Orten ist's so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern. 30  
So sagt auch Tscherning entkindert für: der Kinder beraubt (Frühl., S. 54):

18. Rieb, in seinem „Deutschen Glossarium“ führt Lessing aus dem „Deutschen Rabelais“ (d. i. Fischarts Geschichtlitteratur) Kap. V an: „Lieb wächst durch Rieb“. — 19. Sinng. 1003, auch bei Bobmer, Noah S. 53. — 28. sich kindisch aufführen, wie es Kästner braucht, Werte, Berlin 1841, II, 14:

Und nichts als Auß und Trinken,  
Und immer so gekindert.

— 30. kindern, vgl. Krüger ed. Löwe S. 420: „Sie kinderte sehr gern“. — 31. entkindert. Menner, Lexikalische Sammlungen aus Friedrich Mülderts Werken, Weimar 1872 (Gymnasial-Programm), führt an (S. 20): „Und ob sie aufziehn ihre Kinder, so entkindere ih sie von Männern. Hofea 9, 12“ (in Mülderts Uebersetzung).

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen,  
 Daß ihr entkindert seid?  
 Ihr seid auch frei von Schmerzen:  
 Wo Kinder sind, ist Leid.“

5 Klapf, der, von klopfen, so viel als Schlag, wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerschlag sagten. Sinng. 808:

— — so wird ein jeder Stein,  
 Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel sein.

Knebelhaut. Logau sagt Sinng. 2024:

10 Weit trägt eine Flegelkapp' über einer Knebelhaut zc.,  
 um zu sagen, daß Weit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sei. Knebel und Flegel ist hier eines; beides bedeutet einen bäurischen Menschen. appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber ist so viel als  
 15 Knüppel; auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts Bessers. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen, als: die Knebel der Finger, einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelspieß; daß man also unrecht thun würde, wenn man solche von Knabe herleiten  
 20 und mit einem ä schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterei, sagt Logau und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freien Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinng. 883:

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei:

25 Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?  
 Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schändlichen Knechtere!

Rosen. Sinng. 1174:

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,  
 Gedanken sind Honig zum Schmeicheln und Rosen.

30 Dieses Zeitwort, welches so viel als reden, schwätzen bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Übersetzer des Don Quixote hat es sehr wohl gefasst und ihm im zweiten Teile der Geschichte dieses Ritters, S. 459, eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den sogenannten sieben Ziegen  
 35 am Himmel: „Ich kosete mit diesen Ziegen drei bis vier Stunden.“ Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch

12 f. beides . . . Menschen, vgl. Luther, Senaer Ausg. VII, 407 a. — 31. „Des berühmten Ritters, Don Quixote von Mancha, lustige und sinnreiche Geschichte, abgefaßt von Miguel Cervantes Saavedra“, in zwei Teilen, Leipzig 1734.

überall gebraucht. Bei diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür Liebekosen schreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403:

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,  
 Daß er greift an mit Lust, was schwer und wichtig heißt. 5  
 Ob nötig ist das Brot, so läß man gleichwohl gelten  
 Die weitgereifte Würz' und sonstn, was da selten  
 In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,  
 Bedarf es nicht Natur, zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich österreichisch und nicht schlesisch; man sagte es 10 aber zu Logaus Zeiten in Schlessien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bei unserm Dichter sowohl als bei andern vor und bedeutet so viel als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts Zuverlässiges zu sagen. Sinng. 798: 15

— — Wir zeugen Kind auf Kind,  
 Ein Denkmal hinter uns, daß wir gewesen sind.  
 Gut! Gut! Was kam uns sonst aus Vermut Zucker machen,  
 Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen  
 In unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt 20  
 Und macht, daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Ungleichen Sinng. 908:

— — vom süßen Namen Sohne  
 Ein kürmelnd Exemplar —.

Ebenso spricht Ditz von einem neugebornen Kinde: 25  
 „Was es kürmeln wird und lachen,  
 Werden lauter Verse sein.“

Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius, 1. Teiles zweites Buch, S. 84.)

## Q. 30

Längen, für in die Länge dauern. Sinng. 2756:

Erdenbau kann übel längen,  
 Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kömmt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius Persianischem Baumgarten finden. „Die 35 ausgelängte Nacht laufen sie und sprechen früh morgens“ 2c.

25. Ditz, Opera, Breslau 1690, II, 93. 1629 S. 220. — 29. Arminius... S. 84, ed. Gebauer 1731: „kürmeln“. Vgl. Giese in Schnorrs „Archiv“ V, 586. 588. Langeß und Poras Lieder ed. Sauer S. 21. — 35. Adam Olearius Persianischem Baumgarten, vgl. über ihn: „Fleming, Logau und Olearius“ (Nat.-Litt. Bd. 58) S. 221 ff.



Lappe, ein, heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beiwort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen  
5 braucht es Logau Sinn. 2499:

Sonst möcht' es sein vergönnte Sache,  
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Lasse, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner Lappen und  
10 Lumpen einerlei sind, so heißen im verblühten Verstande nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengesinde, Lumpenhunde.

Laß, schwäbisch Laß, der. Man wird das 227ste Sinn-  
gedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert,  
daß ein schwäbischer Laß so viel ist als ein Hosenslaß.

15 Lauer, der, kömmt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird (X, 9):

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein  
20 Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein Lauer einen Schelm.  
Sinn. 497:

Schlaf und Tod der macht Vergleich  
Zwischen Arm und zwischen Reich,  
25 Zwischen Fürst und zwischen Bauer,  
Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte vappam, und wir könnten ihn also auch zur Not von dem schlechten  
Weine Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natür-  
30 lichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des Xten Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau  
35 zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La Fontaine soeurs filandières. Sinn. 2448:

15. Lauer, vgl. Ramler in Gebikes und Biefters Berlinerischer Monatschrift XIV, 289.  
— 36. soeurs filandières, livre V, fable 6.

Waren alle Drei nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,  
Waren sie nicht alle Dreie Lebensfadenreiferinnen,  
War es doch zum mindesten Eine.

Lieb, das, für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige izt Liebchen sagen, ist bei allen Zeitverwandten 5  
unfers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637:

Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,  
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt beschloffen hält.

So sagt auch Fleming:

Mein Lieb gedenket weg; was wünsch' ich ihr für Glücke? 10

Ebenso sagten auch unsre Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got müsse mich an dir rechen.

b. i.

Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von 15  
lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings (VI, 19):

Da vor Freuden alles wiebelt,  
Da mit Gleichem Gleiches liebelt zc.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau, anstatt: es  
gefällt mir. (XIII, 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt 20  
mir; allein die Silbe ge wird, wie bekamt, oft weggeworfen.  
Dpiß sagt:

— — sehr schöne Schrift auf Steinen,  
Die mir so sehr geliebt,

und an einem andern Orte:

Geliebet dir ein Berg? 25

Luntenrecht ist eine scherzhafte Benennung unfers Dichters,  
worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel  
mit einem weithergesuchten Wortspiele das Jus canonicum nennt.  
Sinng. 2515: 30

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumperecht.  
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerecht ein Knecht.

### M.

Männisch für männlich. Anh. 165:

Die Deutschen sind nicht männisch mehr zc. 35

9. Fleming, „Der Sonnetten drittes Buch“, Nr. LXXXI (Nat.-Litt. S. 116). Vgl. 1691, S. 156. 175. — 14. Eine falsche Deutung Lessings. — 22. Dpiß, „Zlatna“ B. 46 f. — 25. „Zlatna“ B. 117. — 29. Jus canonicum, Lessing glaubte, Heinrich IV. von Frankreich sei der Erfinder dieses Wortspiels.

Magd und Knabe in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568: Über ein Brautbette.

In die Luft liegt hier begraben  
Eine Magd mit ihrem Knaben,  
Die einander ganz ergeben,  
Dieser Welt wie nicht mehr leben,  
Die mit Armen umgewunden  
Wie in einen Sarg gebunden zc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen oder Mädchen, kommt bei unserm Logau in der edeln, Anafreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat (VI, 22. 24).

Manne, die, als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96:

Weibern sind Gebrechen  
Sonsten nicht zu rechnen,  
Außer wenn sie fehlen  
Und die Manne zählen.

Wenn wir also jetzt sagen z. E. zehntausend Mann, so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzt, z. E. (I, 5):

Es bleibt in keiner Schlacht jetzt vierzigtausend Mann,  
doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinng. 1097:

Eine Maultasch' ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,  
Außer daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachteil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrseige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch allem Ansehen nach so viel als Tazge bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel herkommen, so müßte man sagen, eine Maultasche sei ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhinge. Frisch

11. ein neuerer Dichter, Gleim in seinem „Versuch in scharfschaften Liedern“, 1. bis 3. Teil, 1744—58, wie Redlich bemerkt. — 25. In seiner „Vergleichung deutscher Lebensarten mit fremden“ führt Lessing an: „Es ist noch nicht sieben Jahr“, *ὄπω ἐτη ἑπτὰ ἐτά.*

führt bei diesem Worte eine Prinzessin aus Tirol an, die wegen ihrer herunterhängenden Lippen die Maultasche genannt worden ist.

Marcipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinng. 1645:

Heißt Marcipan Soldatenbrot? So essen's nur die Großen;  
Der arme Knecht der mag sich nur an Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genennet worden.

Meinen, lieben, wohlwollen. *J. E.* (I, 35):

Die nicht die sind, die sie scheinen,  
Sondern unser Gut gut meinen.

15

Umgleichen (XIII, 4):

— — Wo man die Kriegesfinder  
Gar gut und glimpflich meint u.

Dieses meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man sollte es also mit einem *i* schreiben, wenn man ja das andere meinen (putare) zum Unterschiede mit einem *y* schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, ist zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bei unsern alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt (XIII, 11):

Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftsband  
Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstreckt.

So sagt auch Fleming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.“

30

Ebenso haben die Engländer das Wort *wench* ist in Verachtung geraten lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Ver-

1. Prinzessin aus Tirol, Margarete, Tochter Heinrichs von Kärnten, zuerst verheiratet mit Johann Heinrich, dem zweiten Sohne Johanns von Böhmen, und nach ihrer Scheidung 1342 mit Ludwigs des Bayern Sohn, Ludwig von Brandenburg. Nächst bemerkt übrigens, daß sie ihren Beinamen von ihrem Lieblingshofe Maultasch bei Meran hatte. Voltaire übersezt den Namen: Marguerite-la-grande-Bonche. — 26f. alten und guten Schriftstellern, vgl. S. Dach ed. Spierlei S. 729. — 30. Fleming, „Der Sonnetten drittes Buch“, Nr. LXXXVI. 1666, S. 659.

stande gebraucht ward Shakespear z. C. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word *wench* heretofore signified a  
 5 young woman, often an amiable woman, so that some have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *wench* und Mensch sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerlei Ursprung haben sollten. Das Diminutivum Menschlein braucht unser Dichter in  
 10 eben der Bedeutung für Mädchen (IX, 85):

Canus hat ein junges Menschlein voller Blut und Geist genommen zc.

Menschentum, das, für: das menschliche Geschlecht (XIII, 8):

Würdig bist du, daß dein Ruhm  
 Bleibt, weil bleibt das Menschentum.

15 Milz. Logau sagt der Milz (VIII, 39).

Mißbehagen ist der Gegensatz von wohlbehagen.

Mißschwören, für falsch schwören, ist die Überschrift des  
 203ten Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852:

20 Es trachten ihrer viel, uns mördlich umzubringen.

Izt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verräterisch, räuberisch, ehebrecherisch zc. nicht von Krieg, Verrat, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräter, Räuber, Ehebrecher  
 25 ableiten.

Mondensohn; so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen (XIII, 12).

Musteil, das; von Mus, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorrats an Speisen (*cibariis domesticis*),  
 30 der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am dreißigsten Tage, zu welcher Zeit man izt gewöhnlich zu inventieren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Witwe und die andere den Erben. Logau spielt mit

2. excellent wench, Neßlich bemerkt, Lessing habe Oth. III, 3, 90 im Sinne, wo aber excellent wretch steht. Nichtsdestoweniger bleibe seine Bemerkung richtig, denn V, 2, 272 redet Othello Desdemonas Leiche O ill-starr'd wench! an, und III, 3, 313 nennt Iago seine Frau a good wench. Vgl. auch Beaumont und Fletcher, ed. Johnson IV, 283, 287, 291. — 15. der Milz, desgleichen Optz, ed. Zittmann S. 74 = Züricher Ausg. S. 146.

diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinng. 416 sagt:

Das Musteil heißt man dies, was nach des Mannes Sterben  
Die Frau von Rittersart muß teilen mit den Erben.  
Ein Musteil machet drauß, aus allem, was man hat,  
Wo er es nicht nimmt gar, ein räub'rischer Soldat. 5

## N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinng. 609:  
Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort 10  
und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinng. 1038:  
Nächst sagt' ein alter Greis zc.

Ungleichen (X, 53):

Mein Gut besucht' ich nächst zc.

Narren, für: sich närrisch betragen. Sinng. 2562: 15

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt.  
Den Narren stechen heißt, Sinng. 1498, verspotten, mit spöttischer  
Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1; II, 12) für weder,  
noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Silbenmaß dem gewöhn- 20  
lichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es  
nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen?  
Wenigstens klingt es nicht übel (II, 18):

Noch frech wagen,  
Noch weich zagen zc.; 25

(I, 33):

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch That gerochen;  
Sinng. 1404:

Alte Jungfern sind ein Stock, da noch Wachs noch Honig innen.

Nöten von Not, wie von Tod töten; so viel als quälen, 30  
plagen (V, 76):

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tödet;  
Die ärgste Not ist die, die gar zu lange nötet.

An einem andern Orte, Sinng. 2513, scheint dieses nöten so  
viel als nötigen, hinwegnötigen zu bedeuten. 35

18. naso suspendere adunco, Hor. Sat. I, 6, 5. — 31. (V, 76), Nat.-Litt.  
S. 14, Nr. 413. — 34 f. Vgl. Lessings Sammlung „Alteutscher Witz und Verstand“ Nr. 6:  
Wer ab will löschen der Sonnen Glanz  
Und ein Geiß will nöten, daß sie tanzt.  
Vgl. Meurer, Veritalisches aus Aldert S. 23 und Aldert, Gesamtansg. V, 155.

Nicht anders. Ihr Poeten,  
 Der Tod kann keinen nöten,  
 Den ihr und eure Sinnen  
 Nicht lassen wollt von hinnen.

5 Nufeln oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt Sinnig. 1170 von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,  
 Beißig, garstig, sattfam wird, bloß auch nur zu nufeln weiß,

10 omnia trepide gelideque ministrat.

### O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Silbenmaß zu bringen, hat die Dichter oft genötiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vor-  
 15 zusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder: sonst oder (X, 28).

Ortgedächtnis nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtnis, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieser  
 20 Kunst keine geringe Anzahl vorkömmt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig. Sinnig. 1729:

Wer Gedächtniskunst denket zu studieren,  
 Dünkt mich, muß voran gut Gedächtnis führen.

### P.

25 Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor (XII, 74):

Andre ziehen an das Recht, Largus zucht den Richter an:  
 Parten, deren er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophie. Durch diese Endung **ei** glaubte man vor  
 30 diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben, weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf **ei** als auf **ie** enden. Die neuere Endung **ie** ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasei, Melodei ist daher richtiger und besser als Phantasie, Melodie. Nur  
 35 bei Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophie in

folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertigt.  
Sinng. 403:

— — Man lasse mir die Lust,  
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.  
Sie wird mir nützer sein, als Mägden zu gefallen, 5  
Als in der geilen Brunst der Üppigkeiten wallen,  
Als eingeschrieben sein in freveln Raubebund,  
Der durch gebrauchten Troß der Welt hilft auf den Grund,  
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne,  
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne, 10  
Als daß ich mich besleiß' auf Hundsphilosophie  
Und treib' als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrei.

Plöz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118:

— — Komm zu mir ploß und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort 15  
gebraucht, und bedeutet so viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777 und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort.  
Sinng. 1645.

Pompfack; der Spate erklärt dieses Wort durch homo 20  
ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen  
Staatsrock, und alsdann im figürlichen Verstande einen, der in  
einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen  
ist das ähnliche Kompositum. Anh. 120:

Der Pompfack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode. 25

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porfirche, Por-  
wisch, empor haben, kommt bei unserm Dichter als ein Haupt-  
wort vor und bedeutet so viel als die Höhe. 2. Zug. 97:

Wer bei Hof am mindsten wäget,  
Steigt am meisten in die Por, 30  
Dem wird Gnade beigeleget,  
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel als prangen, prächtig sein.  
Sinng. 2090:

— — Stärk' und Mut ist auch ein Ding, 35  
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken ging.

13. Plöz. Vgl. Hedlich's durchaus richtige Bemerkung in Schnorr's „Archiv“ XI, 518.  
Als Adjektiv wird das Wort gebraucht von Leubcher bei Christian Gryphius II, 273, und  
von Andreas Gryphius (Goedeke, Deutsche Dichtung I, 377): Machen ihnen ploze Röte. —  
20. der Spate, in dessen Wörterbuch S. 1466: „Hans Pompfack“. Vgl. Lessings Kollak-  
taneen s. v. Deutsch.



Pursch, die. Dieses alte Wort kömmt in seiner ältesten Bedeutung bei unserm Dichter vor. Sinng. 1646:

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel nicht zu verzehren;  
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren,

5 d. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen ist das Zeitwort vom vorhergehenden und bedeutet sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern zc. Sinng. 687:

Wie das Kind im sanften Wiegen,  
10 So beruh' ich im Vergnügen,  
Pursche sonst mit Redlichkeit,  
Hinzubringen meine Zeit.  
Wenn ich werde sein begraben,  
Werd' ich bessers Glücke haben,

15 d. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu; ungleichem (XIII, 12)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,  
Die purschen weit und breit, erschrecken dies und das  
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras zc.,

d. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

## R.

20 Raitung, die, heißt soviel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Überschrift: Raitungen.

Die Einnahm' ist das Weib, die Ausgab' ist der Mann;  
25 Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:  
Wiewohl es besser ist, es sei ein Überschuß;  
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Nach Tscherning sagt:

30 Weil daß der höchste Bogt wird Rechenschaft begehren,  
Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die, heißt die Maschine, Pfähle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinng. 2784:

Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinng. 2063:

35 Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus  
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

17. purschen, Citner erklärt es = pirschen, jagen. — 21. raiten, rechnen, vgl. Leibniz, Collectanea etymologica S. 225. N. Gryphius (Nat.-Litt.) I, 405.

Claus war der bekannte Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Kurfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludiert Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten oder ranzen, englisch to rant.

Recken, einen, einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to rack. Sinng. 460:

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte stehen zc.

Reichen, für herkommen, entspringen. Sinng. 13:

Kinder werden dannen reichen zc.

Izt brauchen wir dieses Wort mehrenteils nur von dem Reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem Reichen von einem Orte her.

Reichtum. Logau sagt das Reichtum, sowie das Eigentum, das Fürstentum zc. Auch Opitz sagt so. Unter unsern neuern Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don Quixotens 2. Teil, XX. Kap.)

Reisemann, für Wandersmann (XI, 97).

Reisig, für reitemäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758:

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde; 20  
Sicht die hat' mich ausgestieft, daß ich izo spornlos werde.

Röten, für rot machen (XIII, 10):

Doch dünkt mich, daß Roeten  
Noch mehr als andre röten,  
Was Totenäsche blasset.

Rüger, delator. Sinng. 911:

Einen Lügner, einen Trieger,  
Einen Schmeichler, einen Rüger zc.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966:

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frei zc.;

(X, 28):

Und Euch sein rund und kurz erklären zc.;

2. für schlüpfzig, wankelmützig. Sinng. 17:

1. ranten oder ranzen, vgl. oben S. 106, 3. 29. — 17. 2. Teil, XX. Kap., S. 214 ff.; vgl. oben S. 123, 3. 33. Bei Logau erscheint das Reichtum Sinng. 302, 503, 521, 1059, 3. Zug. 21. Vgl. Opitz ed. Tittmann S. 158. 180. Züricher Ausg. S. 438. 606. Lohenstein, Arminius, 1731, I, 4. — 18. Reijemann, Reiseleute (Nat.-Litt.) S. 213, Nr. 438.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,  
 Lebt eines in dem Sinn, damit euch nicht betrübe  
 Des Glückes runde Macht; denn seine Lück' und Reid  
 Hat keinen andern Feind als Lieb' und Einigkeit;

5 desgleichen Sinn. 523:

Ich bin von Herzen feind den runden Samaritern,  
 Die ikund warm, ist kalt ꝛc,

und 2. Zug. Seite 212:

10 Gut Gewissen wanke nie,  
 Beuge auch kein knechtisch Knie  
 Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinn. 57:

Daß die Erde rumher geht,  
 Steht zu glauben ꝛc.

15

### S.

Sachen, die, menstruum, menses. In dieser Bedeutung  
 liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts:

Wer ikund beraten will die vergangnen Sachen,  
 Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

20 Sark; so schreibt Logau, was wir iht Sarg schreiben.  
 Sinn. 368:

Besser ist's in Sark begraben,  
 Als den Bauch zum Fasse haben ꝛc.

25 Tscherning schreibt es Sarch (Frühling, S. 41). Die Logauische  
 Schreibart würde der Ableitung des Wächters zu statten kommen,  
 wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre. Er meint näm-  
 lich, Sarg sei das verkürzte σαρχοφάγος, und diesemnach würde  
 es einzig und allein ein Behältnis für tote Körper bedeuten  
 müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden,  
 30 daß es ein Behältnis überhaupt, ein Wasserbehältnis, einen Trog,  
 ein Behältnis für Götzenbilder oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieser  
 letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kommt  
 es unter andern in dem Heldenbuche vor (Blatt 22):

„Mein Göttern iren Sark“.

16. menstruum, menses, wohl eine falsche Deutung. — 20. Sark, auch hier  
 ist Lessings Auseinandersetzung durchaus verfehlt, und Wächter behält recht. Wie Tscherning  
 schreiben auch Lohenstein und Opiz. Das Wort σαρχοφάγος, Fleischverzehr, bedeutete  
 ursprünglich eine Steinart, der man die Eigenschaft zuschrieb, verwestes Fleisch rasch auf-  
 zuzugeln, und die man daher zu Särgen benutzte.

Man wird daher weit richtiger in dem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen und es solchergestalt zu dem alten Urke zurückbringen können. Urke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nötig hat, von arca oder ἀρχαίω herzuleiten.

Sattsam, verdrießlich, aller Dinge satt. - Sinng. 1170:

— — — wie ein kindisch alter Greis  
Beißig, garstig, sattsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht (II, 14), worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen  
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, sowie Trübsal, Jrsal nicht die Person, sondern die Sache bedeutet.

Schaffen, so viel als befehlen, gebieten. Sinng. 403:

Weil Recht ein Knecht ist ist, dem Frevel hat zu schaffen z.;  
desgleichen Sinng. 1395:

Diener, denen Fürsten schaffen z.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft:

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feiertag. Sinng. 859.

Dahingegen geschaffen creatus heißt.

Schanze, in der Bedeutung des holländischen kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt (IX, 39):

Aufzubringen erste Schanze z.

für das erste Kapital, einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben (II, 19), auf seine Schanze achten z. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind und mit den Schanzen der Kriegesbaukunst nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich, was einen guten Schein hat (IX, 49):

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinn-  
ged. 1834:

13 f. Vgl. Goethe (Nat.-Litt.) V, S. 48, B. 20. — 16. Schaffen ... gebieten, vgl. Goethe (Nat.-Litt.) VIII, S. 26, B. 45. — 23. Schanze ... kans, vgl. Morhof, Unterricht S. 329. Goethe (Nat.-Litt.) V, S. 311, B. 346 f. — 25. Vgl. „die Schanze gewinnen“ bei Teulietus.

## Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;  
Mancher trägt auf altem Kumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101:

5. Wahrheit steckt in dir, o Wein!  
Wie will der denn scheltbar sein,  
Der, die Wahrheit zu ergründen,  
Sich beim Bacchus viel läßt finden?

- Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau,  
10 Sinng. 2501, mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anstatt: ihr  
eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart: einem in den  
Schild reden, erklärt Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz, kömmt hin  
und wieder vor. 3. C. (VII, 19; IX, 29):

- 15 Schimpf aber ist nicht Ernst u.  
Mancher wird in Schimpf und Scherz u.

Schlägefaul: so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen.  
Sinng. 91:

- 20 Unre Welt ist schlägefaul,  
Seht sich wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für schlaff sein. Sinng. 403:

Weil Recht ein Knecht igt ist, dem Trevel hat zu schaffen,  
Weil eignen Willens Zaum pfllegt frei verhenkt zu schlaffen u.

Schlechtlich, für schlecht. 2. Zug. 102.

- 25 So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte **en** ist die Füllpartikel der alten Sprache.

Schmäzrichen und Schmäzer. Beides sagt Logau für  
Ruß, Rüßchen. Sinng. 685 u. 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. 1. Zug. 137:

- 30 Laya hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;  
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel als schnipsen, von  
Schnall, ein Schnippchen. Sinng. 966:

12. Frisch, II, 181: „Insignia alicujus in dubium vocare, d. i. einem zum Nachteil reden“. — 17. Vgl. Ditz ed. Tittmann S. 252. Lessing hatte den Ausdruck gebraucht, schon ehe er Logau kannte; vgl. seine Übersetzung von Plautus' „Gefangenen“ (Nat.-Litt.) IV, S. 155, 3. 16. S. 176, 3. 18 und die Auseinandersetzung S. 217, Anm. \*). — 26. die Füllpartikel, vielmehr die Endung des zur Aboerbialebildung verwendeten dat. plur. — 31. Vgl. Goethe, Nachgelassene Werke I, 237. Zu dem Inhalte vgl. Lehmanns Florilegium S. 141. 401.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,  
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet  
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt und bedeutet gleichfalls, mit den Fingern oder auch mit der Zunge einen Laut machen. Sinng. 1107:

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570:

Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich schnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel als verachtet, verworfen, schändlich; 3. E. ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist 2c. (Hiob 15, 16). Ach Herr, siehe doch, wie schnöde ich worden bin (Klagelieder 1, 11). Ist aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheinete es nicht sowohl eine passive als aktive Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch nicht ein Mensch heißt, der verachtet wird, sondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen, 1. für schön sein, Sinng. 1505:

Fürstin, euer reines Schön hat ein Fieber iht verböhnet;  
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schöner schönnet.

2. für schön machen, 2. Zug., S. 218:

Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönnet  
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die dem ersten Anscheine nach einen Widerspruch in sich schließen. Das erste Sinngedicht des ersten Buches erklärt es.

Schoßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann, oder auch diese Erbschaft selbst. Mit der Zweideutigkeit dieses Wortes hat unser Dichter in dem 2473sten Sinngedichte gespielt:

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindesfinder;  
Mancher Schoßfall, wie man sagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinng. 1530:

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie auch schürt.

Schwesterschaft (XIII, 11):

O, so denk' ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft 2c., heißt an diesem Orte so viel als: an die blutsverwandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüder-

ſchaft von gleichem Gepräge iſt und ebenſo wenig unterzugehen verdient als dieſes.

Schwindeltumm, für ſchwindlicht. Sinn. 2915. Könnte man nicht dieſe beiden Wörter ſo unterſcheiden, daß das erſte einen  
 5 Menſchen bedeutete, dem wirklich ſchwindelt, und das andere einen ſolchen, dem leicht ſchwindeln kann? Oder könnten ſie nicht wenigſtens die verſchiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwißig. Sinn. 454:

Da geht es ſchwißig her ꝛc.,

10 d. i. es koſtet vielen Schweiß.

Seitab, für beiſeite. 2. Zug., S. 217:

Zu Zeiten pflegt er den mit ſich ſeitab zu ziehn,  
 Dem ſeines Meißters Ruhm in ſichers Ohr er lege.

Dieſes Nebenwort wäre bei den Schauſpielen nicht unbequem  
 15 anſtatt des à part zu brauchen, beſonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Alſo ließe ſich das erſte Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab ſchicklicher ſagen als: das erſte Beiſeite ꝛc.

Selbänder; ſo wie man auch ſagt ſelbdritter, ſelb=  
 20 vierter ꝛc. Es iſt dieſes eine Art perſönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unſern neuern guten Schriftſtellern aber faſt gar nicht üblich iſt. Sind ſie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigſtens werden ſie geſtehen müſſen, daß ihnen dieſe Fürwörter mehr als ein unnützes Wort erſparen könnten, wenn  
 25 ſie den Begriff auszudrücken haben, daß ſich die Perſon, von welcher die Rede iſt, nicht allein, ſondern mit einem, zweien oder mehreren in Geſellſchaft befunden. Sie können es an folgenden Beiſpielen unſers Dichters verſuchen. Sinn. 1372:

Bulpiana iſt ſelbänder — was doch iſt für Fälle ſind! —

30 Bei zehn Jahren. Weide Sorgen! denn ihr Mann der iſt ein Kind.

Sinn. 1407: Eine Braut zu ihren Gäſten.

Ihr Gäſt', ihr ſeid mir lieb, biß daß die Nacht bricht ein;  
 Da darf ich keinen Gaſt, ſelbänder will ich ſein.

Zu dieſen Fürwörtern gehöret auch ſelbſelbſt und iſt der  
 35 Ordnung nach das erſte. Es bedeutet nämlich die Perſon, von

11. Seitab, für beiſeite, vgl. Nat.-Litt. S. 208, Nr. 407. — 31. ſelbſelbſt, vgl. Nat.-Litt. S. 203, Nr. 374. Fleming ebb. S. 86, V. 20. S. 88, Nr. 1, V. 3. S. 92, Nr. 8, V. 14. S. 105, Nr. 34, V. 14. S. 119, Nr. 62, V. 13. S. 132, Nr. 89, V. 6.

welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern.  
Sinng. 2346.

Silberstumm, ein Scherzwort für einen, den das Silber  
stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen (XII, 12):

Hermes ist der beste Redner weit und breit und um und um, 5  
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für: das Genie, die Gemüths-  
gaben, der Geist, der gute Kopf. So werden diese Wörter, be-  
sonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von  
seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter 10  
Degen und Erbegeist; imgleichen (VI, 24):

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust an reifen Sinnen;  
(XII, 104):

— — — Und die andern klugen Sinnen  
Deiner Kinder, sind sie nicht, was dort sind die Kastralinnen? 15

Sixer, der; ebenderselbe Teil des Körpers, den Logau  
sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinn-  
geb. 1728:

Was ist ein göldner Kopf ohn' einen bleiern Sixer?

Sinng. 1135: 20

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unberent,  
Vbgleich ein' alte Mutter die Hinterstirn ihm bent.

Sinng. 1581:

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die Nase für,  
Denn er meinte, Calvus' Kopf sei des Magens Hinterthür. 25

Söder ist der Pluralis von Sod, Brütze. Sod kömmt  
her von siedem (II, 84):

Geußt Söder auf und Senf daran zc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen  
trochnen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau 30  
sagt es spöttisch von den bloßen Brüsten, die er deswegen ge-  
sönnnte Brüste nennt. 1. Zug. 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit und weniger als  
Ängstlichkeit (II, 47).

Städter, für Einwohner in den Städten, ist noch in ge- 35  
meinen Reden gebräuchlich. Sinng. 205:

Der Krieger Art und Werk bisher war Rauben, Stehlen;  
Der Städter Art und Werk Erkaufen und Verhehlen.



Stänken, für Gestank erregen, stänkern. Sinng. 2763:

Betulia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;  
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker.

5 Sinng. 911.

Sterben, als ein Activum, für sterben machen, töten; an vielen Orten, z. E. X. 67; imgleichen Sinng. 2361:

Den Tod, der alles stirbt, den stirbt ein gut Gerüchte,  
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte zc.

10 Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flektiert habe als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Person der gegenwärtigen und der jüngstvergangenen Zeit: du stirbst, er stirbt, er stirbte; dieses hingegen heißt: du stirbst, er stirbt, er starb. Ebenso unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben: er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter, z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der 15 Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehefte erwürgt (IX, 71):

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich zc.

Man sehe auch das Wort erstrecken.

Stöckelfisch für Stockfisch. Sinng. 96:

25 Ei, man muß dem Hofeleben  
Vor den andern Vorzug geben:  
Denn bei großer Herren Tische  
Sind stets Haß und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117:

30 Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen zc.  
Siehe erstrecken.

Stümpfen, für stumpf machen (XIII, 3).

Stürzebrücke (IX, 49) geht besser in den Vers und ist auch stärker als Fallbrücke.

35 Suhne, die, für Veröhnung. Sinng. 1049:

Wann Mann und Weib sich zankt, ist Suhne recht bestellt zc.

1. Stänken, vgl. Luther, Jenaer Ausg. VII, 426. — 4. Stänker, das Wort auch von Lessing gebraucht in der „Bibliolatrie“ und der „Nötigen Antwort“.

## I.

Tage- und Nachtgleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Äquinoktium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt durchgängig 5 taug. Sinng. 2522:

Gewohnheit ist die erste Frau, beherrscht alle Welt;  
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht echte hält;

desgleichen Sinng. 2542 u. 2550:

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerin; 10  
Wo man französisch-höflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Ebenso schreibt Opitz, sowohl in Versen als in Prose. Z. C.:

„— — — Hier taug kein Midas nicht,  
Der Eselsohren hat und Eselsurteil spricht.“

Testamenterin, die, für: das Frauenzimmer, welches ein 15 Testament macht. Sinng. 720. Testierererin, welches man gemeinlich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst oder Durst, die; so viel als Kühnheit, Mut, ein Abenteuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen 20 Helden spricht (XIII, 10):

Was wüßten wir von Helden  
Und ihrer Thurst zu melden zc.

Thurst kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten, dürfen, und hat viel Ähnlichkeit mit dem griechischen 25 *δάρσος*, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Niedenburg (Fab. 67):

Vor im *getorst* kein tier gestan,  
und Fab. 70:

Ratent und koment uiber ein, 30  
Wel under uns diu si allein,  
Diu das *getuirre* wol bestan  
Das si der katzen henken an  
Welle die schallen — —.

6. taug, die Form des Präteritum. Daß Logau durchgängig so schreibt, kann wohl sein, denn die Schlesiener schreiben alle so; vgl. auch Luther, Jenaer Ausg. I, 197 a. 200 a. Aber in der Zeising-Namterschen Ausgabe steht zweimal „taugt“ VI, 73 und I, 73. — 12. Opitz, Opera, Breslau 1690, II, 39. 1629, II, 382. — 18. Thurst, Luther I, 55 a. 102 b. 105 a.

Luther gebraucht das Wort dürstiglich (1. Mos. 34, 25) in eben diesem Verstande.

Tischen, für zu Tische sitzen (II, 66).

Töblich oder, wie es bei andern geschrieben wird, töbe= 5  
licht, von töbeln, und dieses von toben. Töbeln erklärt der  
- Spate durch feroculum esse, hilarem insaniam insanire etc.  
Die Stelle, wo töblich bei unserm Dichter vorkömmt, ist unter  
gach bereits angeführt.

Torkeln für taumeln (II, 54) und Sinn. 2568:

10 Der Säuser auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,  
Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben.  
Sinn. 2410.

15 Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, kopulieren.  
Sinn. 769:

Ewigkeit, die ohne Ziel  
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51:

Die Steuer trillt uns noch.

20 Trillen ist eigentlich ein militarisches Wort und bedeutet so viel  
als das heutige exercieren. Daher Trillhaus, Trill=  
meister u.

Trompter für Trompeter. Sinn. 1369.

Troßer, der, ist poetischer als der Trozige.

25 Tummelhaftig, wovon man die Endsilbe ig besser weg=  
läßt; wird von Pferden gesagt, als: welche man tummelt. Sinn. 826:

Ein sanftes Tier gehört auf einen engen Steg,  
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

## II.

30 Übergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinn. 774:

Gott hat neben sich gesetzt  
Auch den Nächsten, wird verletzet  
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet  
Und den Nächsten übergiebet.

1 f. J. B. I, 60 a. — 14. Auch Chr. Gröphius I, 365: geträuet. S. Dach ed. Österlen  
S. 170. 172. 430. 724. — 23. Trompte für: Trompete, Dietrich von dem Werder (Tasso).  
S. 15. 51. 73. S. Dach ed. Österlen S. 212. 295: trommte. S. 498. 615. 665.

Überständig, wird von Früchten gesagt, die man allzu lange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinng. 2278:

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildet euch ein:  
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig sein.

Überweiben, sich, würde eigentlich heißen: der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bei unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinng. 1893:

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,  
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich fassen kann.

Unartig nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. B. ein unartiger Sommer, Sinnged. 234, ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Ist brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm (V, 63) sagt unserm Dichter etwas weniger als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreit, für unverehelicht, unvermischt. Sinng. 588: 20

Unverfreiter Wein.

Den Eßstand lob' ich zwar, nicht aber lob' ich Wein,  
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich sein.

Unzahl, die, so viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754, wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet: 25

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,  
Zu streichen zierlich aus die Unzahl eurer Gaben.

### B.

Verbriefter Adel, ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelsbrief, ist die Überschrift des 2154ten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt u. Ebenso nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelsbriefen die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit 35

über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet ebenso bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl., S. 95.)

• Verbringen sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinng. 695:

5 Die Finfen, die im Lenz nicht fingen,  
Die bringen's auf den Herbst dann ein:  
Der muß dann alt erst rasend sein,  
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig  
10 gute Wörter und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen  
verbringen zweideutig ist; denn es bedeutet auch das Gegenteil  
von zusammenbringen, nämlich verschwenden.

Verbürgen, -etwas, *cavere de aliqua re*. Dieses gericht-  
liche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten,  
15 sagt er (XIII, 10), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,  
Daß sie sie nicht gewürget,

d. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen  
nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen  
20 soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget, so würde  
man kürzer sagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die  
Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden  
soll.

Vergehen, sich, braucht Logau in der eigentlichsten Bedeu-  
25 tung für: sich verirren (XII, 72):

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,  
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bei ihr ins Haus vergeht.

Begnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII, 8) nennt Logau,  
was sonst auch Begnügbarkeit heißet (VI, 62; VIII, 61), die  
30 Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu sein, *αὐταρξία*.

Verkünden, für verkündigen, kund thun (VIII, 97).

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch  
Verlust. Sinng. 1589:

Da sieh nun, Deutschland, was der Krieg verderbt hat und verlast,  
35 Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und verlast.

Verleiben. Sinng. 2661:

Wiewohl sich Mann und Weib in einen Leib verleiben u.

27. vergeht, noch jetzt süddeutsch; vgl. Maximilian Schmidts Novelle: „Der ver-  
gangene Auditor“.

Von diesem verleiben ist einverleiben gemacht worden, wofür man vor alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Halkaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten, kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her und heißt so viel als: mit Prangen durchbringen 5 (IV, 25):

Morus war in hohen Ehren, wagte, was er hatt', auf Ehr'.

Als er alles nun verprachtet zc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offener Druckfehler. Sein Vermögen 10 durch Prachern oder Betteln durchbringen (welches verprachern bedeuten müßte), giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten, heißt so viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinn. 2702:

Die Vormundschaft der Untern verwalteten Obrigkeiten, 15

Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen, 2. Zug. 99:

Gut Gewissen traut auf Gott,

Tritt vor Augen aller Not, 20

Ist verschildwacht allezeit

Mit der freien Redlichkeit.

Verschlunden für verschlingen, von Schlund. Sinn. 1150:

— — doch es wird nicht funden,

Was die Wölfe vor verschlunden 25

Verprechen, in der alten Bedeutung so viel als schelten, schmähen. Sinn. 1846:

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,

Hüt' er sich, daß auch sein Maul Erdgötter, nicht verspricht.

Berthun, so viel als unterbringen, ausleihen, austhun. 30 Sinn. 412:

Was ist's, worüber mehr die Jungfern so entbrennen,

Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?

Denn Jugend dient zur Zucht und Schönheit zum Berthun;

Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn. 35

2f. Christian Gottlob Halkaus, Glossarium germanicum medii aevi, Lips. 1756.  
 — 10. offener Druckfehler, doch nicht. — 25. Verschlunden ... von Schlund, müßte heißen: Verschlingen, davon Schlund. Vgl. Luther, Jenaer Ausg. I, 341 a. 349 a. 520 b. In seinem „Deutschen Glossar“ giebt Lessing das Richtige: schlinden, setzt aber hinzu: von Schlund. — 26f. Verprechen ... schmähen, vgl. Luther I, 352a.

Schön müssen sie sein, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie sein, um Mütter werden zu können.

Vertreulich, Sinn: 798, wofür wir iht vertraulich oder  
5 vertraut sagen.

Vervielen, Sinn: 618, und vielen, Sinn: 1103, heißt so viel als multiplicare, wofür wir iht vervielfältigen sagen:

Daß er mit gevielten Zweigen  
Nöge bis zun Sternen steigen.

10 Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen sind drei Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen verviel-  
15 fältigen sich.

Verweiben, sich, zum Weibe werden, weiblich werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich, anstatt Verzicht thun. Sinn: 634:

20 Wer viel Geld hat auszuleihen,  
Muß der Freundschaft sich verzeihen.  
Denn der Tag zum Wiedergeben  
Pfllegt die Freundschaft aufzuheben

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl quadraturam circuli. Sinn: 1343:

25 Daß im Zirkel eine Vierung sei zu finden, ist wohl klar:  
Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt und vielleicht weiter nichts als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieschers Addi-  
30 tamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

23. Vierung des Zirkels, auch dieses Wort (vgl. Schlägersaal) wurde von Lessing schon gebraucht, ehe er Logau kannte; vgl. I, S. 160, Nr. 15, B. 6.

Vor, als ein Nebenwort, anstatt vormalß, zuvor, vorher (IV, 82. 104; IX, 11), kömmt häufig vor, sowohl bei unserm Dichter als bei seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

### W.

Wächsig, crescens. Sinng. 794:

— — — Nun und zu aller Zeit

Sei wächsig dieser Stamm bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase heißt in dem komischen Heldengedichte Phaethon ein Hase in seinem besten Wachstum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter sind eines, nur daß wir sie izt bekanntermaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweiten Zugabe (Seite 215):

— — — — ein Mann

Der Kleinkens Hinterteil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II, 2). Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der, so viel als Veränderung, Tausch (XII, 8).

Wandeln, für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802:

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten

Am Monden Wechsel hält —;

desgleichen Sinng. 2192:

Wandelt Glücke denn die Leute,

Daß sie morgen nicht wie heute?

Glücke hat es nie gethan,

Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für von wannen (VI, 65):

Ich wüßte nicht, wer der und wannen er entsprossen' re.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081:

Lieber Gott, was hast du Affen!

desgleichen (XIII, 6):

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Aufclauer, Nachsteller. Sinng. 580:

10. „Phaeton“, (Dr. W. Zachariä), „Scherzhafte epische Poesieen nebst einigen Oden und Liedern, Braunschweig und Hildesheim 1751“, S. 299, B. 117.



Des menschlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe  
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als heiraten, sich beweiben. Sinnng. 1534:

5 Willst du nicht weiben?

Siehe Überweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bei unserm Dichter die Überschrift von folgendem Epigramm [2661]:

10 Wiewohl sich Mann und Weib in einen Leib verleiben,  
So darf sich doch der Mann deswegen nicht verweiben.

Wer, für jemand, kommt hin und wieder vor, als Sinnsged. 548:

15 Will Kirchenbilder wer zum Ärgernis anziehen?  
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch kribbeln und wibbeln (VI, 19):

Da vor Freuden alles wiebelt zc.

20 Wiederkäufer, scheint bei unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung, es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kauft. Sinnng. 2370:

25 Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel polscher Dachsen Häufen:  
Neulich wollt' ein Wiederkäufer ihn mitsamt den Dachsen kaufen.

Wiederlegen, für erwidern, wieder erlegen. Sinnng. 1965:

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem andern schenken,  
Ist wiederlegt genüßlich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Stil.

30 Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißet, anatocismus. Sinnng. 1568.

Windei heißet das unfruchtbare Ei, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Nr:h. 256:

Ein Windei legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat zc.

5. In seinem „Deutschen Glossarium“ citiert Lessing aus Pauli: „Es ist sorglich, mamen oder weiben.“ — 22. wieder kauft, also ein Kleinhändler.

Das Wort scheint nach Maßgebung des Griechischen gemacht zu sein: *οὐρινόν, ὑπηνέμιον, ζεφύριον ὠόν.*

Windlicht, so viel als Fackel, 2. Zug. 65:

Wenn die Frösch' im Finstern quaren, zünde nur ein Windlicht an;  
Ei, wie werden sie bald schweigen zc. 5

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinn-  
ged. 2448.

Wirtlich (IV, 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte  
wirtschaftlich wohl zu unterscheiden; wirtlich geht die Person,  
den Wirt an; wirtschaftlich geht die Sache, die Wirtschaft an. 10  
Also sagt man: wirtschaftliche Gebäude und wirtliche Leute.

Wiz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig  
weiblichen Geschlechts; als Sinng. 1549. Desgleichen Sinng. 1684.  
Ein einziges Mal sagt er: der Wiz. Sinng. 2630:

Der Monden stellt sich vor die Sonne und macht sie finster eine Zeit: 15  
Der Wiz, der Gottes Rat will dämpfen, erstreckt sich noch lang noch weit.

Wizel, sagt Logau, wofür wir iht Wizling sagen. Sinn-  
ged. 911:

Einen Doktor, einen Sempel,  
Einen Wizel, einen Gimpel zc.; 20

desgleichen 1. Zug. 100:

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schreiben, Ende gebe,  
Mach' ich Anfang, daß sich Wizel, sie zu tadeln, bald erhebe.

Wizigkeit. Sinng. 727:

Kühnheit und Vermessenheit 25  
Bringt es öfters noch so weit  
Als Bedacht und Wizigkeit zc.

Wohlbespracht, so viel als heredit oder vielmehr in vielen  
Sprachen erfahren (VIII, 85).

Wohlbewußt, der, mens conscia recti, daß gute Gewissen. 30  
Sinng. 1966:

Bei dem Ärgsten Bestes hoffen, geht wohl keinem an,  
Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten kann.

Wohlfeilheit. Sinng. 265.

Wütig, voll Wut, wütend. Sinng. 846:

Die Kinder Gottes sind, sind wie ihr Vater gütig;  
Die Satans Kinder sind, sind wie ihr Vater wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093:

5 Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreit,  
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wundertiere, ist noch gebräuchlich  
und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele (IX, 55).

### 3.

10 Zankeisen für Zänkerin. Sinng. 1404.

Zeihen, sich, ist das Gegenteil von sich verzeihen, Ver-  
zicht thun (siehe oben unter dem Worte verzeihen); auch ist es  
das Gegenteil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten  
Verstande etwas begehren, etwas haben wollen (VIII. 30):

15 Sagt, was wollen die sich zeihn,  
Wenn sie eigennützig sein?  
Wenn sie das gemeine Heil  
Messen nach dem eignen Teil? 2c.

ebenso sagt Dpiß im „Lobe des Kriegsgottes“ (B. 575):

20 „— — Was zeiht Achilles sich,  
Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,  
Ulyßes gleichfalls auch? Achilles mag regieren  
Sein Land Theffalien“ 2c ;

und im zweiten Verstande heißt es: schuld geben, wie Luther  
25 es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Überschrift des 2429sten  
Sinngedichts und bedeutet so viel als die Kunst, sich in die Zeit  
zu schicken:

30 Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;  
Wer ruhig leben will, muß reden igt, igt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu  
Logaus Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen sein.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinng. 1257:

— — — Wiewohl's der Brauch verbent  
35 Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

19. Dpiß, ed. Tittmann S. 130. — 25. Wer kann ... zeihen? Joh. 8, 46. —  
26 f. 2429sten Sinngedichts, Nat.-Litt. S. 206, Nr. 391.

Daher kömmt züchtig, bescheiden, in Züchten und in Ehren, und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Panza sehr deutlich erkläret finden: „Ich will es euch aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brot und Zwiebeln dazu schmecket mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin und nicht so züchten darf, ebenso gut als ein Truthahn in Gesellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten, niesen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankömmt.“ Don Quixote, 2. Buch, XI. Kap. — 2. proles, prosapia, in der Stelle, die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck, bedeutet so viel als schmeichelhafte, lieblosende Reden. Sinn. 774: Zungenhonig, Herzensgift.

## Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

### Erster Teil.

#### Einleitung.

<sup>5</sup> Der Herr von N\*\*, ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr\*\* gebracht, und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor politischen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlassenen Mäusen eine <sup>10</sup> angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B\*\* und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Ill. <sup>15</sup> auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände geraten, kann dem Publiko zu wissen oder nicht zu wissen sehr gleichgültig sein. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreiben- <sup>20</sup> den als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten nützlich sein können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben.

1. Auf dem ersten Blatt der Originalausgaben steht: „Diese Briefe werden alle Donnerstage in der Nicolaischen Buchhandlung im Dörforschen Hause in der Brüderstraße zu Berlin ausgegeben und sind auch in den auswärtigen Postämtern und Buchhandlungen zu haben. Wer auf ein Vierteljahr pränumeriert, zahlt dafür 12 Gr., sonst kostet jeder Bogen 1 Gr.“ — 4. Herr von N\*\*, Lessing dachte sich dabei seinen Freund, den Major Ewald von Kleist. Vgl. die Einleitung. — 6. Fr\*\*, Frankfurt an der Oder, wohin merkwürdigerweise auch Ewald von Kleist nach seiner tödlichen Verwundung bei Amersdorf, 1759, gebracht wurde. Die Schlacht bei Zorndorf war den 25. August 1758. — 11. B\*\*, Berlin. — 14. Ill., Jabull; so nannte sich Lessing, vielleicht nach dem Scherzgedicht I, 139, Nr. 74.

Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N\*\* fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt, sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte, und ich lasse ihm seinen Willen. D. 5

I. Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben, aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich 10 genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie teilhatten, die zu Quellen 15 der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar 20 hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine 25 sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wiederkommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die be- 30 jammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

16. unerwartesten, die Ausgaben von v. Malsbarn, Hempel und Gosche haben: unerwartetsten. Jedoch die Auslassung des t vor dem Superlativ der Participia perfecti ist im vorigen Jahrhundert so häufig, daß man sie nicht als Druckfehler beseitigen kann, sondern sie als aus euphonischen Rücksichten entstanden betrachten muß. Vgl. Hempels Ausg. VIII. S. 277, 3. 7 f. v. u., unsere Ausg. IV, 2, S. 80, VII, S. 61, 3. 9. Dramaturgie I. Ausg. II, 8: Erleuchtetsten. S. 69. 159: unerwartetsten.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestört läßt und auf die Wissenschaften weiter  
 5 keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen auffuchen und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

10 Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu sein Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilt hätte? 2c. Jll.

15

## Zweiter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden, und unsere Übersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

20 Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben ist habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — raten Sie einmal, an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht erraten! — An Popen. \*)

25 Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, trübtigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war —  
 30 einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

\*) Herrn Alexander Pope sämtliche Werke 2c. Erster Band. Altona bei D. Zverfen. 1758 in 8 vo.

18 f. unsere ... Faust weg, vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 633 (über dieselbe Übersetzung): „Doch es ist allzu verdrießlich, sich mit unsern deutschen Übersetzern abzugeben. Sie sind so rüstig und haben eine so arbeitjame Faust, daß sie alle Kunststücke niederzuschreiben.“ — 33 f. Der Übersetzer war Dusch. Vgl. Brief 41. Bibliothek der schönen Wissenschaften V. 94.

Es war auch ein bloßer Buchhändlerereinfall, wie der Übersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt und selbst Geld zu verdienen denket? Freilich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Übersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch sein mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören.“ —

Denn je größer er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufnutzen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der seinem Eigenlob widerspricht. 3. C.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sei, und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Übersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch „Schüler“ übersetzt und sagt\*): „In der That ist es sehr unbillig, daß man uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet.“

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze und ist ihm in nichts nachzusetzen als in der Einfachheit des eigentümlichen Ausdrucks (simplicity and propriety of style). Pope meint, daß der Stil in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblüunter sei als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Übersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Stils (Correctness) vorzuziehen?\*\*)

\*) That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

\*\*) Abhandlung von der Schäferpoesie, 6. 7 der deutschen Übersetzung.

6 ff. „Ich ... verlören.“ Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 631. — 357. The poetical works of Alexander Pope etc. Vol. I. Lockes Edition London s. a. S. 45. — 37. Ebd. S. 51.



Pope erzählt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern ebenso viel Vergnügen machte als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich  
 5 Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen\*) verschaffte. — Der Übersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte.“

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Übersetzer: „Virgil, der den Theokrit ausschreibt.“  
 10 Dieses sind noch lange nicht alle Fehler aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nämlich profaischen Stücken des ersten Bandes.\*\*\*) Urteilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Übersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen  
 15 Wortfügungen anführt, wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadeln, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist, so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und  
 20 wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft sein muß, den Wortverstand deutlich zu machen! 2c. Ill.

### Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweiten englischen Dichter verdorben hat? —  
 25 Verdorben klingt hart, aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Balthen Übersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urteile zu Gesicht gekommen sein. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.\*\*\*)

30 \*) Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

\*\*\*) In dem Vorberichte verspricht man, die neun englischen Otaavände in sechs deutsche zu bringen und in den ersten deutschen die Hälfte des zweiten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen, und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der  
 35 Epilogus zu Rowes Jane Shore.

\*\*\*) Hamburg und Leipzig bei Grund und Hölle. 1758 in 8vo.

9. „Virgil . . . ausschreibt“, Virgil, who copies Theocritus. Ebd. S. 51. — 27 ff. Von . . . sein, Nicolai hat sie in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (IV, 1, 600—602) angezeigt. Vgl. ebd. V, 153 f. Der Übersetzer, Johann Franz von Balthen, war Justizrat zu Wismar, starb 1804. — 30. The poetical works of Alexander Pope etc. E. 41.

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunststrichter aus den besten Fabeln des Äsopos abstrahieret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satire, seine übrigen poetischen Talente machen ihn trotz jenen Regeln zu einem guten Schriftsteller.

Schade um so viel mehr, daß so manche feine Satire dem Übersetzer unter der Arbeit versfliegen ist! — Und es muß eine sehr eifertige Arbeit gewesen sein! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The miser trembling lock'd his chest,  
(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten), so sieht er lock'd für look'd an und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.)\*

Das englische Chamäleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,  
und das deutsche sagt: ich vermied, eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger als die Schmeichler einer andern Nation?\*\*)

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er, der Mann, sagt er,\*\*\*) liebt das Befehlen, und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben oder will ihre Zufälle bekommen.

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut, was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Falken daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben oder auch umwechselnd die Herrschaft führen.“ — O dreimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

\*) VI. Fabel.

\*\*) II. Fabel.

\*\*\*) XII. Fabel.

1. John Gay (1688—1732). Vgl. oben S. 12 f. — 23 ff. Gay I, 85:

He loves command and due restriction,  
And she as well likes contradiction,  
She never slavishly submits.

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Übersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroses Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt\*), und er ist es, von dem man sagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis ist von elenden Übersetzern gesehen hat, unendlich weit zurückläßt. — Ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum, als mir übrig ist. Jll.

II. Den 11. Jenner 1759.

#### Vierter Brief.

Unsere Übersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Dem wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntnis der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die größten bemerkt, und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studieren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexikonsmachern versehen habe.

\*) Leipzig, bei Lantischens Erben, in groß 8. 1758.

ü. Der Übersetzer, Christian Gottlieb Bergmann (1734—1822), war Jurist, Amtsdirektor zu Reibersdorf und Rathherr seiner Vaterstadt Zittau.

— Vergleichen Sie nunmehr dieses\*) mit folgender Übersetzung:  
 „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der  
 christlichen Kirche gar sehr, der in seiner Kapelle vergessen hatte,  
 sich mit Gott zu beschäftigen, wie es bei andächtigen Personen gar  
 nichts Unerhörtes ist, und der unter andern besondern Dank-  
 sagungen, wodurch er sich gegen die Gültigkeit Gottes erkenntlich  
 bezeugte, der Welt Wörterbücher verschaffte.“ — — So viel  
 Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort:  
 Diese Leute wollen ebenso gern berühmt sein als andere von  
 größeren Talenten und wenden die Mittel dazu an, so gut sie  
 ihnen Gott verliehen hat &c. Sie verdienen Aufmunterung, so  
 lange sie nur bloß zusammentragen und weder dabei witzig sein,  
 noch vernünfteln wollen.\*\*\*) — Und Bergmann fährt fort zu ver-  
 hungen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm, so wohl als solche,  
 die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott  
 gegeben hat, denselben zu erlangen &c. Sie verdienen aber dennoch  
 Aufmunterung, weil sie beständig zusammentragen und weder auf  
 Witz noch Vernunft Anspruch machen.“

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten-Zeitrechnung  
 und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er,  
 etwas zu sein, und sind nichts als Phantome; löse die Bezaube-  
 rung auf (dissolve the charm), und sie verschwinden aus dem  
 Gesicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese  
 Systeme,“ läßt er ihn sagen, „sind so viele bezauberte Schlösser;  
 sie erscheinen als etwas und sind nichts als Erscheinungen. Ihre  
 Reize fliegen gleich diesen auseinander und verschwinden  
 aus unserm Gesichte.“

O, Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper  
 lassen verschwinden, was bloß da zu sein schien. Bergmann macht  
 sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich  
 da waren, sind weg! Ohne alle Spur weg!

Das Allertollste aber ist dieses, daß er — (wie soll ich mich

\*) I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-  
 church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as 35  
 devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknow-  
 ledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries.  
*Letter 1, p. 6.*

\*\*) These men court fame, as well as their betters, by such means as God, has  
 given them to acquire it. — They deserve encouragement, however, whilst they 40  
 continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem *Hudibras* borgen), daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht und straft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie mir!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kommt auf die sogenannte Übersetzung der siebenzig Dolmetscher und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Übersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, ebenso viel wunderbare Dinge als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider sein, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus *2c. 2c.* Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst als die frommen Märchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Übersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdolmetschung verstehe. „Hier sieht man,“ ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen wären, oder daß sie verfälscht worden, ist aber nennt er sie heilige Romane, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in Romanen hätten verwandeln können“ *2c.*

Possen! Wir wissen es freilich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalièrement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Kollegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publikum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreien Kahlkopf über ihn, die Kahlrinne! Will denn kein Bär hervorkommen und diese Buben würgen?

2. *Hudibras* I, 1, 2. 163 ff.:

He could raise scruples dark and nice,  
And after solve 'em in a trice;  
As if Divinity had catch'd  
The itch, on purpose to be scratch'd.

— 34 f. Will ... würgen, 2. Könige 2, 23 und 24.

Lessings Werke 7.

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche bloß a limine salutandae sind, so macht jener daraus: „welche man schon von weitem empfangen muß“. Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams 5 redet, redet jener von Marshams Sätzen und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? 10 Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Übersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu 15 liefern und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Übersetzer halten können. Jll.

#### Fünfter Brief.

Der Übersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt und „Versuche zu vergnügen“\*) herausgegeben. 20

Ich denke so: mir nützlich zu sein, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte, wenn ich nur die Versuche, mich zu vergnügen, verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen! 25

„Der Lenz“ des Herrn von Balthen scheint eine Sammlung von alledem zu sein, was er bei Übersetzung des Thomsonschen „Frühlings“ Schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist und selbst Zacharia ver-

\*) Erste Sammlung. Rostock und Wismar bei Berger und Böbner. 1758. groß 8. 30 Enthält: 1) Der Lenz, 2) Übersetzung des zweiten Buchs des Palingenius, 3) Projekt, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten, 4) Petrarchs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst, 5) Lieder des Horaz, 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes, 7) Leben des Johani Philipp Paltschius.

3. a limine salutandae, eigentlich: von der Schwelle her zu begrüßen sind, d. h. in die man sich nicht zu weit einlassen darf. Seneca, cap. 49, med. — 8. Canon chronologicus, vielmehr Canon chronicus aegyptiacus, ebraicus, graecus usque ad imperii persici initia, Lond. 1672. — 29. Friedr. Wilh. Zacharias „Tageszeiten“, 1755.

schmäht haben. Er malt Rücken\*), und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Rückenfüße male. Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt, er scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und ekeln zu haben. — Die aufgeschürzte  
 5 Bauermagd mit blutdurchströmten Wangen und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen steht, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte, brüllende Stier mit der breiten Brust und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit  
 10 einem gewaltigen Sprunge über sie herfällt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brot hervorzieht. — Die grunzende Sau mit den fleckichten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmaß einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingre-  
 15 dienzen für Ein Bomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich,“ werden Sie sagen. „Der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist  
 20 dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Offizier seinen Vorschlag zur Verkürzung der  
 25 Prozesse that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen riet, nicht wahr, da verriet sich der Offizier auch? — Doch dieses beiseite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende  
 30 Völker, er hat militärische Exekution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg, und Sie sollen Zeit genug weiter avancieren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drei ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

\*) Seite 14.

2. Bei den Rückenfüßen mag, nach Redlich's Meinung, Lessing der Vers von U. aus seinem Briefe an Christ vorgezeichnet haben:

„Wer immer malt und malt und jeden Rückenfuß  
 In sein Gemälde bringt, malt uns zum Überdruß.“

— 29 f. so hat er Krieg, vgl. Leibniz ed. Dutens V, 20 f.

„Und wenn ihr Wagen ohne Fehl  
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.“

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das Wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeigt der Herr von Balthen, ich weiß nicht welche eingeschränkte Kenntnisse! . . . Petrarck sagt von sich\*): „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern habe bei mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnügteres Leben geführt als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr v. P. 10 setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Cälius gezielet, welcher zehn Bücher von der Kochkunst geschrieben“ etc. — Allein muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, notwendig ein Schlemmer sein? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen und würde unter drei 15 berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben.

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sei ihm nicht zu Gesicht gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines und läuft auf eine proportionierliche Herabsetzung der Kriegsheere 20 aller europäischen Staaten hinaus.

Jll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben recht; dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber 25 doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen, wöchl eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die 30 Shaftesburys und Bolingbrokes bei der Nachwelt machen!

\*) S. 89.

15. Apicius, der berühmteste ist des Tiberius Zeitgenosse M. Gabius Apicius. — 17. Charles Jr. duc de Saint-Pierre (1658—1743) veröffentlichte in Utrecht sein *Projet de paix perpétuelle*. Vgl. die Bemerkungen von Leibniz, welche Herder in der „*Abrastra*“ III, 1, 129 ff. zusammengestellt hat (ed. Hempel XIV, 404), und de Bar, *Epitres diverses* II, 69. Leibniz ed. Dutens V, 56 ff. II, 1, 315. — 31. Shaftesburys, vgl. „*Bibliothek der schönen Wissenschaften*“ II, Vorrede.



Oder meinen Sie, daß bei einem so allgemeinen Schiffbruche der Wissenschaften die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurteilt! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht zu schätzen ist. Unsere schönen Wissenschaften würden zu vergessen sein, aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Gessner Theokrit, Wieland Lukrez.

Wieland Lukrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtnis vertilgt, daß er der Verfasser der „Natur der Dinge“ ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu sein.

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schreibe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in R\*\* B\*\* persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen. So viel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „Moralischen Briefe“ uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine ige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele.

24. R\*\* B\*\*, Kloster Bergen bei Magdeburg, wo Wieland auf der Schule war. Vgl. in Bezug auf diesen gehässigen persönlichen Angriff Lessings den Anzeiger der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ VI, 178.

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder seinesgleichen berechtigt ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so 5  
fronuner Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verriet so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,\*) daß einen ehrlichen Mann Schauer und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. 10  
Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner „prosaïschen Schriften“ aus der Zuschrift der „Empfindungen des Christen“ die 15  
härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,\*\*) in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? 20  
Zll.

\*) In der letzten seiner „Sympathieen“, und hernach in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen“, an den Herrn Oberkonsistorialrat Sad.

\*\*) Zürich, bei Drell und Compag. 1758, in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathieen,

2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe, 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen; II. 1) Empfindungen des Christen, 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes, 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes; III. 1) Betrachtungen über den Menschen, 2) Gesicht des Mirza, 3) Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden, 4) Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, 5) Gespräch des Sokrates von der scheinbaren und wahren Schönheit. 30

1 f. wie . . . hat. Vgl. „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ I, 415 ff. Uz hatte 1771 in einer Epistel an Christ die Art, wie die Schweizer die Engländer nachsäßen, wüthig verspottet. In der letzten, an Viscont gerichteten „Sympathie“ (o. D. 1756) schreibt dagegen Wieland: „Du mußt auch noch wissen, daß die Sachen so weit gekommen sind, daß ein elender Anatronkischer Sperling, dessen Seele über nicht mehr als eine kleine Anzahl Ideen von Rosen, Lilien, Weingläsern, Frühling, murrenden Bächen, schwarzäugichten Mädchen und günstigen Sgatten zu befehlen hat, daß ein solcher zwitschernder Dichterling das Herz gehabt hat, sich vor dem Publiko Mirz zu geben und über den Charakter der englischen Nation und über Heldengebichte zu urtheilen, ohne es zu merken, daß die Verwirrung seiner Ideen und die Unzeitigkeit seines Geistes, fast aus allen Theilen seines lächerlichen Urtheils hervorgucken.“ In der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen“ (Zürich 1755) an Sad heißt es: „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal betannt ist, so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: [Uz] 'Vriische Gedichte', neueste Ausgabe; [Ramprecht] 'Die Nachtigall', eine Erzählung; [Dröhler] 'Meine Lieder'; [Beyer] 'Vermischte Poesieen', und er behauptet sogar, „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für seine Ehre rechnet, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte.“ Uz hat sich in einem zuerst einzeln gedruckten Schreiben an Klein würdig verteidigt, vgl. Lessings Anzeige desselben oben S. 1 ff.

## Achter Brief.

Nach mir sind unter den Wielandischen Schriften die „Empfindungen des Christen“ das Anstößigste gewesen.

„Empfindungen des Christen“ heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste „Empfindungen eines Christen“ sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemächtigen, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsternis, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem lebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — Was seh' ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefalteten Händen wie erstarrt herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet.“ —\*)

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefjünnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophieren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsieren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn

\*) Empfindungen XIV, 99.

Wielands oft annehmen, hat mich an Petersens „Stimmen aus Zion“ wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich sein. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann und kein gemeines poetisches Genie. Seine „Uranias“ ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten „Stimmen“ sind hundert profaische Lieder, die er selbst „Psalmen“ nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

### „Dreiundvierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches waffnet sich gegen die göttliche Einfalt, und die Vernunft sicht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie meistert Gottes Weisheit und verfälscht sein großes Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen“ 20

### „Zweiundachtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen und unser Leben lassen! Die Wahrheit ist wohl wert, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntnis bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch sterben als ein Verführer —

„Gott sei Dank, daß wir nicht leben wie die Übelthäter! Wir haben zwar unserm Gott gesündigt, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht ist, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bei ihm hochgeachtet sei, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

1 f. Der Mystiker Johann Wilh. Petersen aus Osnaabrück (1642—1727), dessen „Stimmen aus Zion“ 1698 o. D. (Halle) in zwei Bänden erschienen. Seine Uranias s. opera Dei magna, carmine heroico celebrata, Halle 1720. 4. — 7 f. als ... hatte? Auch Herder weist in der „Abraha“ auf Petersen hin, vgl. ed. Hempel XIV, 418. 422. — 31. Hütten, vgl. Zimmermann (Nat.-Litt.) I, 2, S. 64, B. 204.

„Brüder! laffet uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unserm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun  
5 auch dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —“

10 Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter, er hat dergleichen) auffordern, mir erhabnere und pathetischere Stellen in seinen ganzen „Empfindungen“ zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem  
15 ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectierte Tieffinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens „Stimmen“ gar bald verachtet  
20 und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer! Ill.

#### Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ einige  
25 Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurteilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei seinem Entwurfe um Rat gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Übung der Gemüts- und Leibeskräfte, weil ohne  
30 Übung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war, ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie *καλοκαγαθία* nannten, in welchem  
35 Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Tiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklich-

21. Vgl. Schnorr von Carolsfeld, „Archiv für Literaturgeschichte“ XII, 607. —

32. *καλοκαγαθία*, ungefähr: Biedertät.

keiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flöhte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspunkte studierte man mit ihnen den Homer und schmückte ihr Gedächtnis mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren zc. —\*)

Ich will vors erste bei einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bei sich denken: Da es uns, Gott sei Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beinwort *καλοζαγαδοί* zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt.\*\*\*) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E., wenn er wider den Müßiggang eiferte und zu dem Müßiggange auch alle eitle nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

”Εργον δ’ οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργεῖν δέ τ’ ὄνειδος.

„Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich.“ — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Ratgeber nützlich sein könnten, sich müßigen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das

\*) Im dritten Teile S. 101.

\*\*) Im ersten Buche seiner denkwürdigen Neben des Sokrates. [II, 56 ff.]

22 f. *καλοζαγαδοί*, Viehdreher. — 32. Hesiods „Werke und Tage“ B. 311.

Betragen des Ulyßes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,\*) sprach Ulyßes mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu sein:

*Δαιμόνι', ἄτρεμας ἦσο. καὶ ἄλλων μῦθον ἄκουε,  
Οἱ σέο φέροντοί εἰσι, σὺ δ' ἀπόλεμος καὶ ἀναλκις,  
Οὔτε ποτ' ἐν πολέμῳ ἐναριθμῖος οὔτ' ἐνὶ βουλῇ.)*

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen?  
10 Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich sein, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rate? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendsten in ganz Athen?  
15 Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit als aus Bosheit  
20 gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabei für Richter voraussetzte, und ob diese Richter Leute sein durften, mit welchen man in der Jugend den Homer nach moralischen Absichten gelesen hatte?

Fl.

#### IV. Den 25. Jenner 1759.

25

#### Behnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern ebenso rar als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward ebenso wenig von allen Griechen verstanden als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage  
30 Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle.

Izt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wielands fortzufahren. Die wichtigsten

\*) Im zweiten Buche der Ilias B. 200 u. f.

6 ff. Still du! führe dich nicht, und höre Befehle von andern,  
Welche tapferer sind; untrügerisch bist du und feige,  
Wirst für nichts in der Schlacht, für nichts im Räte gerechnet.

(Stolzberg.)

werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Herrn D., entlehnen.

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er sagt zwar: „Soviel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung ihrer Skribenten gemacht.“ — Allein ich besorge, sein Gedächtnis hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nötigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sei? was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quae ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum civiliumque rerum notitiam conducebat;\*) eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der eroterischen von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kann mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studierten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades — Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten — hielt sich nicht zum Sokrates, um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst, zu überreden und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn

\*) A. Gellius XX, 5.

I. D., Moses Mendelssohn. — 17 f. quae... conducebat, welche zu rednerischen Eitübungen, zur Geschicklichkeit in Epizündigkeiten und zur Kenntniss bürgerlicher Verhältnisse nütze. — 27 f. Xenophons Memorabilien I, 2, 14 ff.



man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht! Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesbury'schen Begriff eines Virtuosen durch ihr *καλὸς καγαθὸς* ausgedrückt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλὸς καγαθὸς* etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt:

τί οὖν; οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατήρ καὶ ἐπαίδευσεν ἄπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν καγαθῶν πατέρων υἱεῖς; οἷον γράμματά τε καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν, καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν; Können hier *καλοὶ καγαθοὶ* Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Übungen.

Doch es möchte sein; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt und zum Teil recht herzlich leichte sind. 3. C.

Er sagt:\*) „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiedenen Disziplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen, damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar und müssen entweder zugleich oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorgehen; allein sie supponiert die Psychologie, diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Herr Wieland ganz und gar und verrät an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob

\*) III. Teil, S. 128.

3. über Shaftesbury vgl. VI, S. 440, 3. 19.

er jemals den Baco gelesen; ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntnis gelehrt werden; ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahieren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet. Ich will der izigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studieret hat und bei dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen, so wird er die Ausichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie ansachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmt. Eine jede Wissenschaft, in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

#### Elfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuten.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Herr W. am wenigsten zu vermeiden gesucht. Er scheint vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniss geben solle.\*)

\*) S. 131.

Die Natur der Seele erkennt die Einteilung der menschlichen Erkenntnis in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genötiget sind. Die ersten beiden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimnis, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntnis der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntnis gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüter ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicherweise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntnis zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen und aus dem richtigen Verhältnis derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntnis nie ohne die philosophische gehen lassen, so redet er von der historischen Kenntnis solcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wissenschaften demonstrierten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Diese historische Kenntnis der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntnis der geschehenen Dinge aber kann durch keine Anstrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtnis müssen hier be-

schäftiget sein, bevor man Wiß und Beurteilungskraft gebrauchen kann. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge die historische Kenntnis den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bei dieser Gelegenheit leichtlich prüfen und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drei verschiedene Disziplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften durch die vorläufige historische Kenntnis derselben alle Anlockungen nimmt, er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rat giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstrakten Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reise des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rate, man sei nur so superficial, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser großen Reise des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Platonische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer Leichtigkeit und Anmut wegen der Wahrheit am leichtesten Zutritt zu unserer Seele verschaffe“. — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlussfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig, und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der igtigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertieffinnigsten Wahrheiten

herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheint. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Jll.

### Zwölfter Brief.

5 Es ist wahr, an einer andern Stelle\*) scheint Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entweichen. —  
 10 Ich verspreche ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie), wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie  
 15 es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? „Ohne die gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeschickte Einteilung in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Einteilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese  
 20 Einteilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage der Ordnung und Deutlichkeit wegen abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber  
 25 so ausdrücklich als Herr Wieland darwider erklärt, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verrät diesen Voratz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen  
 30 Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden solle“. — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schoß seiner Kirche aufgenommen! —

Diese und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Akademie zum klassischen Schriftsteller macht,

35 \*) S. 143.

13 f. Man ... scheint, vgl. II, S. 298, 3. 14 f. (Minna von Barnhelm).

Lessings Werke 7.

werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wielands verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte: Jupiter verschmäh't die Rose in dem Munde der Schlange. III.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel<sup>10</sup> abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung<sup>15</sup> kommen?“

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit sein,<sup>20</sup> wenn ich bei dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit wie vieler Nührung und Nutzen ich den 'Verteidigten Glauben der Christen' für mich selbst und mit andern gelesen, und wie lebhaft mich diese herzerwühlende Selbstgespräche in dem Glauben der christlichen Religion unterhalten haben.“ — An diesem Orte, sage ich, hätte<sup>25</sup> er fortfahren sollen: Das ist nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bourdaloue sind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte<sup>30</sup> ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt

5 f. Jupiter ... Schlange, in der Asopischen Fabel „Zeus und die Schlange“ (Dalm, 153). — 13 f. Der neben den bekannteren französischen Kanzelrednern Jacques Benigne Bossuet (1627—1704), Louis Bourdaloue (1632—1704) und Jean Baptiste Massillon (1663—1742) genannte Abbé Nicolas Charles Joseph Trublet ist sonst durch seine, auch von Lessing benutzten, *Essais de littérature et de morale* bekannt, hier aber erwähnt wegen seiner *Panegyriques des saints, précédés de réflexions sur l'éloquence* (1755). — 22. August Friedrich Wilhelm Sack (1703—1786) gab den „Verteidigten Glauben der Christen“ 1748—51 in acht Bänden heraus.

hätte, warum denn nun unsere Mosheims und Sacks, unsere Jerusalems und Cramers gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen! Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Wiß, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner notwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hilfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk sein müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch nach seinen eigenen Grundsätzen bei den Franzosen wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kommt bei ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach denen sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz\*) gekommen ist, daher man den Herrn Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibet an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe,“ sagt er, „denjenigen Teil der Redekunst betrachtet,

\*) Morallische Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bei Orell u. Compagnie 1757 in 8vo. [S. 95—101.]

1 f. Johann Lorenz v. Mosheim (1694—1755), der oben angeführte Sack, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—1789) und Johann Andreas Cramer (1723—1788) galten im vorigen Jahrhundert für die Reformatoren der deutschen Kanzelberedsamkeit. — 22. Tillotson (1630—1694), puritanischer Kanzelredner, den Lessings Vater übersetzt hatte.

welcher mit Regung der Affekten umgethet; und ich weiß, daß diese Kunst bei den Gottesgelehrten sowohl als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß darauf wendet.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erregt.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurteilung oder Losprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich, ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nötig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Auctores lesen) insgemein mehr bekannt als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlangt. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen sein könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Klimatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüter haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil ich gesehen habe, wie schlechten Vorteil dieselbe geschaffet. Ich



kenne einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit und einen großen Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweig aus ihm lernet.“

„Ich bitte Euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall Ihr ja unglücklicherweise Euch bereden solltet, daß Ihr dieselbe besäset) sehr selten und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen“ &c.

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bei, diese Gedanken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sei, wie ihm wolle, der Schriftsteller, aus dem ich sie ißt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber:

„Es ist nicht zu leugnen,“ sagt er, „daß diese Stelle von einer großen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit auf das menschliche Gemüt zeuget. Allein ist wohl keine Gefahr bei seinem Rate, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde sein, das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses Letztere stets seinen Grund in der Vorstellung des Ersten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des Gründlichen und Pathetischen ist es, die unserm Mosheim nach meinem Bedünken einen sehr großen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wielanden das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? Jll.

3. Punctum exclamationis, Ausrufezeichen. — gestellt hatte, ?gestellt sahe?  
 — 4. Epiphonematibus, Ausrufungen. — 21f. dum . . . currant, während sie Fehler vermeiden, thöricht in die entgegengesetzten rennen.

## Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigentümlichen Schwung, er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen igtigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weizens liest. Lizenz, visieren, Edukation, Disziplin, Moderation, Eleganz, Amulation, Jalouſie, Korruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im voraus feststellen sieht und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Punkte von der Hand gewiesen. Die Ordnung z. B., nach welcher die verschiedenen Disziplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften\*) für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruktion für die Lehrer schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Wichtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genauere Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbei etwas vermissen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl sagen müssen und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens ein Löffelkabinet haben muß? —)

\*) S. 128.

S. Christian Weizens, vgl. über ihn Bd. 39 der „Deutschen National-Litteratur“.

Dieses noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdienet haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort „entsprechen“ habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen (respondent). Dieses „entsprechen“ ist icht den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kayser'sbergers Postille an, wo es heißet: Die Gotät und der Nom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuesten schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie icht weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehemals. Gessner und Zimmermann unter andern schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr, als man andern den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herrn Wielanden ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässiget, daß ihm besonders gewisse eigentümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Ist es z. B. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die „Moralischen Beobachtungen und Urteile“, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verraten ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas Besonders auszudrücken scheinen, dergleichen sind: hürisch,\*) ringsinnig,\*\*) abschätzig,\*\*\*) Schif†) zc.

\*) S. 20.

\*\*) S. 22.

\*\*\*) S. 144.

†) S. 179.

30. 10. Johann Leonhard Frisch, Deutsch-lateinisches Wörterbuch, Berlin 1741, II, 307 s. v. Sprechen: „Nomini respondeat factum, er soll den Namen mit der That haben.“ — 15. Salomon Gessner (1730—1787) aus Zürich, der betamte Dichtler (Nat.-Lit. Bd. 41, 1), und der spätere Leibarzt in Hannover Johann Georg Zimmermann (1728 bis 1795) aus Brugg (Nat.-Lit. Bd. 75). — 18. Niedersachsen anmerkt, vgl. Literaturbriefe VII, 157 f.: „Einige Kuntrichter, die nie die Schweiz verlassen haben, haben sich vergebens bemühet, die Eitelkeit des sächsischen Wohlklang durch Gründe zu beweisen; man hat sie ausgelacht, und sie sind endlich selber gezwungen worden, sich der sächsischen Schreibart zu nähern. Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Gessner und Zimmermann, ereifern sich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen.“ — 23. „Moralischen Beobachtungen und Urteile“, Verfasser ist Heinrich Baier, Pfarrer zu Winterthur, ein Freund Sulzers, der Butler, Zwist und Lucian überfest hat († Dez. 1777).

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu sein. Der herrschende Ton darin ist Satire und Humor. Folgende Beschreibung\*) eines Husaren bei Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Klimene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Ruchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — flucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Husaren auf ihn zusliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner Stirne steht geschrieben: Mord, und die Blicke 10 seiner Augen sind alle vergiftete Spieße. Er schießet dieselben dicht wie einen Regen von sich aus und tötet damit, noch ehe er tötet. Der Grausame behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Totenköpfen; drei sind der Schrecken derer, die ihm von hinten nachzusehen das Glück haben, und viere pochen von vorne. 15 Er hat sich zwischen denselben hingesezt wie Thomas Kulikan auf seinen Thron, und wie Satan von dem Herzen des Verräters Besitz genommen hat, also hat er sich mit dreißtem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu ihm sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunterfallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Absehen zu erhalten; andere haben die Thränen der Landesfinder ausgewaschen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame 25 sich besser gerüstet als ein Gesandter, der bei seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal will sehen lassen, wie groß der sei, der ihn gesendet hat. O, daß Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so viel einzelne Köpfe spalten und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch 30 den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt es, er empfindet nichts dabei und heischt mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüssel voll, die auf dem Tische steht! Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe 35 zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln, sein Pferd tränkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnaubart davon gerötet wird, so

\*) S. 136.

wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirte: 'Gieb, was du hast, und was du nicht hast, das gieb auch, — alsdenn sterbe!' und zur Wirtin: 'Lebe du bis morgen und spreite ihn ein Bett an, für mich und dich!' Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten; denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzer-  
10 macher,“ sagt der Verfasser, „machen es gerade wie der nichtswürdige Blisil in der Historie des Fündlings, welcher bloß deswegen in der Bibel gelesen, damit Tom Jones Schläge kriegen!“

VI. Den 8. Februar 1759.

Fünfzehnter Brief.

15 Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser preußischer Barde, ist bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten  
20 in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter; denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den großen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum, und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz  
25 für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

„An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?

Scheut eine Kriegesmusse, die den Held

30 So tief in seine Schlacht begleitete,

Mit ihm auf Leichen unerschrocken ging,

Wie Engel Gottes in Gewittern gehn,

12. damit Tom Jones Schläge kriegen, S. 16<sup>1</sup>. Gemeint ist der Roman „Tom Jones“ von Henry Fielding (1707—1751). Vgl. über diesen Roman und seinen Einfluß auf die deutsche Literatur Schiller III, S. III ff. — 22. den großen Tag besungen, Gleim hatte Lessing, dem Herausgeber seiner ersten Grenadierlieder, dies neue „An die Kriegesmusse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf“ (Werke, 1811, IV, 63—78) am 22. November 1758 geschickt.

Ihm nachzufolgen, wo er war, zu sein,  
 Zu forschen seine Thaten überall,  
 Von Leich' auf Leich' große Schritte that;  
 Scheut eine solche Muse, Blut zu sehn?  
 „Stimm' an, verewige den großen Tag,  
 An welchem Vater Friederich sein Volk  
 Errettete, durch göttlichen Gesang!  
 Nimm die verwaiste Leier von der Wand  
 Und mische starken Kriegerston darein  
 Und singe! Held, Soldat und Patriot  
 Steh' um dich her und höre, lauter Ohr,  
 Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Mut,  
 Wenn er sein Vaterland zu retten geht,  
 Und lerne Gott und Friederich vertraum!  
 „Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,  
 Als der gekrönte Rächer nur verzog  
 Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?“

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von Dlmütz, wo der ge-  
 meine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt,  
 eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall, warst  
 In deinem Troja Hector. Friedrich selbst  
 Gab deinem Namen Ewigkeit und schrieb,  
 Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!  
 Doch er und Keith und Moritz waren mehr  
 Als Agamemnon, Nestor und Ulyß,  
 Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,  
 Durch Mut dich überwunden, nicht durch List,  
 Wofern nicht Gott der Herr gewollt; daß wir  
 Ablassen sollten.

„Hochgelobet sei  
 Von uns und deinem Friederich, o Gott!  
 Daß du auf unsern ebenen Siegesweg  
 Ein Dlmütz stelletest und einen Held,  
 Der wie ein braver Mann sich wehrete,

20. aufgehobenen, in v. Maltzahn's, Hempel's, Gothe's Ausgaben: aufgehobenen. „Aufgehoben“ ist jedoch die im vorigen Jahrhundert sehr häufig vorkommende Form des part. perf. von „aufheben“. Vgl. oben S. 75, 3. 5. Thomsons Trauerspiele übersetzt, mit Vorrede von Lessing S. 176. Merian, Topographia Helvetiae S. 27. Gozzi, übersetzt von Werthes II, 60. Lessings Übersetzung des Diderot, 2. Ausg. (1781) II, 303 = Hempel's Ausg. XI, 2, S. 305, 3. 1 f. — 23. Der General Marschall lag mit 8000 Mann in Dlmütz.

Zu seine hohen Wäll' und Mauern gabst.  
 Denn gabst du es in unsre Hand, so war  
 Kein Weg vor uns als nach dem stolzen Wien;  
 So hätten wir uns allzu weit entfernt  
 5 Von unserm Vaterlande, dessen Schutz  
 Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!  
 So wäre wohl der Jammer, das Geschrei  
 Der Weiber und der Kinder, welche wir  
 Zurückgelassen hatten, allzu spät  
 10 Uns nacherhollen. Friedrich hätte wohl  
 Des Vaterlandes Ruf um Rache nicht  
 Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,  
 Wo umzukehren war. Darum, o Gott,  
 Sei ewig hochgelobt von uns und ihm!"

15 Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstung, die  
 das russische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich  
 habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,  
 Wie durch fruchtbares Feld in Afrika  
 20 Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!  
 Da steht auf beiden Seiten ihres Zugs  
 Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,  
 Als ihre Bäuche kriechen, alles tot.  
 Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land  
 25 So da, verwüstet, öde, traurig, tot!"

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit  
 In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn  
 30 Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,  
 O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks  
 War sein Gedank' allein an dich! Er gab  
 Dem größern Feind' ein wenig Luft und flog  
 Mit einem kleinen edeln Heldenheer  
 Dahin, wo sein gequältes banges Volk  
 35 Nach ihm sich umsah. — —  
 — — — „Da floh er hin!  
 Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo  
 Baumgarten, Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still  
 Vor einer niedern Hütte, saß, das Roß,

38. Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762), Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder, Begründer der Ästhetik; vgl. IX, 1, S. 5, 3. 30.

Das, einen solchen Held zu tragen stolz,  
 Nicht müde von dem langen Fluge war,  
 Dasselbst ein wenig auszuruhen, ab,  
 Ging in die offne niedre Hütte, fand  
 Ein' arme fromme Witwe, die zu Gott  
 Für den Gesalbten eben betete,  
 Saß neben ihr auf einen harten Sitz,  
 Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,  
 Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ  
 Sein edles Heldenheer vorüberziehen,  
 Stieg auf, folgt' ihm den Weg der Rache nach,  
 Sah die Ruinen der getreuen Stadt —“

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen er-  
 preßt. —

— — — „Jedoch der Bäch  
 Der Heldenaugen floß zu lange nicht.  
 Der Thränen Stelle nahm ein glühend Rot  
 Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn  
 Entstand aus königlichem Mitleid stracks.  
 Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,  
 Sein rächend Schwert zu zücken —“

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen  
 Feste das Lager des Feindes in Augenschein und faßt seinen  
 Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnenaufgang ging  
 Sein Heldenheer still über deinen Strom,  
 Du Oder! Flossdest du so sanft, weil Gott  
 Es dir gebot, die Helden, die du trügst,  
 Nicht aufzuhalten ißt auf ihrer Bahn?  
 Sie sängen deinem Gott ein Morgenlied  
 Und kommen wohlbehalten über dich.“

„Was zittertet ihr achtzig Tausend da  
 Beim Anblick unserer von Todeschau'r?  
 Welch eine tiefe Stille ward? Was war  
 Das leisere Gemurmel unter euch?  
 Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel  
 Dich, Heer! — — —  
 Als du den großen Rächer kommen sahst,

13 f. Gleim an Lessing, den 9. Februar 1759: „Herr Ramler sagte mir, Sie wollten wegen der Einzäherung von Küstrin keine sieben Zeugen gelten lassen. Ich sagte dies dem Grenadier und er änderte sogleich die anstößige Stelle.“



Die Blutfahn' in der Hand, die er noch nie  
Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug,  
Da standest du betäubt, erstarret, stumm,  
Die Augen weggewandt von dem, der kam" 2c.

5 — „Bangigkeit und Furcht und Angst  
Ziel plötzlich als zentnerschwere Last  
In aller deiner großen Helden Brust,  
Und größer stets, je mehr er näher kam.  
Zusammensteckend ihre Köpfe, stand  
10 Ihr großer Haufe; Fernor schüttelte  
Sein graues Haupt dreimal; sie zitterten.  
Zuletzt war ihr verzweifelter Entschluß  
Ein großes Viereck und der Tod!"

Und nun scheinest unsern Varden alle die Wut, mit welcher er  
15 in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so  
schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber  
warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich  
Ihnen nicht mitteilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

20 „Solange du, o Vater, vor uns her  
Die schreckliche Blutfahne trugst und nicht's  
In deiner Arbeit für das Vaterland  
Dein Leben achtetest, so lange floß  
Für jede Thräne deines Volkes Blut,  
So lange schlug das rächerische Schwert" 2c.

25 Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres  
Auge unverdunkelt.

30 „Der Engel, der bei Lissa seinen Glanz  
Um den Gesalbten glänzte, war auch icht  
Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn als dort.  
Er trug im schönen Engelanficht  
Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz."

Endlich kommt er auf seine eigene Verwundung, und diese Stelle  
ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

35 „Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts  
Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg

16. die Haare zu Berge stehen, vgl. an Gleim 16. Dezember 1758. Gleim auf die Schlacht von Hofsbad:

Den Schwaben, der in einem Sprung  
Mit bergau stehndem Haar  
Von Hofsbad bis nach Amelung  
In seiner Heimat war.

Von Leichen, sahe weit um mich herum  
 Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch  
 Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick  
 Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht.  
 Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn 5  
 Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,  
 Die Augen und Gedanken fest. Und da,  
 Da war es, Muse (denn du warest nicht,  
 Wo nur erschlagen, nicht besieget ward),  
 Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich 10  
 Der edle D\*\*\*, der junge Held  
 Und Patriot, hinsank, den schönen Tod  
 Fürs Vaterland nicht unwillkommen starb!  
 Ich aber, ihn zu sterben noch nicht reif,  
 Mit dieser Wunde weggetragen ward.“ 15

Hiermit schließt der Dichter:

„Sing es, o Muse, jünger Gottes Zorn  
 Und Friedrichs Mut! Indessen heilet sie  
 Geschwinder. Dein Gesang besänftige  
 Den Höllenschmerz, er mache, daß der Arm, 20  
 Der hier gebunden müßig liegen muß,  
 Bald wieder frei sei, für das Vaterland  
 Zu streiten! — — —

„Soll aber er nicht wieder streiten, soll  
 Ich nicht den Friedensengel kommen sehn, 25  
 Nicht im Triumph den unbesiegten Held  
 Begleiten nach Berlin, nicht der Homer  
 Des göttlichen Achilles werden: dann,  
 Dann, liebe Muse, weine nur um mich  
 Ein kleines Lied: dann lebe wohl, o Welt, 30  
 In welcher wider einen Friederich  
 Der Erden Könige verschworen sind!“

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darin nicht meine.

! Ill. 35

11. D\*\*\*, Dantelmann. — 31 f. Vgl. Gleim auf die Schlacht von Rossbach:

Der hatte wider deine Nacht  
 Und Weisheit, Friederich,  
 Der Erde Fürsten aufgebracht:  
 Gott aber blieb für dich.

## Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“\*) in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in Ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelssucht vorgeworfen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisiert hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Kritik für eine grausame Inquisition ausschreien, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werks auffuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen. In zwei Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat, die besten Werke der Alten zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunst-  
 richter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werkes beruhet nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstecken und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darin bestehet ihre ganze  
 Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf, so bitte ich mir

\*) Leipzig bei Dyl, in groß 8vo., bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

5 f. Man . . . vorgeworfen, Dusch in der Vorrede zu seinen „Vermischten kritischen und satirischen Schriften“, Altona 1758, und im Hamburger „Correspondenten“. — 28. einen Buckel übersehen, mit Beziehung auf den Vorbericht der „Vermischten kritischen Briefe, Moskau 1758“, wo es heißt: „Den Hügel eines Buckeligen kann auch ein Einäugiger sehen, aber die Symmetrie, das Proportionierte in dem Baue eines wohlgebildeten Körpers zu erblicken, erfordert in Wahrheit beide Augen.“

auch die Freiheit aus, verschiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtenteils dahinaus laufen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig z. E. erinnern sie bei des Hrn. Prof. Gottscheds „Nötigem Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“;\*) und wie manches ist doch darin, das man ihm notwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis izt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat, unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatralischen Werke“ des-  
selben an und sagt: „Hier stehen 1. Canut, 2. Der Geheimnis-  
volle, 3. Die Trojanerinnen, 4. des Sophokles Elektra, 5. Die  
stumme Schönheit, 6. Die Langeweile.“ Die beiden letztern stehen  
nicht darin, sondern machen nebst dem Lustspiele: „Der Triumph  
der guten Frauen“, welches er gar nicht anföhret, einen besondern  
Band, welchen der Verfasser „Beiträge zu dem dänischen Theater“  
benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungsünden hat Herr Gottsched begangen, die ihm das Lob der „Bibliothek“ sehr streitig machen, „daß er etwas so Vollständiges geliefert habe, als man sonst bei Sammlungen von dieser Art von der Bemühung eines  
einigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die  
dramatischen Werke seines Nylius hat er alle gekannt; denn den  
„Unerträglichen“ vermiffen wir gar, und von den „Ärzten“ muß  
er auch nicht gewußt haben, daß Nylius Verfasser davon gewesen.  
Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht ge-  
nannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden, warum  
nennt er denn den Verfasser der „Alten Jungfer“?

\*) In dem ersten Stück des dritten Bandes, S. 85. [87. 91 f.]

10 f. Hans Rosenblüts, Peter Probsts, Hans Sachsens, drei Nürnberger Meisterfänger des 16. Jahrhunderts, von denen der zweite, der am wenigsten bekannte, ein „Schön Buch von fastnacht Spieten und maistergängen“ (1553) schrieb, das Gottsched besaß; vgl. dessen „Nötigen Vorrat“ I, 33—36. Vgl. Schnorr von Carolsfeld, „Archiv für Litteraturgeschichte“ IV, 109—125, Robertein-Bartsch, „Grundriß“ I, 406, Gottsched, „Vorrat“ I, 33. — 20. „Beiträge zu dem dänischen Theater“, Kopenhagen 1748. — 22 ff. Und .. machen, Bibliothek III, 94 f. — 27. Christlob Nylius (1722—1754) war früher Gottscheds Anhänger gewesen, aber dann von ihm abgefallen. Vgl. oben S. 61 f. — 32. Verfasser der „Alten Jungfer“, Lessing. Vgl. unsere Ausgabe III, 1 S. 219 ff.

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste, aber auch das Wenige finde ich bei dem patriotischen *Κομπορόρω* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahre 1747 gleich zwei Stücke, der „Ehe-  
5 stand“, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom 2c.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferspiel in einem Aufzuge“? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist  
10 gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bei Gelegenheit seiner „Schaubühne“ erwähnt hat. Jll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand,“ sagen die Verfasser der „Bibliothek“,\*) „wird  
15 leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder  
20 entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unse-  
25 Staats- und Helden-Aktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unse Lustspiele bestanden in Verkleidungen

\*) Des dritten Bandes erstes Stück. S. 85.

3. *Κομπορόρω*. Mißträger. — 4 ff. „Ehestand“, Lustspiel. . . Berg op Zoom, „Anne Dore“, Redlich macht darauf aufmerksam, daß alle drei Stücke von Gottsched im zweiten Teile seines „Vorrats“ (S. 272 f.) mit noch 7 andern aus dem Jahre 1747 aufgeführt werden. Das zweite heißt: „Der Kranz der gemeinen Jungen Bergen op Zoom, eine Komödie.“ Vgl. Wagners „Archiv“ I, 160. — „Anne Dore“ parodiert das in Gottscheds „Deutscher Schaubühne“ (N. 449—536) gedruckte Schäferspiel Nhlchs „Elsie“, sowie einzelne Stellen aus Gottscheds deutscher „Iphigenie“ und „Atalante“. Der Verfasser ist Johann Adolph Schlegel. Vgl. Bohmer, „Vier kritische Gedichte“, ed. V. Zeuffert S. 80. 91—102. Das Pamphlet wird übrigens von Gottsched im 2. Teil des „Vorrats“ S. 272 zum Jahre 1746 angeführt. — 17. Niemand, vgl. „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend“, Frlf. und Lpz. 1760, wo auf diesen XVII. Brief geantwortet wird. Dangel schreibt sie der Frau Gottsched zu (2. Aufl. I, 450. 491), Redlich in Hempels Lessing-Ausgabe IX, 79 einem Karl Christian Canzler. Vgl. jedoch Erich Schmidt im Goethe-Jahrbuch II, 76. — 24 ff. Unsere . . . Pöbelwitz. Vgl. Gottscheds Vorrede zu seinem „Cato“ S. IV = „Gottsched und die Schweizer“ (Nat.-Litt.) S. 43, 3. 15 ff. — 27. Der Auffay war von Nicolai. Vgl. Herrigs „Archiv“ XLVIII, 29.

und Zaubereien, und Prügel waren die wichtigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah, er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelpfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig französisch und fing an zu übersehen; er ermunterte alles, was reimen und Oui, Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersehen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunsttrichter sagt, mit Kleister und Schere seinen „Cato“; er ließ den „Darius“ und die „Müßtern“, die „Elisä“ und den „Bock im Prozesse“, den „Aurelius“ und den „Witzling“, die „Banise“ und den „Hypochondristen“ ohne Kleister und Schere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporieren; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französisierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französisierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwicklung. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geradenwegs auf das englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht, wie sein „Cato“ es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonischen „Cato“ für

7 f. er... übersehen, vgl. Gottscheds Vorrede zu seinem „Cato“ S. XI = „Gottsched und die Schweizer“ (Nat.-Lit.) S. 16, 3 21 ff — 9. schweizerischer Kunsttrichter, Bodmer, Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urteils und des Wises in den Werken der Wohlredendheit und der Poesie, Zürich 1741—44. Darin (II. St. 8, S. 80—96): „Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Originalstücks, des Gottschedischen Catos“. — 10 ff Stücke aus Gottscheds „Deutscher Schaubühne“: „Die Müßtern“ (IV, Nr. 6), „Der Bock im Prozesse“ (V, Nr. 4), „Aurelius“ (IV, Nr. 3) und „Der Hypochondrist“ (VI, Nr. 4) von Theodor Johann Dufstorp; „Darius“ (III, Nr. 3) von Friedrich Lebegott Pirsdel; „Elisä“ (V, Nr. 6) von Adam Gottfried Ulich; „Herr Witzling“ (VI, Nr. 6) von der Gottschedin; „Banise“ (IV, Nr. 5) von Friedrich Melchior Grimm. Vgl. „Vorrat“ II, 377. — 31. Addisonischen „Cato“, Voltaire sagt von dieser Tragödie in seinem

das beste englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen Jonson, keinen Beaumont und Fletcher z. gefannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen  
5 kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat.  
10 Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das  
15 alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht ge-  
20 fannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt.  
25 Nach dem „Oedipus“ des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello“, als „König Lear“, als „Hamlet“ zc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte als die „Zayre“ des  
30 Voltaire? Und die „Zayre“ des Voltaire, wie weit ist sie unter dem „Mohren von Venedig“, dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Drosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen, „Doktor Faust“

Discours sur la tragédie à Mylord Bolingbroke vor seinem „Brutus“ (1731), sie sei „la seule bien écrite d'un bout à l'autre chez votre nation“ (Oeuvres, Paris 1817, II, 282 f.), aber er fährt auch fort, sie „ne doit sa grande réputation qu'à ses beaux vers, c'est-à-dire à des pensées fortes et vraies, exprimées en vers harmonieux“.

3. Ben Jonson (1574—1637), Francis Beaumont (1585—1615) und John Fletcher (1576—1625), jüngere Zeitgenossen Shakespeares. — 31. Drosman, vgl. das 15. Stück der „Dramaturgie“.

hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen „Doktor Faust“! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig, ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweiten Aufzugs an: 5 10

### Faust und sieben Geister.

Faust. Ihr? Ihr seid die schnellsten Geister der Hölle?  
Die Geister alle. Wir.

Faust. Seid ihr alle sieben gleich schnell?

Die Geister alle. Nein. 15

Faust. Und welcher von euch ist der schnellste?

Die Geister alle. Der bin ich!

Faust. Ein Wunder, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner sind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erste Geist. Das wirst du! Einst! 20

Faust. Einst! Wie meinst du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erste Geist. Sawohl, den Verstockten! — Aber halte uns nicht auf!

H. dritte Scene des zweiten Aufzugs, vgl. III, 2, S. 162—65. Gottsched, „Vorrat“ II, 141. Zu Lessings Faustulänen ist noch zu vergleichen der Brief des Malers Müller, Rom, den 11. September 1820 an Therese Huber (Frankfurter Konversationsblatt 1819, Nr. 56; vgl. auch in V. Teufferts Buch über Müller S. 191): „Lessing meinte, da er die Situation aus Fausts Leben von mir bei seinem Aufenthalt in Mannheim erblickte, daß ich bei dieser Scene stehen bleiben und Faust durch Reue und Buße, die Parabel vom verlorenen Sohne paraphrasierend, zu seiner Rettung zurückführen würde; denn nach solch einer Warnung, fügte er bei, läßt sich nicht wohl denken, wie Faust habe auf solcher Bahn weiter fortschreiten wollen.“ Zu Müllers Entwurf des ganzen Stückes, „lächelte er beifällig; recht brav! sagte er beim Ende, indem er mir hierbei auf die Schulter klopfte: Sie haben den Eimer recht bei der Handhabe gefaßt; die einzige Weise dies, wie man diesem gebaltreichen, doch fürchterlich-drolligen Ding einen schicklichen Schweiß angewinnen, und aus seinem Zeitalter in das unsrige bequem übertragen mag. Mich freut es sehr, fuhr er fort, daß Sie diesen Gegenstand populär, nicht mit Ironie als ernstlich behandeln; wer heutzutage, fuhr er fort, wo die Teufel schon so viel von ihrem Ardeit eingebüßet, diesen Stoff für eine Vorstellung nach Wahrscheinlichkeit auffassen wollte, um wie Dante in seiner Göttlichen Komödie oder Mopliod in der Messiasde ernstliche Überzeugung und Glauben an die Sache selbst zu erwecken, würde nur einen Mißgriff wagen und seinen Zweck verfehlen. — Bei dieser Gelegenheit erzählte der Treffliche mir, daß er zwei Schauspiele vom Faust angelegt, beide aber wieder liegen gelassen habe, das eine, sagte er, mit Teufeln, das andere ohne solche, nur sollten in dem letzten die Ereignisse so sonderbar auf einander folgen, daß bei jeder Scene der Zuschauer würde genötigt gewesen sein auszurufen: dies hat der Satan so geübet.“



Faust. Wie heißest du? Und wie schnell bist du?

Der erste Geist. Du könntest eher eine Probe als eine Antwort haben.

Faust. Nun wohl! Sieh her, was mache ich?

5 Der erste Geist. Du fährst mit deinem Finger schnell durch die Flamme des Lichts —

Faust. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre siebenmal ebenso schnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht! — Du verstummst? Du bleibst? — So prahlen  
10 auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde ist so klein, daß ihr sie euch nehmen liebet. — Zweiter, wie heißest du?

Der zweite Geist. Chil, das ist in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Pest.

Faust. Und wie schnell bist du?

15 Der zweite Geist. Denkest du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Pest.

Faust. Nun so geh und diene einem Arzte! Für mich bist du viel zu langsam. — Du dritter, wie heißest du?

Der dritte Geist. Ich heiße Dilla; denn mich tragen die  
20 Flügel der Winde.

Faust. Und du vierter?

Der vierte Geist. Mein Name ist Jutta; denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

Faust. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen  
25 auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte Geist. Würdige sie deines Unwillens nicht. Sie sind nur Satans Boten in der Körperwelt. Wir sind es in der Welt der Geister; uns wirst du schneller finden.

Faust. Und wie schnell bist du?

30 Der fünfte Geist. So schnell als die Gedanken des Menschen.

Faust. Das ist etwas! — Aber nicht immer sind die Gedanken des Menschen schnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Wie träge sind sie alsdenn! — Du kannst  
35 schnell sein, wenn du schnell sein willst; aber wer steht mir dafür, daß du es allezeit willst? Nein, dir werde ich so wenig trauen, als ich mir selbst hätte trauen sollen. Ach! — (Zum sechsten Geiste.)  
Sage du, wie schnell bist du? —

Der sechste Geist. So schnell als die Rache des Rächers.

Faust. Des Rächers? Welches Rächers?

Der sechste Geist. Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der sich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

Faust. Teufel! Du lästerst; denn ich sehe, du zitterst. — Schnell, sagst du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn ge- 5 nennt! — Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre seine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich sündige noch? —

Der sechste Geist. Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache! 10

Faust. Und daß ein Teufel mich dieses Lehren muß! — Aber doch erst heute! Nein, seine Rache ist nicht schnell, und wenn du nicht schneller bist als seine Rache, so geh nur! — (Zum siebenten 15 Geiste) — Wie schnell bist du?

Der siebente Geist. Unzuvergnügender Sterbliche, wo 15 auch ich dir nicht schnell genug bin — —

Faust. So sage; wie schnell?

Der siebente Geist. Nicht mehr und nicht weniger als der Übergang vom Guten zum Bösen. —

Faust. Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der 20 Übergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Drkus! Weg! — Als der Übergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren! 25 — —

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches 25 Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch! Ill.

#### Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des „Messias“ in der „Bibliothek“\*) mit vielem Geschmacke beurtheilet worden. Überhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung, ob ich 30 gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen hat der Kunstrichter

\*) Ersten Bandes Zweites Stück. S. 291.

2 f. 5. Mos. 32, 35. Röm. 12, 19. — 28 ff. Vgl. an Nicolai, 31. Juli 1757. — 35. Vgl. daselbst VI, 186 f.

zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis ißt der „Messias“ selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Silbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen als mit Vorsatz zu machen scheint. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist und die tiefsten Geheimnisse derselben kennt; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraussetzen, daß ihn gemeine Leser dunkel und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunst-richter in der „Bibliothek“ die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstocks gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimnis des poetischen Perioden, ein Geheimnis, welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinischen Dichter in Ansehung der Harmonie so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, ebenso voll und wohlklingend ist als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzuteilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sei, der deutsche Hexameter gemacht habe. Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch Belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht

17. ordentlich und angenehm vorkommt. Bibliothek I, 300: „Wir müssen gesehen, daß uns diese Gedanken, welche Herr Klopstock selbst nur Fragmente einer Abhandlung nennt, nicht gänzlich überzeugt haben, und sein prosaischer Vortrag ist überhaupt nicht allzu ordentlich und angenehm.“ — 31 f. Herr Gottsched . . . gemacht, Kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 394. — 33. setzen . . . hinzu, dies thut Weichmann in seiner „Poesie der Niederachsen“ II, S. XX. — Karl Gustav Heräus, geb. 1671 zu Stockholm, gest. als kaiserl. Rat und Antiquitäteninspektor zu Wien 1730. Sein „Versuch einer neuen deutschen Reimar nach dem Metro des sogenannten lateinischen Hexametri und Pentametri, in einem Glückwunsche bei Sr. Kaiserl. und Rath. Majestät Caroli VI. welt-

der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Übersetzer des „Rabelais“\*) entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frei dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweiten Kapitels, der Anfang eines Heldegedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldegedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Übersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Diemeil daraus die Künstlichkeit der Deutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Silbenstimmung, und silbennmäßigen Sechschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten,) forthin weiche.“ Er fährt in seiner possierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung.“ Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

„Jahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wütiges G'müte:  
 Laß dich versichern die kluge himmlische Güte,  
 Daß du nit frevelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,  
 Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande. 25  
 Denn jagen zu hüziglich nach Ehr und ewigem Preise,  
 Daß jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.  
 Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepflögts Dinge,  
 Daß auch die Deutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.  
 Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen, 30  
 Wird ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.  
 Dann drum sind sonderlich aufgebau't die himmlische Feste,  
 Daß allda jederzeit Hülf suchen irrdische Gäste.  
 O mühsame Musen, Tugendjame und Nutzame Frawen,  
 Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit hawen, 35

\*) Die Übersetzung ist 1617 gedruckt.

erkentlichem Geburtstage, ao. 1713“ steht auch in seinen Gedichten, 1721, S. 65. Vgl. W. Wadernagel, Zur Geschichte des deutschen Hexameters.

28. understan, versuchen. — 36. Der Übersetzer oder vielmehr Bearbeiter ist bekanntlich Nischart. Die erste Ausgabe erschien 1575. Vgl. W. Wadernagel a. a. O. S. 21 ff. Gramer, Aegyptod. Er und über ihn I, 138. Morgenblatt 1818, S. 555.

Die keine Müß nimmermehr schewen zu fördern diese,  
 Sondern die Nützlichkeit nehmen für Müßigang süsse,  
 Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.  
 Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sendet,  
 5 Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,  
 Daß sie ergaisert nütliches was öffenen mögen,  
 Zu unserem jezigen grossen vorhabenden Werke,  
 Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,  
 Des streitwaren Hackenbaß“ 2c.  
 10 Die Fortsetzung fo'gt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

### Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Übersetzer des „Nabelais“  
 Huldrich Ellopoffleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann  
 15 Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. *Ἐλλωψ* heißt stumm  
 und ist bei den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der  
 Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und  
*ἔλλοπόςζληρος*\*) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das  
 Los der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann  
 20 einander ähnlicher sein als dieser deutsche „Nabelais“ und der  
 deutsche „Bienenkorb“ des Philipp von Marnix, von welchem letztern  
 man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zu-  
 eignung an die deutsche Nation vorhergehen. Sie ist in Hexametern  
 25 und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieses Besondere  
 ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, sondern auch jedes  
 Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich  
 auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu sein:

„Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüth und Geblüte,  
 30 Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.

\*) Von dem angeführten *Ἐλλωψ* nämlich und *ζληρος*, das Los; so wie *ζαθόζληρος*,  
*Ναυζληρος*. Noch natürlicher zwar würde man es von *Ἐλλωψ* und *αζληρός*, hart,  
 herleiten können, daß es so viel heiße als Fischhart, zusammengezogen Fischart.

21. Philipp von Marnix, „ein Ritter von St. Medonde“ (über seinen Anteil am  
 Abfall der Niederlande vgl. Säßler (Nat.-Litt.) IX, 167 f.; schrieb „imgleichen ein Buch in  
 niederländischer Sprache wider die Römisch-Katholischen unter dem Titel des römischen  
 Reichs Bienen-Korb“, welches zu Lügzburg, einem Schloß in Ost-Friesland, wofelbst er sich,  
 als er der evangelischen Religion wegen vertrieben worden, aufhielt, verfertigt, und das  
 auch deutsch unter dem Namen Jesuwald Richard [Fischart] 1581 zu Christlingen in 8  
 gedruckt worden“. (Zöcher.)

Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,  
 Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.  
 Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,  
 Verümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:  
 So wer es euch allesamt fürwar ein mächtige Schande,  
 Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt. 5  
 Drumb dieselbige sonderlich zu fördern eben:  
 So hab ich mich unverzagt, auf iesziges gern gewagt,  
 Und hos solch Keymes Art werd euch Ergöylichkeit geben,  
 Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt. 10  
 O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche  
 Dein artige Keymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.  
 Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,  
 Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeiß,  
 Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Kunst, 15  
 Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:  
 Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste  
 Ihu nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.“

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Silbenmaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

„Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer alleine verfechten,  
 Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher sein.“

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Msted in seiner Encyclopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, 25 welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Encyclopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Msteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen 30 Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Silbenmaßen, in dem Meaischen zum Exempel, vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bei gewissen Lesern dem Vorwurfe der Newerung vorzubauen. 35

24. Johann Heinrich Msted (1588—1635) aus Herborn, gest. als Prof. der Philosophie und Theologie zu Weissenburg in Ungarn, gab seine *Cursus philosophici Encyclopaedia*, Herborn. 1620, 4., ebenda 1630 in Folio unter dem Titel: *Encyclopaedia septem tomis distincta* ganz umgearbeitet heraus. Lessings Angabe ist, wie Redlich bemerkt, irrig. Der einzige deutsche Hexameter, den die Folio-Ausgabe (Lib. X., exhibens Poeticam, S. 511) enthält:

„Was wollen wir machen? Diß sind gar wichtige Sachen“,  
 sieht auch schon in der Quartausgabe III, 711.

## Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern „Messias“ zurück. — Der Kunst-  
richter tadelte an dem Dichter unter andern,\*) „daß er zuweilen  
seine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß sich die Beziehung  
5 der Begriffe auf einander verliere und sie dunkel werden müßten“.  
Er führet folgendes Beispiel an:

„Feiert! Es flamme Anbetung der große, der Sabbath des Bundes,  
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund' ist gekommen,“  
und setzt hinzu: „Wer diese zwei Verse ungezwungen erklärt, erit  
10 mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Konstruktion  
darin entdecken kann, Phyllida solus habeto.“ — Mit dem Tadel  
selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Bei-  
spiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich  
die Phyllis verdienen kann. Die Konstruktion ist diese: Feiert!  
15 Der große Sabbath, der Sabbath des Bundes flamme Anbetung  
von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist ge-  
kommen! Und was ist denn hier Unnatürliches? Etwa dieses,  
daß das Subjekt hinter seinem Zeitworte steht und das Zeitwort  
durch das vorgesezte Es zum impersonal geworden zu sein  
20 scheint? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als  
dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll'  
uns Gott genädig sein? Und hat Herr Klopstock nicht ebensowohl  
sagen können: Es flamme Anbetung der große Sabbath des Bun-  
des? Die Konstruktion ist also gerettet, und der Kunstrichter  
25 mache sich immer fertig, mich als seinen großen Apollo zu ver-  
ehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig sein?  
Eloa kömmt vom Throne Gottes herab und ruft durch die Himmel,  
daß izt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde  
der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den  
30 großen Sabbath des Bundes, und von diesem will er, daß er  
durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälligerweise

\*) Des ersten Bandes Zweites Stück. S. 328.

7 f. Klopstock (Nat.-Litt.) II, 3, B. 17 f. (9. Gesang). — 9 ff. erit mihi magnus Apollo, Phyllida solus habeto, den Gebrauch der beiden Citate aus Virgil, Ecl. 3, 104 und 107, hat Nicolai von Lessing selbst entlehnt: „Wenn Sie es in Ihrer Abchilderung getroffen haben, was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto.“ (Lessing an Nicolai den 13. November 1756.) — 21 f. Es . . . sein? Von Luther, nach dem 67. Psalm. Vgl. Goedeke, Dichtungen von Martin Luther S. 72 ff.

diese Recension des „Messias“ bei weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses großen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Kopenhagen\*) veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwei prächtigen 5 Bänden; aber die Pracht ist der geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopöe und die ersten fünf Gefänge; der zweite enthält die fünf neuen Gefänge und die schon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Silbenmaße. — War diese Ausgabe vielleicht zu 10 kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publikum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber 15 hören Sie, wie viel es noch bis ißt verlieret. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gefänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden. 20

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln. 25

Sie sind ißt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. — 30

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet! Auf allen Seiten findet man Beispiele des bestimmtern Silbenmaßes, der reinern Wortfügung und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie 35 den Perioden zu schwerfällig oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt:

\*) Im Jahr 1755, in groß Quart.



„Daß er noch durch so viele Jahrhunderte seit der Erschaffung  
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte,“  
heißt nunmehr die letzte Zeile:

„In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf.“

5 Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — „Verkündigt der dampfende Nebel  
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft,“

heißt es jetzt:

„Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.“

10 Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der  
Mittelwörter nun weniger unzufrieden sein werden. — Gewisse  
Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben aus-  
gesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

„Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz,“

15 oder:

„Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte,“

ist beidemal für wischen trocken gesetzt. Das Wort Behausung,  
welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen  
Abschied bekommen, und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es  
20 stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr  
Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber  
doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail.  
Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemalte Beschrei-  
25 bungen, dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im  
zweiten Gesange gesagt wird:

— — — „Sie gingen und sangen

Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.

Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)

30 Dumpfer, entheiliger Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes,  
Sangen sie“ 2c.

da es vorher bloß geheißen:

„Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiliger Harfen  
Sangen sie.“

1 f. Klopstock I, 79 (2. Gesang) B. 241 f. — 4. Ebd. S. 78, B. 242. — 6 f. Ebd. S. 81, B. 281 f. — 11. Mittelwörter, Partizipien. — 14. Klopstock I, S. 77 u. 76, B. 234. — 16. Ebd. S. 147 und 146, B. 296 (3. Gesang). — 19. eine einzige Stelle, Kopenhagener Ausgabe von 1755, 3. Gesang, B. 649 = Nat.-Litt. I, S. 169, B. 650. Über den früheren Gebrauch dieses Wortes bei Klopstock vgl. das Register zu Bd. IV der Nat.-Litt. — 27 ff. Klopstock I, S. 88, B. 406—10. — 33 f. Ebd. S. 89, B. 408—10.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen:

„Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,  
Wollt' ikt von den Höhen des Throns der türmenden Felsen  
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte  
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —“

5

Die alte Lesart hatte:

„Ikt wollt' er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte“ zc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt 10 und sagt:

„Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung  
Auf dem Wege zur Hölle vorm Antlitz des Ewigen austreun  
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!“

heißt es nunmehr weiter:

15

„Satan sprach es. Indem ging von dem Verfühner Entsetzen  
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.  
Mit dem Laute, womit der Lasterer endigte, rauschte  
Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte  
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben. 20  
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!  
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle,  
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt' ihn der Gottmensch.  
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung stille“ zc.

Aber auch die Kunst, auszustreichen, verstehet Herr Klopstock, 25 und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistens Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. B. sein sollte, wenn Abramelech sagte:

30

„Dann würg' ich nicht die vernünftigen Wesen wie Satan, nur einzeln,  
Nein, zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin  
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und jammern;  
Wenn sie sich winden und krümmen und jammern, so sollen sie sterben,“  
so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran 35 gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen:

2 ff. Kopenhagener Ausg. 1755 I, S. 58, B. 691—91 (die Ausg. von 1799 in der Nat.-zitt. I, S. 106, B. 696—99 weicht bedeutend ab). — 7. Nat.-zitt. I, S. 107, B. 697. — 12 ff. E6b. S. 102, B. 615—17. — 16 ff. Vgl. e6b. B. 618—26. — 31 ff. E6b. S. 117, B. 815—17\*.

„Die sollen vor mir sich in Staub hin  
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden und sterben.“

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art? Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entschließungen des Adramelechs zu Ende des zweiten Gefanges anstößig gewesen sind oder sein können? Soll er sich deswegen die vortreffliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu töten sich vornimmt?

„Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,  
Wenn er sie, sich zu verherrlichen, schuf: so soll er voll Jammer  
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drei schreckliche Nächte  
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,  
Soll drei schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!  
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule  
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,  
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen  
Da, wo der Ewige wandelt; das will ich hören und Gott sein!“

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Charakter des Verräters durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter meinem Bedünken nach satksam geheiligt hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anstän-

1 f. Nat.-Litt. I, S. 116, B. 816 f. (Ausg. von 1799, verändert). Kopenhagener Ausg. I. S. 64, B. 841 f. — 13 ff. Nat.-Litt. I, 11., die mit \* bezeichneten Verse nach B. 881. — 20. Vorsicht, 3. B. 1. G. B. 366, 625. 3. G. B. 241. Aber 1. Gef. B. 632, 2. Gef. B. 320 f., 346 ist „Schicksal“ stehen geblieben. 8. Gef. B. 74. 10. Gef. B. 65. — 31. Sängerin Sions oder Zionitin; 3. B. 1. Gef. B. 237 (1748: Muse von Tabor), B. 569 (1748: Von der heiligen Muse), 2. Gef. B. 298 (1748: Göttin), 3. Gef. B. 12 (1748: unsterbliche Muse), 5. Gef. B. 316 (1752: o Muse), 6. Gef. B. 488. 7. Gef. B. 803. 8. Gef. B. 4. 10. Gef. B. 150. 225.

digkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt, und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden, und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen und das übrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Not gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beifall nicht. III.

XII. Den 22. März 1759.

Dreißigster Brief.

10

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan\*), oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Berachja Ben-Natronai Hanakdan, haben Ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigentümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzählen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser „Fabeln der Füchse“ zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Übersetzung des „Kleineke Fuchs“\*\*) auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweite Übersetzung ist eine hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen, 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben-Natronai gewesen. Nun meint zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern Tieren darinnen; folglich möchte es nur ein Äsopisches Fabelbuch sein. Allein im „Kleineke Fuchs“ kommen ja auch andere Fabeln von Tieren vor, und warum hätte man den Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste darin wäre?“

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben, wenn

\*) Bibliothek d. sch. Wiss., III. Bd. 1. St. S. 73.

\*\*) In der Vorrede zum „Kleineke Fuchs“ S. 43.

6. lesen zu lassen, Nat.-Vitt. I, S. 31, R. 396 ff. — 23. Morhof, „Unerricht“ S. 337. — 31. „Mischle schu'älím, d. i. Fabeln der Füchse des berühmten Weisen Raby Berachja Hanakdan. Zum zweytenmale gedruckt in Berlin im Jahr 516 d. i. n. Chr. G. 1756. 62 S. in Oktav.“ — „R. Berachja Hanakdan oder Punctator, mit dem Zunamen Krispi, ein Jude zu Anfang des 11. Seculi, schrieb unter andern fabulae vulpium, welche zu Mantua 1552 in 8 gedruckt und mit der lateinischen Version zu Prag 1661 wieder aufgelegt worden.“ (Jöcher.)

seine Schrift das erste Mal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen und diesen Irrtum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreizehnten und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der „Reineke Fuchs“ nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes „Allein“ in den Tag hinein entgegengesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen, und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen bekommen und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein „Reineke Fuchs“ ist. Es sind Äsopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen „Fabeln der Füchse“ genennet hat, weil die Füchse unter den Tieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die „Bibliothek“ davon erteilet, vermuten dürften. Hier sind einige derselben, mit welchen Sie in den Sammlungen der Äsopischen Fabeln nichts Ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Übersetzung sind Sie bereits unterrichtet.

#### Die XIX. Fabel.

#### Die zwei Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weise gehalten und in den Rat der Verständigen gesetzt. — Zwei Hirsche standen am Ufer eines Baches und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flüstern. Ein Mensch ging auf der Heerstraße, und die Neugierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr so leise, Freunde?“ fragte er. „In dieser Einsamkeit wird euch niemand belauschen.“ — „Wir entdecken uns eben keine großen Geheimnisse,“ war die Antwort. „Die wichtigste Ursache, warum wir hier bei einander stehen, ist die Langeweile.“

24. Schwierigkeiten der Übersetzung, die Übersetzung der folgenden Fabeln ist, wie Redlich bemerkt, von Mendelssohn; vgl. Nicolai an Herder, 24. Dezember 1768. — 27. Vgl. Herder ed. Hempel I, S. 326, Nr. 9.

## Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bei sich selbst: „Siehe, es ist nicht gut, alleine zu sein; doch finde ich unter allen Tieren 5 keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzeihet. — Wo finde ich diese? — Wohl! ich will die Sonne heiraten. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der 10 Erde in Finsternis eingehüllet schlummern.“ — Soeben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt und sprach: „Ich habe dich je und je geliebt und will dich zu mir ziehen aus lauter Gemogenheit (Jer. 31, 3). Ich will dich zur Frau nehmen, Sonne!“ — „Du bist nicht klug, Maus!“ versetzte die listige 15 Sonne. „Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlischt? Siehe, die Sonne scheint und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus, sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen, so wirst du glücklicher sein.“ Die Maus eilte zu einer Wolke 20 hin: „Ich habe mir Mühe gegeben und dich gefunden, meine Liebe, meine Schöne, meine Braut! Komm, du sollst meine sein; ich werde dich nie verlassen.“ — „Wenn du mich heiratest,“ antwortete die Wolke, „so mußt du flüchtig und unstät herumwandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd 25 ab und wähle dir die Frau; denn ich bin dem Winde unterthan.“ — Sie suchte hierauf den Wind und fand ihn in einer Wüste. „Komm mit mir aus dieser Einöde,“ rief sie, „komm! Ich habe dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen.“ — „O, du betriegst dich sehr,“ antwortete der Wind, „wenn du mich vielleicht 30 für mächtig hältst! Siehe, ich mag toben, wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich.“ — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — „Gehe!“ antwortete 35

21. Vgl. Müdert, Brahmanische Erzählungen S. 102 (Werke III, 243). Herder ed. Gemwel I, 336 f. Die Fabel soll auch im Talmud stehen. — 4 f. Siehe ... sein, 1. Moj. 2, 18. — 24. flüchtig und unstät, 1. Moj. 4, 12. — 31. hältst, in den Litteraturbriefen I, S. 192, 3. 4: hältst. Über diese, sich häufig bei Goethe findende, Schreibung vgl. Schnorr, „Archiv“ VIII, 393, 3. 1 v. u. Goethe (Nat.-Litt.) VIII, 177. 342 u. f. w. Dben S. 23, 3 34.

die Mauer zornig. „Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund und machen sich allenthalben freie Durchwege. Jezo haben mehr als  
 5 zweihundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füßen durchbohrt. Eine solche Frau lässest du dir anrathen?“ — Der junge Freier sah sich in seiner stolzen Hoffnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte und fand eine Gehülfin, die um ihn  
 10 war (1. B. Mos.).

Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März 1759.

### Beßluß des dreißigsten Briefes.

#### Die XXX. Fabel.

#### Der Dchs und der Bock.

Ein Dchs erblickte einen Löwen und floh und hörte ihn immer hinterher brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Ge-  
 sträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Dchs erblickte ihn und fuhr erschrocken zurück. „Was fürchtest du dich, Better?“  
 20 rief der Bock; „wir sind ja beide in einem Stall erzogen.“ „Bist du's?“ antwortete der Dchs; „alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.“

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

#### Die XXXVI. Fabel.

#### Der Wolf und die Tiere.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Tieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sei. „Der Unerfättliche,“ klagten sie, „macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Witwen und unsere Kinder zu Waisen.“ Der  
 30 König zürnete und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. „Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern,“ setzte er königlich hinzu; „aber hinsüro hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Be-

15. Vgl. Lehmann, Florilegium S. 239. v. Diez, Denkwürdigkeiten von Asien II, S. 462, Nr. 15; „Wen eine Schlange gebissen hat, der fürchtet sich vor dem kleinsten Strid.“ v. Hammer, Persische Redefrüchte S. 209. Rüdert, Weisheit des Brahmanen, 4. Aufl., S. 589. Ducatiana II, 489. — 25. Lessing hat sich aus Gilbertus Cognatus Nozerenus I, 49 notiert: „Do ann multibiba. Ist wie die Fabel beim Refam vom Wolfe, der 365 mal zublitzet und dieses für ein Jahr rechnet.“

gnüge dich mit den toten Tieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwei ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten für jedes lebendige Tier, das du dich zu erwürgen gelüsten lässest.“ Der Wolf schwur und ging zurück. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. „Zwei Jahre kein Fleisch zu genießen! — Die Strafe ist hart, und ich habe geschworen. — Doch in jedem Jahre sind dreihundert- und fünfundsichzig Tage. Tag ist, wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse, ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wird's Tag.“ — Schnell blinzte er die Augen zu und that sie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zählte zwei volle Jahre. „Nun,“ sprach er, „habe ich für die Sünde zum voraus gebüßt,“ ergriff das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel, den kräftigsten Eid zu vereiteln.

#### Die XXV. Fabel.

#### Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein; denn die Hirten hatten sich entfernt und vergessen, die Thüren hinter sich zu verschließen. Keines blieb in dem Stalle; denn sie gingen heraus, auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen und eilte, sie zu erreichen. Sie erblickten ihn und riefen sich einander zu: „Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten?“ — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: „Gehe du dem Fürchterlichen entgegen! Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche!“ Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: „Heil dir, König der Tiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen.“ — „Ha!“ brüllte der Löwe, „bei dir und deinen Freunden werde ich Segen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! Dein Fleisch wird süßer sein als dein Gruß.“ —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.



## Die CXXXII. Fabel.

Der stöbige Dchs und sein Herr.

Ein Dchs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugfchar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse und verschnitt dem Mutwilligen die Hörner. „Nun wird er gebändiget sein,“ sagte er zu seinen Nachbarn; „ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt.“ — Tags darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. „Gut,“ sagte der Ackerfmann, „du sollst auch diese verlieren,“ und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Dchs ward dadurch nicht demüthiger; denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden und mißhandelte ihn jämmerlich. — „Das haben wir wohl gewußt,“ sagten die Nachbarn; „der Unbändige schadet, solange ein Glied an ihm ganz ist.“

## Die LXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Nas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrei hörte. „Was mag dieses bedeuten?“ dachte der Adler (2. B. N. c. 32, 18). „Es ist kein Geschrei gegen einander derer, die obliegen, oder derer, die unterliegen.“ Er ließ sich herab, verscheuchte den Raben und trug das Gewild davon. — Nun schreiet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet.

Fll.

## Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgebaut haben, würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: „daß in einer Uebersetzung von mehr als 500 Seiten ja wohl drei Fehler sein könnten.“ Denn auf

2. Vgl. Walbis, Esopus, ed. S. Kurz II, 83. Anm. zu II, 10. ed. Littmann I, 160 f. Simrod, Deutsche Volksbücher XIII, 352 f. (Avianus). — 25. Fraß als Neutrum ist bei Grimm nicht belegt, also hier wohl ein Druckfehler; derselbe kommt noch öfter in den Literaturbriefen vor. — 28. Ende des neunten Bogens, daselbst steht folgendes: „Bei dem Verleger wird umsonst ausgegeben: Schreiben an den Verfasser der Briefe, die neueste Literatur betreffend, von C. G. Bergmann.“ Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersucht, sich bei Zeiten zu melden.“

drei Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduzieren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Kritikus nur drei Fehler aufzählen können, und daß er auf diese drei Fehler die ganze Arbeit als die elendeste Übersetzung verworfen hätte, 5 so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen für gut befunden. Aus Achtung also gegen diejenigen von unsern Lesern, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, sich von dem Gegenteile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verscherzen wollten, müssen wir schon noch 10 einige Seiten aufopfern.

Herr Bergmann trotz auf den ganzen zweiten Brief seines deutschen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das ist aber daher gekommen, weil man diesen zweiten Brief nicht gelesen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. 15 Zum Exempel:

S. 20. Highlanders übersetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example übersetzt B.: Lassen Sie mich erklären, was ich durch ein Beispiel verstehe. Es sollte heißen: Lassen Sie mich meine Meinung durch 20 ein Beispiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things übersetzt B.: Ich habe diese Dinge überlegt. Es sollte heißen: aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but etc. 25 übersetzt B.: Das Urtheil wird in einem Falle ausgesprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden etc. Too late, verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late, denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben. 30

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordship's leave, to shew that such affirmations, for to affirm amongst these fine men is 35 to reason, either prove too much, or prove nothing. Dieses übersetzt Bergmann: „Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubnis einige

7. für gut befunden, vgl. Kunze, Beleuchtung u. s. w. S. 14. — 17. Highlanders, Hochländer, Bergkotten.

wenige Paragraphen verschwenden, Ihnen zu zeigen, daß solche Befräftigungen entweder zu viel oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewächse heißen.“ Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschen-  
 5 verstand?

Auf eben der Seite: If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects etc. Bolingbroke will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu  
 10 leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände notwendig bestimmt würden ꝛ. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter ebenso notwendig bestimmt wäre, so  
 15 notwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingesflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten ꝛ.

§. 130. These *increated* essences, a Platonist would say übersetzt B.: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene  
 20 Wesen.

§. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know we'l together übersetzt B.: Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nötige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhänge wissen.  
 25 Er hätte konstruieren sollen: to put well together, what they do know.

§. 140. Bolingbroke redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet worden, und sagt, daß man darin nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als  
 30 vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun  
 35 halte man die lauderwelsche Übersetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so notwendig, daß sie ver-

2 Befräftigungen, hier müßte die Übersetzung statt des letzten Satzes den kurz gedruckten Satz einschalten: „denn bekräftigen (vielmehr: behaupten) unter diesen schönen Menschen heißt beweisen.“

dienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüther machte.

§. 144. Bolingbroke sagt bei Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency etc., d. i. bei deren Lobe er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegentheil: diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.

§. 147. But this observation, like several others, becomes a reason, for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: diese Anmerkung aber nebst verschiedenen andern gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund untersuchen und miteinander vergleichen kann u. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand! 15

§. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to establish mystery on metaphysics, revelation on philosophy and matters of fact on abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können; in die Metaphysik, Geheimnisse, in die Weltweisheit Offenbarung, und in abgezogene Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben und einem Bergmann seine Exercitia zu corrigieren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drei Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: „Ich kann Ihnen Trost bieten, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte.“ Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nämlichen zweiten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor

14. Becomes a reason, wird ein Beweisgrund.

der Unehre eine Furcht beigebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beigebracht werden? und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschließen, daß Herr Bergmann auch nicht drei französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Volingbroke anführt (S. 52), sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen als übersetzen, und lieber nacheifern als nachahmen werde, und nennt dieses *jouster contre l'original*. Was meint man nun wohl, das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht *jouster* für *ajouter* an und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler gedenken? — O wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Übersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

15

## Zweiter Teil.

### Vorbericht.

Beinahe wären wir gezwungen, diesen zweiten Teil ebenso anzufangen, als wir den ersten beschließen müssen.

Auch der Übersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweiten Briefe über ihn geäußerte Urtheil beleidiget gefunden, wie man aus dem Hamburgischen Korrespondenten ersehen. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unsern Lesern und ihm durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden und den neuen Teil einer bekannnten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst ekelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können.

25

10. *jouster*, *joüter* (so) nach heutiger Schreibweise heißt: sechten, ringen. Vgl. an Gleim, den 18. März 1759: „*Jouter contre l'original* ist auch hier der einzige Weg, gut zu übersetzen.“ Vgl. Hagedorn ed. Eichenburg V, 251. Voltaire (Paris 1817) VII, 320: „*c'est lutter, comme dit Boileau, contre son original.*“ Die Stelle sieht bei Boileau in der Ausgabe Amsterdam 1772 I, 2. — 21. Hamburgischen Korrespondenten, Nr. 48 vom 24. März 1759. — 25. ein anderer, Mendelssohn, in der „Bibl. der schönen Wissenschaften“ IV, 2, 627—33.

Genug, daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unparteiische Leser mit Grunde vermuten zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugnis, daß wir weder dem Übersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdeß ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Übersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zählen darf, wenn man ein Auge zu machen will. 5

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter unsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen. 10

Aber genug hiervon! — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Übersetzer des „Rabelais“ für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. „Das kommt daraus,“ schreibt dieser Freund, „wenn man die Gottschedische Schriften nicht besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottscheds Sprachkunst (S. 628) nach, so werden Sie finden, daß Conrad Gesner noch vor Ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht hat“ &c. — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottscheds nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse, die außer dem einzigen fünften Fuße aus lauter Spondeen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Not ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine. 20  
25  
30

---

11. unanständigen Absichten, „es ist zu bedauern, daß unsere besten Köpfe Parthenen und Gegenparthenen machen, und aus unanständigen Absichten gegen einander zu Felde ziehen“. — 21. (S. 628), 1. Aufl. S. 651. Vgl. Dichtkunst, 3. Aufl. S. 393. — 25. Conrad Gesner, ein Schweizer Polyhistor (1516—1565), in seinem *Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt*, Tiguri 1555. Vgl. Kritische Beiträge II, 401 (Recension von Schötel, Von der deutschen Hauptsprache): „Er führet aus dem Clajus ein Exempel von Hexametern an und sagt, daß bei Aristeden und Gesnern mehrere zu finden sein.“

XIV. Den 5. April 1759.

## Einunddreißigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit\*) gemacht hat, so bald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen  
 5 eine bessere Übersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

10 Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des Thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten, und es ist unendlich leichter, über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu  
 15 schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μέγας δὲ κλυδωνος,  
 ἀνακλιῖ οὐ γὰρ  
 τα λαυβάνει —

20 und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgeteilet. Und was gut ist, muß man mitteilen; ich teile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Übersetzung in Versen sein werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die  
 25 Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prosa am treuesten sein kann, warum soll er sich das Joch des Silbenmaßes auflegen, wo er es nicht sein könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Übersetzung; denn Cowley  
 30 sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersezt.“

\*) Bibliothek d. sch. W., II. Bandes 2tes Et. S. 366.

11. jungen kühnen Geist, Johann Jakob Steubrichel, geb. 1729 zu Zürich, gest. ebenda 1796 als Professor der Beredsamkeit. — 17 ff. Aber die große Gefahr findet keinen feigen Mann. — 29. Abraham Cowley (1618—1667) zu Anfang der Vorrede zu den Pindarick Odes written in imitation of the style and manner of the odes of Pindar: „If a man should undertake to translate Pindar word for word, it would be thought that one madman had translated another.“ (Poetical Works, Edinb 1784, II, 171.) — 33. Die Recension ist von Lessing selbst. — Oben S. 5 ff.

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die elfte der Olympischen Oden. Die erste, weiß ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen sein, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet?

Der Olympischen Ode des Pindars erste.

An den Hiero, König von Syrakus.\*)

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. 10  
Aber willst du Siege erzählen, o suche, mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn als die Sonne, so auch keine herrlichen Kämpfe als die Olympischen zu singen! Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Palaße 15  
versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem herdenreichen Sizilien den Szepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume und glänzt in der Blüte der Harmonie, die wir Dichter 20  
öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Zither! wenn Pisas und Pherenikus'\*\*) Ruhm deine Brust in süßer Entzückung dahinreißt, wie er neben den Wellen des Alpheus\*\*\*) flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den 25  
Schoß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syrakusens König, die Luß der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des lydischen Pelops†), den ehemals der gewaltige Erdumsfasser Neptun 30  
liebte††), nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein

\*) Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

\*\*) Pisa, der Name der Stadt, ohnfürn welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherentus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

\*\*\*) Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

†) Er versteht den Thell von Griechenland, welcher nach dem Pelops Peloponnesus genennet ward. Und diese einzige Erwähnung des Pelops veranlaßet die ganze folgende weitläufige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

††) Die Fabel erzählt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst, als Tantalus die Götter wieder 40 bewirten wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet außer Ceres, die, ein wenig zu heißhungerig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Kessel geworfen und den Pelops lebendig wieder herausgezogen,



leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdfreis, und Fabeln, mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Truz.

## 2. Strophe.

5 Die Dichtkunst, deren Reiz über alles Honig gießet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen und macht, daß öfters ein Märchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu' es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich  
10 jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Siphylum zu einem heiligen Gastmahle lud, wo wechselseitig die Unsterblichen aßen, der erlauchte, dreizackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

## 2. Antistrophe.

15 Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zeus hohem Palaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähernder Rundschafter wiederbrachte, streute  
20 ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmaßen hätten, mit dem Schwerte zerteilt und beim flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedient.

## 2. Epodos.

Aber der Seligen einen unnäßig zu neimen, ist Unsinn!  
25 Ich zittre! — Denn schon oft hat die Rache den Lästler ergriffen.\*) Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehrt, so war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht' ihm sein Übermut einen unbesiegbaren Jammer, einen drohenden Felsen, den der Vater  
30 der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

## 3. Strophe.

Also lebt er mit drei andern Genossen seiner Qual sein hilfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himm-

35 nachdem sie ihm eine helsenbeinerne Schulter anstatt der verspeisten gegeben. Dieser reines Kessel (*καδῆρος λέκη*) ist es, welchen unser Uebersetzer zwar schön, aber etwas zu un- deutlich das heilende Erz nennt.

\*) Daß Pindar hier auf den Tantalus kommt, ist kein neuer Sprung, sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel  
40 zurückgeschickt worden.

lischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine der Gottheit zu verbergen hofft. Und des väterlichen Verbrechens wegen sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnell hinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. 5  
Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunlichen Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

### 3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln 10 zum schäumenden Meer hin und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühllos\*) ist, o so hemme des Enomaus eherne Lanze, bringe mich auf dem schnellsten deiner Wagen nach Elis und gewähre mir 15 den Sieg! Zwar fielen schon dreizehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

### 3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht große Gefahren; und da uns 20 einmal das Verhängnis in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von jeder schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? Nein, diese Bahn lauf' ich; du aber verleihe einen glücklichen Ausgang!“ — Er sprach's, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Mut zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldenen 25 Wagen und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Enomaus Sieg und Tochter raubte.

### 4. Strophe.

Sie aber gebar ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weiheten. Jetzt ruht er, von herrlichen Opfern 30 geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmal, und Scharen von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füße und die hoher Arbeit sich erkühnende

\*) Wer bei dem Enomaus um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen 35 lassen, ein Wettrennen zu Wagen mit ihr einzugehen. Der Vater versprach sie dem, der sie oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte, einholen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sah, daß der Freier sie nun bald einholen möchte, tötete er ihn mit seinem Wurfspeer.

Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honichter Heiterkeit hin; denn er besitzt den Preis.

#### 4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem  
5 kommenden Tage beglückt, und einen solchen\*) soll ich, so wollen  
es Pisas Gesetze, mein äolisches Lied krönen. Unter den Sterb-  
lichen ist keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger, keiner  
übertrifft ihn an Adel der Seele oder an herrschender Macht.  
Eine schützende Gottheit ist's, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge  
10 wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so  
will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

#### 4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Kronions\*\*) sonnlichem  
Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln.  
15 Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten  
Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stufen empor; aber  
obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser  
Höhe sei dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an  
der Seite solcher Sieger zu sein, unter den Griechen überall  
20 bekannt durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April 1759.

Beischluß des einunddreißigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

25 An den Psaumis von Kamarina.\*\*\*)

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zeus, Höchster!  
— Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannig-  
faltigen Liede der Zither zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe  
30 gesandt, und der süßen Botschaft vom Glücke der Freunde freuen

\*) Den Hiero nämlich, auf welchen er nunmehr wieder zurückkömmt.

\*\*) Ein Berg in der Gegend, wo die Olympischen Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihn gekämpft.

35 \*\*\*) Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sizilien. Der Dichter weiht dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiedertommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zeus nennet.

sich Edle. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Atna beherrsche, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons\*), empfang' die Grazien zuliebe vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

Antistrophe.

5

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt, mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pīas Ölweig umkränzt daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; 10 Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ist's, die Sterbliche richtet.\*\*)

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Alhmenus dem Hohne der Töchter 15 Lemnos'. — In ehernen Waffen lief er und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft graue Haare und eilen ihrem Alter zu schnell vor.“

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

20

An den Agesidamus, den Lokrier.\*\*\*)

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann 25 nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wenn Heldenarbeit gelang, dem sind honigriesende Hymnen Quellen des Nachruhms und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

\*) Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden und wälzte den Atna über ihn.

\*\*) Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beispiel. Erginus, der Sohn des Alhmenus, war einer von den Argonauten, und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Nitterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdes lief er doch, kam selbst dem Kalais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor und erhielt zum großen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis — — Ob es nötig sei, mit den Auslegern des Pindars diesem Beispiele zufolge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weiß ich eben nicht.

\*\*\*) Diese Ode ist bei dem Pindar als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden 40 zehnten Ode an eben diesen Agesidamus anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese erste noch obendarein und nannte sie auch selbst *τεζοζ*; die Zinje.

## Antistrophe.

Unerreichbar dem Reich ist dieses Lob Olympiens Siegern  
 geweiht, und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber  
 durch Gott blühen in der dichterischen Brust stets weise Gedanken.  
 5 — Also soll ich — vernimm es, Sohn des Arcestrats, denn  
 deine Faust überwand! —

## Epodos.

Meine tonvolle Leier den Kranz des goldnen Ölweiges  
 singen, der deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend  
 10 der westlichen Lokrier. Dasselbst, ihr Musen, führet festlich den  
 Tanz auf! — Nicht ein unwirkbares Volk, euch schwör ich's, be-  
 sucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen, sondern ein  
 Volk, tief sinniger Weisheit und kriegerischen Muths voll. — Denn  
 Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch  
 15 der mächtig brüllende Löwe. Ill.

## Zweiunddreißigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unter-  
 irdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem  
 Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen  
 20 Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt,  
 daß es die *Ἐρωτοπαγνία* des Alciphrons sein müssen. Der Herr  
 von D\*\*, der sich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit ge-  
 habt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutsch-  
 land geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in  
 25 die Hände gefallen, der es so vortrefflich gefunden, daß er fol-  
 gende Übersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Eroto-  
 paignon in der Ordnung und überschrieben:

## „Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drei Grazien neben  
 30 einem Walde in Acidalischen Quellen belustigten, verlor sich plötz-  
 lich Aglaja, die schönste der Grazien. Wie erschrafen die Töchter

18. Die Herkulanensische Bibliothek war 1752 entdeckt. — 20. entwickeln, entrollen. — 21. Den Titel *Erotopaegnia* (Liebescherze) hat Lessing, nach Aeblich's Bemerkung, aus Gell. II, 24 entnommen. So hieß das verlorene Werk eines römischen Kunstbilders Lävius aus Cicero's Zeit. — Der Rhetor Alciphron, aus dem 2. Jahrhundert, Verfasser von 116 Briefen von Fischern und Betären, wird von Lessing nur vorgeschoben. — 28. Gerstenbergs Werte, Wien 1794, I, 93.

der Anmut, als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume und suchten und riefen!

So ängstlich bebte auf Manethuser Saiten  
Der zärtste Silberton.

Aglaja! — rief der Silberton. 5

Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.

Umsonst! Aglaja war entflohn.

‘Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!

Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!

Soll sie nach langen Ewigkeiten 10

Nur iht nicht länger uns begleiten?

Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn,

Und ach! die dritte hat er schon!’ —

So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

Nun schlichen sie an den Büschen herum und schlugen leise an 15  
die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,

So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.

Endlich kamen sie an ein Rosengebüsch, das meine Chloe ver- 20  
steckte — und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

Iht bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über

Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;

Iht bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,

Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab;

Denn jedes nahm, und jedes gab. 25

In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten  
laut, da sie uns küssen sahen, und hüpfen fröhlich zu uns herbei.  
‘Da ist Aglaja!’ — riefen sie. ‘Die Schalkhafte! — Du küssest,  
da wir unruhig herumirren und dich nicht finden können?’ —  
Und iht liefen sie mit meiner Chloe davon. 30

‘Was?’ rief ich, ‘lose Räuberinnen!

Wie sollte sie Aglaja sein?

Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!

Für Grazien ist das nicht fein!

Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!’ 35

Doch die Grazien hörten mich nicht und liefen mit meiner Chloe  
davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja  
hinter einer Buche hervortrat und mir winkte und freundlich  
lächelnd also zu mir sprach:

'Warum willst du zu Chloen eisen?  
 Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.  
 Küß' ist einmal statt Chloen mich!  
 Wunsch' nicht, dein Mädchen zu ereisen:  
 5 Ich, eine Göttin, liebe dich.'

Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

Auf ihren Wangen sprach Entzücken,  
 Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die  
 10 Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern und sprach: 'Hier ist  
 Aglaja, ihr Grazien —

O Chloë, meine Lust, mein Glück!

Gebt meine Chloë mir zurück!

Ist dies Aglajens Mund und Blick?

15 Da! nehmt die Huldgöttin zurück!"

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. —  
 Welche allerliebste kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein  
 Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner sein! Nichts zärtlicher!  
 O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus  
 20 Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in  
 Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ἐρωτοπαίγνια*  
 geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen über-  
 setzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen.  
 Streichen Sie die Manethuser Saiten gleich zu Anfange nur weg  
 25 und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter,  
 und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor Ihren  
 Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hinter-  
 gangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege  
 30 gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geschrieben hätte: In  
 Leipzig sind vor kurzem vier kleine Bogen herausgekommen unter  
 der Aufschrift „Tändeleien“? — — Tändeleien? würden Sie ge-  
 rufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu  
 wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu-  
 35 gesetzt: aber es sind artige Tändeleien; Sie werden den Verfasser  
 auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset

32. „Tändeleien“, Leipzig 1759, o. N., von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg  
 (1737—1823), über welchen der Anhang zu Klopstock IV der Nat.-Litt. zu vergleichen ist. —  
 36. Jean Baptiste Louis de Gresset (1709—1777), besonders bekannt durch das komische  
 Heldengedicht Vert-Vert (Name eines Papageien). Über sein Drama „Sibney“ vgl. das

würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt und — es dabei bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geschmacke und fast von gleichem 5 Werte ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammentreffen. — Nach den obigen „Grazien“ hat „Amors Triumph“ und „Der Geschmack eines Kusses“ meinen vorzüglichen Beifall. Nächst diesen haben mich die „Kriegslist des Amors“, „An den Maler“, „Die Ode“ und „Bacchus und Amor“ 10 am meisten vergnügt. „Die Kennzeichen der Untreue“ wollen mir wegen des „Bärtchens“ nicht gefallen, der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke „An Chloen“ ist mir der „Mp“ zuwider, und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

„Geh hin und sei ein Mp, buhl' und erweck' nur Grauen!“ 15

so straft er uns arme Schlafende mehr als die Nymphe. In dem „Verliebten Wunsche“ ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Cabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten und die einzeln Schönheiten 20 derselben zu bessern Ganzen verspart. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten „Kennzeichen der Untreue“ heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück ist, kommt es mir nicht anders vor als eine antike verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Stein- 25 meß zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,  
Um in frohem Wechselstreit

17. Stück der „Dramaturgie“. Einige Verse Gressets nahm Gerstenberg zum Motto seiner „Fändeleien“ (Wien 1794, I, 52).

8. „Amors Triumph“, ebd. S. 70. — „Der Geschmack eines Kusses“, ebd. S. 67. — 9. „Kriegslist des Amors“, ebd. S. 104. — 10. „An den Maler“, ebd. S. 103. — „Die Ode“, ebd. S. 106. — „Bacchus und Amor“, ebd. S. 91. — 11 f. In der Wiener Ausgabe (I, 75) heißt der Titel: „Das Kennzeichen der Untreue“ und das „Bärtchen“ kommt nicht vor. — 17. „Verliebten Wunsche“, ebd. S. 84 heißt der Titel „Parthenope“ und der obige Vers (S. 85): „Geh, Niederträchtige, buhl' und erweck' nur Grauen!“ — 18. Einem Grafen von Cabalis legt der Abbé Montfaucon de Villars (1635—1673) in seinen satirischen Entretiens sur les sciences secrètes ironisch gemeinte, aber von den Zeitgenossen und den Nachkommen ernst genommene Aufschlüsse über die Elementargeister in den Mund (vgl. das 10. Stück der „Dramaturgie“). Gerstenberg hat in der verbesserten Auflage, Leipzig 1760, wie Redlich bemerkt, die anstößige Vermischung dadurch beseitigt, daß er das Stück in zwei, „Lob der Treue“ (Wien 1794, I, 78) und „Die Sylphide“ (fehlt in der Wiener Ausg.), zerlegt hat.



Sich den Preis der Schnelligkeit  
Vor den Tierchen zu erringen;  
— Doch er fällt aus Müdigkeit  
Schnell in einen Bach und schreit.

5 Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser  
heraus und trocknete seine nassen Flügel und erwärmte ihn in  
meinem Busen. Nun dankte mir Amor freundlich und sprach:  
‘Lieber Jüngling, du hast den Amor gerettet; womit soll ich deine  
Großmut vergelten?’ — ‘Erhalte mir meine Chloe getreu!’ ant-  
10 wortete ich. — ‘O Jüngling,’ rief er, ‘was bittest du? Steht es  
in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen  
einzuschränken?’ — Da schlug ich die Augen nieder und seufzte.  
Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder:  
‘Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigstens zum  
15 Teil erfüllen.’ —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiker  
Kumpf; aber nun — welch ein gotischer Kopf ist darauf geslickt!  
— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, soll schnell  
ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß  
20 sie dir untreu ist.“ — So sagte Amor. —

‘Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun; —  
Ich würde den Verrat auf deiner Lippe sehen. —  
Manch holdes Mädchen schon seh’ ich mit Bärten gehen:  
Sie müssen wohl nicht treu gewesen sein.’ —

25 Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mäd-  
chen, sie mögen uns treu sein oder nicht! Jll.

XVI. Den 19. April 1759.

Dreiunddreißigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der „Tändeleien“, wenn diese sein  
30 erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber  
auch darin haben Sie recht: Das „Lied eines Mohren“ hätte ihm  
nicht entwisphen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück  
in seiner Sammlung, es ist an und vor sich selbst schlecht. —  
Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der  
35 Überschrift zu finden. Ändern Sie das einzige „schwarze Mädchen“

und die „Cederwälder“, so kann es ein Kalmucke ebensowohl singen als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht sogleich, daß sein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers in den neuen Gedichten des Verfassers des „Frühlings“ sein soll? In diesem scheint überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — „In den zerstörten Haaren  
Hängt mir schon Eis. 10

— —  
So will ich bald an Grönlands weißen Küsten  
Nach Zama schrein.

— —  
Die lange Nacht kommt schon“ 2c. 15

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mitunter Nonsense plaudert. Z. C.

„Ich will an ihre Brust mich legen,  
Das kleinste Nöcheln spähn und horchen, wie sie schlägt;  
Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen'  
Den Aufruhr bändigen, 20  
Der sich in ihrem Busen regt.“

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar, vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen. 25

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bei dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem fünf- und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters Verbesserungen sind. 30

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhaftere Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in 35

6. Verfassers des „Frühlings“, Ewald von Kleist. Hempels Ausg. I, 107. — 17. Rousseau, Unsim. — 30 f. Joannes Schefferi Argentoratensis (1621—1679) Lapponia, cap. 25 de sponsaliis et nuptiis Lapponum. Scheffer war Professor in Upsala. Er gab auch u. a. Aeliani variae historiae graecae et latinae cum notis heraus.

Ruhigs „littauischem Wörterbuche“ blätterte und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige littauische „Dainos“ oder Liederchen nämlich, wie sie die gemeinen Mädchen 5 daselbst singen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem littauischen Wörterbuche nichts zu suchen; ich will Ihnen die zwei artigsten also nach Ruhigs Übersetzung daraus abschreiben:

Erste Daina.

10 „Abschied einer heiratenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meinem Mütterlein schon vor der Hälfte des Sommerleins.

2.

15 „Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein, ein Spinnerlein und Weberin!

3.

„Ich habe genug gesponnen das weiße Flächlein, genug gewürket feine Leinwandlein.

4.

20 „Ich habe genug zerschauert die weißen Tischlein; ich habe genug gefegget die grünen Gehöftlein.

5.

25 „Ich habe genug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch hordchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Kautelein! Du wirst nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

30 „Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.

9.

35 „Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, sondern gehaubet.

2. Betrachtung der Littauischen Sprache in ihrem Ursprunge, Wesen und Eigenschaften, von Philipp Ruhig, Pfarrer und Senior zu Walterkehmen, Königsberg 1745, S. 77 u. 78. Das Wörterbuch erschien 1747. — 16. Weberin, ebenso bei Ruhig, aber offenbar Druckfehler statt „Weberlein“. — 21. zerschauert, zerscheuert.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen, vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenähtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schimmern bei der heißen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenenen, ihr werdet im Kasten liegen und rosten!“

### Zweite Daina.

„Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Rebelein befallen?“

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da hat mein Kränzelein das Rebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörterlein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörterlein: Ich hab' mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldigt sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

XVII. Den 26. April 1759.

## Sechsenddreißigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei hiesige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht sein, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekanntem Mann nenne. Dieser Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz ist, wie es scheint, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum daß unsere neuen Kunsttrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beispiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel bekümmern, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist mir zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in Ansehung der Menge von Sinngedichten der erste unter allen, und einer von den ersten in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur dreitausend drucken lassen und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen —, daß ein Neunteil davon vortrefflich, ein Neunteil gut und noch ein Neunteil erträglich ist, und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Uner schöpflische genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neunteil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wählen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein großer Teil seiner Sinngedichte den Krieg und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

## „Der verfochtene Krieg.

„Mars braucht keinen Advokaten,  
 Der ihm ausführt seine Thaten.  
 Keinem hat er was genommen,  
 Wo er nichts bei ihm bekommen; 5  
 Keinem hat er was gestohlen,  
 Denn er nahm es unverhohlen;  
 Keinen hat er je geschlagen,  
 Der sich ließ bei Zeiten jagen;  
 Was er von der Straße klaubet, 10  
 Ist gefunden, nicht geraubet;  
 Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,  
 Heißt ein Stück Brot begehret;  
 Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten, 15  
 Heißt des Herren Dienst verrichten;  
 Huren, saufen, spielen, fluchen,  
 Heißt dem Mut Erfrischung suchen;  
 Endlich dann zum Teufel fahren,  
 Heißt — den Engeln Müh' ersparen.“

## „Des Krieges Raubsucht. 20

„Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,  
 Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.  
 Denn wär' sie, wie sie pflegt, im tenern Schmuck geblieben,  
 Hätt' er sie dürfen mehr berauben, als belieben.“

## „Krieg und Hunger. 25

„Krieg und Hunger, Kriegs Genosß,  
 Sind zwei ungezogne Brüder,  
 Die durch ihres Fußes Stoß  
 Treten, was nur stehet, nieder. 30  
 Jener führet diesen an;  
 Wenn mit Morden, Rauben, Brennen  
 Jener schon genug gethan,  
 Lernt man diesen erst recht kennen;  
 Denn er ist so rasend kühn, 35  
 So ergriimmt und so vermessen,  
 Daß er, wenn sonst alles hin,  
 Auch den Bruder pflegt zu fressen.“

## „Eine Heldenthats.

„O That, die nie die Welt, dieweil sie steht, gesehen!  
 O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird gesehen! 40

O That, die Welt in Erz und Cedern billig schreibt  
 Und, wie sie immer kamt, dem Alter einverleibt!  
 O That, vor der hinfort die allerkühnsten Helden,  
 Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermeiden!  
 5 Vor der Achilles starrt, vor der auch Hector stukt  
 Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trukt!  
 Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!  
 Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,  
 Die greifen kühlich an — ein müßtes Gärtnerhaus  
 10 Und schmeißen Ofen ein und schlagen Fenster aus.“

„Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

„Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,  
 Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden schließen.  
 Wenn Mars hinfort nicht mehr bei seinen Lebenstagen  
 15 Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist, will fragen:  
 Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,  
 Dem Mars noch nebst der Welt die Hölle zu gewähren.“

Verzeihen Sie, Dichter, und Soldat, es immer dem unsolda-  
 tischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und  
 20 der Krieger allzu sehr übertrieben hätte! Seine Übertreibungen  
 sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein,  
 so naiv, so galant kann er auch sein!

„Frage.

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?  
 25 Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.“

„Über das Fieber einer fürstlichen Person.  
 „Unsre Fürstin lieget krank. Venus hat ihr dies bestellt,  
 Die, solange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.“

„Grabchrift eines lieben Ehegenossen.  
 30 „Leser, steh! Erbarme dich dieses bittern Falles!  
 Außer Gott war in der Welt, was hier liegt, mir alles.“

„Ein junges Mädchen und ein alter Greis.  
 „Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,  
 Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.“

35 Und was kann Anacreontischer sein als folgende allerliebste Tändeleien?

23 ff. Von Gottfried Keller zum Motiv seiner Novelle „Das Einnebild“ gemacht (3. Aufl. Berlin 1882).

## „Von einer Biene.

„Phyllis schlief: ein Bienlein kam,  
 Saß auf ihren Mund und nahm  
 Honig, oder was es war,  
 Koridon, dir zur Gefahr!  
 Denn sie kam von ihr auf dich,  
 Gab dir einen bittern Stich.  
 Ei wie recht! Du fauler Mann  
 Solltest thun, was sie gethan!“

5

## „Von einer Fliege.

„Eine Fliege war so kühn,  
 Setzte sich vermessen hin  
 Auf des süßen Mündleins Rot;  
 Chloris schlug, und schlug sie tot.  
 Florus sprach: O wenn nur ich  
 Dürfte dies erkühnen mich!  
 Dieser Schlag, hielt' ich dafür,  
 Diente mehr als schad'te mir.“

10

15

Noch sind ein großer Teil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts als moralische Sprüche, aber mit einer meisterhaften Kürze und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. C.

## „Der Tugend Lohn.

„Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;  
 Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.“

## „Reichtum.

„Eines Ungerechten Erb', oder selbst ein solcher Mann,  
 Oder beides auch zugleich ist, wer Reichtum sammeln kann.“

25

## „Ein unruhiges Gemüt.

„Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;  
 Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.“

30

## „Verleumdung.

„Wenn man eine Wunde haut, sieht man eher Blut als Wunde:  
 Ungunst merkt man bald bei Hof, aber nicht, aus was für Grunde.“

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, sobald sie wird zu haben sein.

L. 35



XIX. Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt  
 5 geworden ist. Der Titel heißt: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter, als: Priors „Salomon“, Popens „Messias“, Youngs „Jüngster Tag“, Glovers „Leonidas“. Welchem annoch beigefügt sind: Popens Versuch von dem Menschen, und deselben  
 10 Hirtengebichte. Alles seiner Vortrefflichkeit wegen aus der Sprache in deutschen hexametrischen Versen übersezt.\*)

Priors „Salomon“ ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum erstenmale in unserer Sprache erscheint; die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersezt lesen  
 15 nicht auch Prosa?

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bei seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witz, an naiver  
 20 Zärtlichkeit. Unser Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet, und ihn hätte ich wohl das „Rußbraune Mädchen“ mögen nach erzählen hören.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tief-sinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er  
 30 glaubte den Stoff zu einer weit besseren Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechische, lateinische oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu

\*) Bei J. J. Schorndorf, in groß Oktav.

16. Matthew Prior (1664—1721), eines Tischlers Sohn, 1692—1716 als Diplomat thätig. — 21. Hagedorn, „Liebe und Gegentliebe“ (II, 117), „Paulus Purganti und Agnese“ (II, 143) und „Der Zorn eines Verliebten“ (III, 103). — 22. „Das rußbraune Mädchen“ ist ein altes Volkslied (Percy, Rel. II, 25 ff.), das Prior zu seiner Ballade „Geinrich und Emma“ benützt hat.

groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein „Salomon“, ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drei Teile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntnis, in dem zweiten die Eitelkeit der Vollkäfte und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt. 10

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtnis zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urteil über das Original als über die Übersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Übersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten, nachdrücklichen Wörtern, an könnichten Redensarten. Aber bei dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts. 20 25 30

„Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,  
Hört, was der Prediger spricht, und glaubet eurem Fremde,  
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,  
Alles sei eitel, was wir thun, und was wir gedenken:  
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,  
Über gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen  
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,

4. Es ist alles ganz eitel! Pred. 1, 2. — 30. Anfang des ganzen Gedichts, der Übersetzer ist der Baseler Pfarrer Simon Grönäus. 35

Durch die Arbeit ermüdet und das Ende doch fürchtend;  
 Daß wir alle von Mutterleibe an sonst von nichts wissen  
 Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh und Sorgen;  
 Daß uns erst bei dem herannahenden Tode die Wahrheit  
 5 Deutlich sein wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:  
 Wir gehn nach falschen Freuden und leiden wirkliche Ubel.“

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig konstruieren und  
 interpunktieren kann. Wo kommt z. B. in der fünften Zeile das  
 „daß“ her? Wenn es mit dem Vorhergehenden binden sollte, hätte  
 10 es in der vierten Zeile heißen müssen: „daß alles eitel sei“, und  
 alsdenn würden die übrigen „daß“ natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine  
 nachlässigern in der Welt sein. Es ist, als ob sich der Verfasser  
 das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt  
 15 nicht ein einziges Mal zu beobachten. Er geht durch alle mög-  
 liche Veränderungen der Stanzion, und nur in die einzige wohl-  
 klingende fällt er nie anders als von ohngefähr und mit einem  
 Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Ägyptierin im  
 zweiten Buche zum Exempel anführen. Ich wähle diese Stelle,  
 20 um Sie zugleich an eine von den malerischsten Phantasieen wieder  
 zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter gelesen habe. Die  
 schöne Sklavin weigert sich, die Liebe des Salomo anzunehmen,  
 und sagt unter andern:

„Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;  
 25 Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet.  
 Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,  
 Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,  
 Der mir gleich ist, Treue zu, und er schwur mir ein Gleiches;  
 Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.  
 30 Unsere beiderseitigen Worte fuhren gen Himmel;  
 Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,  
 Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel und schrieben,  
 Was wir feierlich gesprochen, in die ewige Rolle.“

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil  
 35 unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat  
 er ihn?

Ich bin | seit lan | gem

Und dergleichen grobe Verstößungen wider die Quantität sind in  
 allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wässrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Herametristen ist. Ich will die vortreffliche prosaische Übersetzung, die uns Herr Ebert von dem „Leonidas“\*) gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröffnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumfiehet. Sprich also, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben, erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks ausliest und mit sparerer Hand nur wenigen schenket.“

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

„Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte, O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes Solche Furcht und Wunder erwecken? O teuerste Freunde! Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade, Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit, Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füße Allzufehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich

\*) Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

27. Die Ausgabe von 1778, S. 6 f., weicht von obigem Texte wesentlich ab. — 37. Von den Verfassern der Bremischen „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, Leipzig 1748. Die angeführte Stelle steht S. 5 f.

Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,  
Um ein Herz in Kleinmut zu setzen, dem es bekannt ist,  
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin ist,  
Als um eine Sache, die sie einzig beglückt.

- 5 Rede denn frei, o Sparta! sprich und fordre mein Leben!  
Ja, mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,  
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,  
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben,  
Ist ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,  
10 Die das Schicksal besizet, hat ihn der Himmel gewählet;  
Er ist sparsam damit und hat ihn nicht vielen gegeben."

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebertsche  
Übersetzung vor sich gehabt und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter,  
alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beispiel  
15 von dem Gegenteile dessen, was ich oben von den schweizerischen  
Übersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht  
die Prosa und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das  
Schrecken? oder: Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwer-  
liche Pfade mühsam dringen? oder: sich durcharbeiten?

- 20 Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meint der Vorredner  
zu der Übersetzung des „Verlorenen Paradieses“ nicht, wenn er  
sagt, daß man jenes große Gedicht noch erst in der vollen Pracht  
des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der  
Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so  
25 viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die  
man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vor-  
nehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständiger  
Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter,  
in morgenländischen Metaphern und andern dergleichen Erhebungen  
30 der Sprache, von allen diesen Freiheiten, sage ich, hat unser Über-  
setzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nämliche  
Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Verteidigung an.

- Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte,  
welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in  
35 Verse zu übersetzen, die weit schlechter als schlechte Prosa sind?  
Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Die mihi, quid melius desidiosus agam?

21. Übersetzung des „Verlorenen Paradieses“, Bodmers Übersetzung in Prosa  
erschien zuerst Zürich 1732. Die erste Übersetzung in Hexametern gab Zacharia 1760 heraus.  
(Poetische Schriften Bd. VI f.) — 37. Sage mir, was soll ich in meiner Mühe Besseres thun?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bei dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben; denn er hat seine Zu-  
eignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen  
Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling  
Seems a creature unable of recreation and pleasure,  
Through himself bereft of all the social blessings,  
And unworthy of the providential kindness etc. 10

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer toten mag es noch hingehen; 15 denn eine tote versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Brynäus (denn so heißt unser hexametrischer Übersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zu-  
eignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sei, welcher englische Hexameter gemacht hat! Er ist nur der erste, welcher sie, sowie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Troße gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, 25 wagte es bereits in seinem „Arcadien“, Hexameter und Pentameter und Sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Silbenmaße im Englischen einzuführen.\*) Unter den prosodischen Regeln, die er dabei beobachtet hat, ist 30

\*) An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgil's first Eclogue; a Translation of Virgil's fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8 vo.

2. Quiescas! Ruhe aus! Sat. II, 1, 5. — 8 ff. Ja, der auf Bücher beschränkte Mensch scheint in den Augen des Weltlings ein der Erholung und des Vergnügens unfähiges Geschöpf, durch sich selbst aller geistigen Segnungen beraubt und unwürdig der Güte der Vorsehung u. s. w. — 25. Philipp Sidneys (1554—1586) Schäferroman The countesse of Pembroke's Arcadia wurde von Martin Dvitz unter dem Namen „Valentin Theocritus von Hirschberg“ 1629 übersetzt. — 31 ff. Eine Einführung der alten griechischen und lateinischen Versmaße in die britische Dichtung, versucht in folgenden Stücken, nämlich einer Übersetzung von Virgils erster Ekloge, einer Übersetzung von Virgils vierter Ekloge, Jakob und Rachel, einem Hirtengedicht (von Bodmer, 1752) u. s. w.

unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen: wenige Fälle ausgenommen, z. E., wo sie auch im Lateinischen kurz sein können, wo der zweite Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwei verschiedene 5 Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet zc.

Soviel ich als ein Deutscher von diesem neuen Versuche urteilen kann, ist er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise skandieren ließe, und ich glaube, wir könnten stolz darauf sein, 10 wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darin übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!  
 15 Woods and low Tamarisks delight not every fancy.  
 Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.  
 Now is the last Epoch of song Cumaeon arrived:  
 A new and wondrous series of Things is arising.  
 Now is the bright Virgin, now Saturn's Scepter returning.  
 20 Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.  
 The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal  
 This Iron age ending shall burnish into a golden,  
 Chaste Lucina favour! etc. E.

XX. Den 17. Mai 1759.

25 Vierzigster Brief:

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederholten Versuche, die alten griechischen Silbenmaße in die britische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben und der prächtige Hexameter die zehnsilbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen 30 wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen von besserer Wirkung sein werden?

Es ist schwer, eine Neuerung durch sich selbst beliebt zu machen, und das Publikum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu 35 seinem „Verlorenen Paradiese“ gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden sein, wenn der Dichter auch

32. s. ich, v. Malshaus, Hempels und Gofches Ausgaben: s. e.

nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die außer diesem neuen Metro selbst nichts Vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bei uns bald ein Dmeis; bald ein Gottsched die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des „Messias“ und des „Frühlings“ schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des „Rimrods“ wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuten Sie bei dem allen von dem Verfasser des „Frühlings“? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein „Ciffides und Pachés“, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern sein müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nötig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk\*) bekannt zu machen. Ihre Neugierde.

\*) „Ciffides und Pachés“, in drei Gesängen, von dem Verfasser des „Frühlings“, Berlin bei Vopß 1759.

† Magnus Daniel Dmeis (1646—1708) aus Nürnberg, Professor in Altorf, Mitglied des Pegnitzordens, gab 1704 eine „Gründliche Anweisung zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst, samt einer deutschen Mythologie“ heraus. — 10. Gottsched, Kritische Dichtkunst, 3. Aufl., S. 393 f. 397 f. Vgl. oben S. 199, 3. 31 f. — 20. „Rimrod“, ein Selbstengebüch in 24 Büchern 1752, von Christian Nikolaus Naumann (1719—1797) aus Baugen, einem Jugendbekannten Lessings. Vgl. oben S. 7, 3. 36.



ist mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm erteilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schreckliche Scenen in einem so engen Raum  
5 zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Maler etwas Leichtes sein, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titellupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit ebenso vieler Kunst als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

10 „Zulezt sezt er den Bögen auf die Brust  
Dem Flehenden mit weggewandtem Blick.“

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Gesange die Löschung des Durstes und der Tod des Cissides, sowie im dritten der getreue Knecht unter dem Teppiche seines  
15 toten Herrn Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

„Wenn, vom Orkan gepeitscht, des Meeres Flut,  
Die mit den sinkenden Gewölken sich  
20 Hoch in der finstern Luft zu mischen schien,  
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben fällt  
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult  
Und alles Donner wird, und schnell Neptun  
Den mächtigen Trident mit starkem Arm  
25 Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm  
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer  
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,  
Und jeder Strahl von ihm im Meere blizt:  
So“ u.

30 Oder:

„Und vom Geschrei der Stürmenden erklang  
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt  
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie  
Der Wald in Libyen ertönt, wenn Löw'  
35 Und Tiger und manch wütend Tier ins Netz  
Der schrei'nden Jäger fällt und heult und brüllt.“

Oder:

8. Lessings Freund Johann Wilhelm Meil (1733—1805), berühmter Illustrationszeichner. — 10 f. 1. Ges. B. 204 f. — 12 f. im zweiten Gesange, B. 44 ff. — 13. der Tod des Cissides, B. 70 ff. — 14 f. der . . . toten Herrn, 3. Ges. B. 80—92. — 18 ff. 1. Ges. B. 82—93. — 31 ff. Ebd. B. 144—49.

— „Sein Hoß war stolz wie er;  
 Es schien die Erde zu verachten, kaum  
 Berührt' es sie mit leichten Füßen, schnob  
 Und wieherte zu der Trompete Klang  
 Und forderte zum Kampf heraus wie-er.“

5

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie, ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich besitze aus der gütigen Mittheilung eines Freundes zwei noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beilegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte, und das andere ist eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte.

C.

## „Geburtslied.

15

„Weh dir, daß du geboren bist!  
 Das große Narrenhaus, die Welt,  
 Erwartet dich zu deiner Qual.  
 Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist  
 Ein Bollwerk für der Bosheit Wut,  
 Die dich bestürmen wird. Verdienst  
 Beleidiget die Majestät  
 Der Dummheit und wird dir gewiß  
 (Im Fall du dir's einmal erwirbst)  
 Ein kerkerwert Verbrechen sein.  
 Der Schatten eines Fehlers wird  
 Bei hundert deiner Tugenden  
 Der Lästung greulichstes Geschrei  
 Oft hinter dir erwecken. Wenn  
 Voll edeln Zorns du kühn die Stirn  
 Zum Lästrerkehrst, ist alles Ruh'.  
 Ein Zeigefinger, der schon sinkt,  
 Ein Nickkopf weist dir kaum, was man  
 Begonnen. Schnell tönt hinter dir  
 Des Unsinns Stimme wiederum. —  
 Wenn du nicht wie ein Sturmwind sprichst,  
 Nicht säufst, wie da die Erde säuft,  
 Wo sich das Meer in Strudeln dreht;  
 Wenn kein Erdbeben deinen Leib

20

25

30

35

1 ff. 3. Gef. B. 7—11. — 1. Nach Hiob 39, 19—25. Vgl. oben S. 33, Z. 37. — 8. Freundes, Klein; vgl. unten. — 15. ed. Gempel I, 120.

Zu rütteln scheint, indem du zürnst:  
 So mangelst's dir an Heldenmut.  
 Und tanzeſt du den Phrynen nicht  
 Von weitem einen Reverenz,  
 5 So mangelst's dir an großer Welt.  
 Wenn du nicht ſpielſt und viel gewinnſt.  
 Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;  
 Wenn Wolluſt unter Roſen nicht  
 Dich in die geilen Arme ſchlingt:  
 10 So fehlt dir Wit! ſo fehlt dir Wit! —  
 Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſehn.  
 Und Unglück. Ganze Länder fliehn,  
 Geſagt vom Feuermeer des Kriegs,  
 Vom bleichen Hunger und der Peſt,  
 15 Des Kriegs Gefellen. Und die See  
 Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt  
 Auf ihren Wogen und der Tod.  
 Ein unterirdiſcher Donner brüllt,  
 Die Erd' eröfſnet ihren Schlund,  
 20 Begräbt in Flammen Feld und Wald;  
 Und was im Feld und Walde wohnt —  
 Und faſt kein tugendhafter Mann  
 Iſt ohne Mißſucht, lahmen Fuß  
 Und ohne Buckel oder Star;  
 25 Ihn ſoltert Schwermut, weil er lebt! —  
 Dies alles wirſt du ſehn und mehr.

„Allein du wirſt auch die Natur  
 Voll ſanfter Schönheit ſehn. Das Meer,  
 30 Der Morgenröte Spiegel, wird  
 Mit rotem Lichte dich erfreun.  
 Und rauſchen dir Entzückung zu.  
 Und fühle Wälder werden dich  
 Berbergen, wenn die Sonne brennt,  
 In Nacht. Der Birken hangend Haar  
 35 Wird dich beſchatten. Oft wirſt du  
 In blühnden Hecken eines Thals  
 Voll Ruh' einhergehn, atmen Luſt  
 Und ſehen einen Schmetterling  
 Auf jeder Blüt' in hunder Pracht  
 40 Und den Faſan im Klee, der dir  
 Denſelben Hals bald rot, bald braun,  
 Bald grün im Glanz der Sonne zeigt.  
 Auch Wiefen werden dich erfreun,

Mit Regenbögen ausgeschmückt,  
 Und in der Flut ein Labyrinth  
 Von Blumen und manch bunter Kranz,  
 Aus dessen Mitte Phöbus' Bild  
 Voll Strahlen blüht, und über dem  
 In holden Düften Zephyr schwärmt. 5  
 Die Lerche, die in Augen nicht,  
 Doch immer in den Ohren ist,  
 Singt aus den Wolken Freund' herab  
 Dir in die Brust. Auch Tugend ist 10  
 Noch nicht verschwunden aus der Welt,  
 Und Friedrich lebt, der sie belohnt,  
 Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.  
 Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit  
 Und Menschenlieb' und Edelmut 15  
 Wirkt Freud', und Freude mir ist Glück.  
 Fühl' Tugenden, so fühlst du Glück! —  
 Und mancher Freund wird dich durch Wit  
 Und Liebe (wie mein \*\* mich)  
 Beseligen und sein dein Trost, 20  
 Wenn Falschheit dein Verderben sucht.  
 Laß Neid und niedre Raben schrein  
 Und trinke du der Sonne Glut  
 Gleich einem Adler! Hülle dich  
 In deine Tugend, wenn es stürmt! — 25  
 Doch öfter lacht der Himmel dir;  
 Daß Leben ist mehr Lust als Schmerz.  
 Wohl dir, daß du geboren bist! —

„Hymne.

„Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl 30  
 Sind seine Wohnungen,  
 Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',  
 Und Blicke sein Gespann.

12. \*\*, Lange, der Laublinger Pastor, Lessings Gegner. — 29. ed. Hempel I. 124.  
 Vgl. ebd. II, 493 Nicht an Gleim, Hof, den 29. Mai 1758: „Hier haben Sie die Verse.  
 Im Fall sie Ihren Verfall haben, so schicken Sie sie doch an Herrn Lessing! Ich kann sie  
 ohnmöglich mehr abschreiben. Ich könnte mehr und größere Sachen über mein Sujet  
 gesagt haben; allein ich kann (leider!) nicht mehr langsam arbeiten; ich eile zu geschwinde  
 zu Ende, weil ich nicht mehr sowohl aus Ehrgeiz als aus Lust arbeite. Vielleicht ist noch  
 vieles darin, was nicht tauget; sie kommen erst ganz warm aus meinem Kopf.“ Ebd.  
 S. 196 an denselben, Plauen, den 21. Juni 1758: „In dem Briefe, den ich zu Hof auf  
 die Post gab, schickte ich Ihnen eine Hymne mit, die ich auf dem Marsch gemacht hatte,  
 wovon ich gerne Ihr Urtheil wissen möchte. Im Fall Sie sie nicht erhalten haben, so wird  
 sie vielleicht der H. Lessing erhalten haben, dem ich sie auch, obdies 8 Tage später, über-  
 sandte, — wiewohl ich auch hieran zweifle, denn er hätte mir auch schon geantwortet.“

„Die Morgenröt' ist nur ein Widerschein  
 Vom Saume seines Kleids,  
 Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung  
 Der Sonne flammend Licht.

5 „Er sieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;  
 Sie grünet, blüht und lacht.  
 Er schilt: es fährt Feu'r von Felsen auf,  
 Und Meer und Himmel klagt!

10 „Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,  
 Ihr Lichter seiner Burg,  
 Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!  
 Ihr Erden, singt sein Lob!

15 „Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!  
 Ihr Flüsse, rauschet es!  
 Es neige sich der Cedern hohes Haupt  
 Und jeder Wald für ihn!

20 „Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!  
 Singt ihm, ihr Vögel, singt!  
 Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf,  
 Eur'r Dampf sei Weihrauch ihm!

25 „Der Widerhall lob' ihn! Und die Natur  
 Sing' ihm ein froh-Konzert!  
 Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ  
 In Harmonieen ganz!

30 „Dich hat er mehr als alles sonst beglückt.  
 Er gab dir einen Geist,  
 Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt  
 Die Räder der Natur.

35 „Erheb ihn hoch zu deiner Seligkeit!  
 Er braucht kein Lob zum Glück.  
 Die niedern Neigungen und Laster fliehn,  
 Wenn du zu ihm dich schwingst.

40 „Die Sonne steige nie aus roter Flut  
 Und sinke nie darein,  
 Daß du nicht deine Stimm' vereinigt mit  
 Der Stimme der Natur!

45 „Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,  
 Im Sonnenschein und Sturm!  
 Wenn's schneit, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,  
 Und wenn die Erde grünt.

50 „In Überschwemmungen, in Krieg und Pest  
 Trau' ihm und sing ihm Lob!  
 Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück  
 Das menschliche Geschlecht.

„Und o, wie liebeich sorgt er auch für mich!  
Statt Golds und Ruhms giebt er  
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,  
Und Freund' und Saitenspiel

„Erhalte mir, o Herr, was du verleihst,  
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.  
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,  
Dich preisen ewiglich!

„In finstern Wäldern will ich mich allein  
Mit dir beschäftigen

Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,  
Der durch die Zweige blickt.

„Und irren ans Gestad' des Meers und dich  
In jeder Woge sehn  
Und hören dich im Sturm, bewundern in  
Der Au Tapeten dich.

„Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch  
Zerriss'ne Wolken sehn  
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht  
In heil'ge Träume wiegt.“

XXI. Den 24. Mai 1759.

Einundvierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch, eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ von dem zweiten und dritten Teile derselben nichts zu sagen für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Skribenten bekömmt man die Antworten immer zu halben Duzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln, und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darin zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen, wo man will, man

24. Dusch, vgl. I, S. 170, Nr. 50: — 26 f. zweiten und dritten Teile, der erste Teil ist von Mendelssohn, Bibl. d. sch. W. III, 1, 96—106 angezeigt.

findet an einem Orte so viel Zusammenhang wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang als — im Kalender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mit-  
5 teilen, die ich bei dem Durchblättern zu machen Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden sein wollen. —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der  
„Bibliothek“ wider die Einteilung des Werks überhaupt nichts er-  
innert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilde-  
10 rungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die  
Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch  
ist ein großer Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen: er  
wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den  
15 Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur,  
möchte ich ihn fragen, diese Einteilung in Monate? Ist ein  
Monat von dem andern ebenso unterschieden als eine Jahreszeit  
von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur  
diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben  
20 Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können,  
was für einen zureichenden Grund hat der Skribent, sie uns lieber  
in diesem als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen  
des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden  
Monate eine besondere Ekloge gewidmet, und was sagt Pope dazu?  
25 „Diese ängstliche Einteilung seiner Schäfergedichte in Monate hat  
ihn gezwungen, die nämliche Beschreibung entweder in drei  
Monaten nach einander mit veränderten Worten zu wiederholen oder,  
wenn sie das erste Mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen;  
woher es denn kommt, daß einige von seinen Eklogen (als zum  
30 Exempel die sechste, achte und zehnte) sich durch nichts als ihre  
Titel unterscheiden. Und wie kann es anders sein, da das Jahr  
von der Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, sowie eine jede Jahres-  
zeit, also auch einen jeden Monat mit einer ihm eigenen Be-  
schreibung versorgen könnte?“\*) — Wenn Herr Dusch, wie man

35 \*) Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes

23. Edmund Spenser (1553—1598) veröffentlichte 1579 *The Shepheard's Calendar* containing twelve Aeglogues proportionable to the twelve monthes. — 35 ff. Discourse on pastoral poetry vor seinen Pastorals (Works, Edinburgh 1767, I, 30).

sagt, auch der Übersetzer von Popen's sämtlichen Werken ist, so muß es uns soviel mehr befremden, daß er sich dieser Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen.\*) Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen bis zum Ekel mutatis mutandis heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht! —

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben, er, der andere mit der allernuglaublichsten Freiheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anderes als einen beständigen Cento aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt, wo er sie in den Noten anführt! Ich kenne leicht keinen Skribenten, der listiger anzuziehen weiß. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit nicht selten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller-

to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

\*) Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit, eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweiten-, dritten- und viertenmale gegen unsere Kritik seiner Übersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweitenmale in dem „Altonaer Reichspostreuter“, zum drittenmale in gewissen neuen „Briefen an Freunde und Freundinnen“ und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweiten Bande seiner Übersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem „Reichspostreuter“ nicht genug verwundern können. Nachdem er darin einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden wert geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beiden Stücken, der Vorrede nämlich und der Abhandlung von der Schäferpoeie, seinen Vorrat (von Fehlern) aufzuweisen.“ — Wir haben uns zwar nie eines Vorrates von Fehlern eben in diesen beiden Stücken gerühmt, aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehlers zeigen, ob Zil. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas Besserm brauchen können. Dem Leser unterdessen doch einen kleinen Vor schmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoeie des Pope angeführt worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scrupulous division durch „die gar zu richtige Einteilung“! Und to repeat the same description for three months together durch „für drei Monate zusammen zu wiederholen“. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together ebenjowohl „naheinander“ als „zusammen“ heißen kann? (Einschaltung des Herausgebers D.)

1. Übersetzer von Popen's sämtlichen Werken, vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 627 f. — 11 f. Cento, eigentlich: Lappen. So nannte man Gedichte, die aus lauter Versen anderer Dichter zusammengesetzt waren, z. B. ein Gedicht auf das Leiden Christi aus lauter Versen des Homer. — Des Geistlichen James Hervey (1713 bis 1758) Meditations and contemplations, eines jüngeren Zeitgenossen von Pope (1688—1744), Young (1681—1765) und Thomson (1700—1748). — 42 f. Herausgebers D., dies würde Nicolai sein, doch rührt jedenfalls auch diese Anmerkung von Zeffing her.



plumpsten Entwendungen damit zu maskieren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lektüre zu wiederholen als etwas Neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bei solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Teile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweiten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bei seiner Neuheit durch und habe, was ich damals dabei gedachte, wieder vergessen. So viel weiß ich nur noch: ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drei Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nämlich an einem Orte *Leda* gesetzt, wo *Semele* stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst und seine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit größerer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur,“ (sagt Herr Dusch auf der 280sten Seite) „in den Geschlechtern der Tiere, von dem Hunde bis zum Elefanten; in den gefiederten Scharen von der Vogelfliege bis zum wütenden Strauß; in den Insekten, die zu betrachten ein Merian die neue Welt besuchet“ 2c. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu, und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian,“ heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Maler, reisete, bloß aus der Begierde, die Schönheiten der Insekten zu betrachten, nach Surinam.“ — Schade, daß ich den bekannten Maler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaften Absicht, als die bloße Schönheit der Insekten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz, hier steht Kadmus, wo *Semele* stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Teile. Und dieser dritte Teil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ gegen seinen ersten Teil gemacht worden; gegründet gefunden und sich entschlossen, ihnen genugsuthun. — Wie schwer muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden sein! Er dauert mich! — Es ist wahr,

20. Vogelfliege, Kollibri. — 26. Sibylla Merian (1647—1717), Tochter des Baseler Kupferstechers Matthäus Merian des Älteren, reisete 1695 nach Surinam, um dort fünf Jahre lang die Insektenwelt zu studieren, welche Studien sie in einem 1705 zuerst erschienenen Kupferwerte veröffentlichte.

seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt, seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher, und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bei ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E.: „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgefetzt hat, einen Irrtum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!“\*) Wie schwachhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgefetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut geraten ihm seine Tautologeeen auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beide, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündflut schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schließen, zugleich sollte in einem Seufzer unser Atem entfliehen!“\*\*) Nun ja doch, ja, wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zufolge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge. nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat, einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses

\*) Seite 291.

\*\*) Seite 241.

1 f. seine Prose ... einher. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 97 (unterzeichnet C. = Mendelssohn?): „Unsere Leser wissen nunmehr vermutlich, was sie sich von unserem Verfasser zu versprechen haben. Schilderungen gewisser Gegenstände nebst zufälligen Betrachtungen, in einer poetischen Prose, oder in einem prosaischen Gedichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrücken beliebt, oder in einer ungelenten Prose, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern strohet, und, mit so vielen langweiligen Bewörtern belastet, schwerfällig daher stolpert, daß man ohne Angstschweiß kaum drei Perioden lesen kann.“ Ebd. V, 105 (über die Fortsetzung desselben Werkes): „Es betraf solches (Urteil) die von halben und ganzen Hexametern strohende poetische Prose, in welcher er seine Schilderungen vortrug, die, mit so vielen langweiligen Bewörtern beladen, schwer einher stolperte und fast nicht ohne Angstschweiß konnte gelesen werden. Er mißbilliget iho diese Schreibart selbst, und wir haben in dem Erfolg mit einem wahren Vergnügen gesehen, daß er sie wirklich sehr geändert hat, aber sich auch ungleich leichter und angenehmer lesen läßt als in den vorhergehenden Monaten.“

Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris und ein einäugiger Liebhaber sind freilich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

— Puer, lumen quod habes concede puellae!

Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E.: „Der Landmann weiß der Kälte Arbeit entgegenzusetzen und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Ähren der Felder.“\*) Vortrefflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauenet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ohngefähr weiß, in welchem Monat die Ernte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weiß, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Oktobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche (Aequinoctium autumnale) geben und sagt: „Iho wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und

\*) Seite 66.

4 f. Der Anfang des Epigramms lautet:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,  
Et potis est forma vincere uterque Deos;  
Blande puer etc.

[Acon ist des rechten, Leonilla des linken Auges beraubt, und doch können beide an Schönheit die Götter besiegen. Lieblicher Knabe, tritt das Auge, welches du hast, dem Mäglein ab! So wirft du der blinde Amor, so wird sie Venus sein.] Es rührt von Girolamo Amalteo (1506—1574) her und wird von Lessing in den „Anmerkungen über das Epigramm“ vollständig angeführt. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 663: „Was kann galanter und niedlicher sein, sagt er (der Verfasser von Essay on — Pope, Warton) als folgendes Kompliment an Phaon (von Sappho in Ovids Heroiden)?:

Sume fidem et pharetram, fies manifestus Apollo:  
Accedant capiti cornua, Bacchus eris.

Diese artigen Gedanken, glaubt unser Verfasser, habe man bei Fertigstellung folgenden Sinngedichtes, das unter den Neuern so berühmt ist, vor Augen gehabt: Lumine etc. Wir erinnern uns irgendwo ein ähnliches Sinngedicht von Franciscus Panigarola gelesen zu haben, welches an Naivität jencm nichts nachgiebt. Es führt die Überschrift: De puero armato:

Mars Venerem Martemque Venus dum quaerit uterque  
Quaesitum, viso hoc, se reperisse putat.“

der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsternis.“\*) Die erste Hälfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt:

*Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.*

Allein was sagen Sie zu der andern Hälfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsternis? Der Skribent muß träumen. Geschieht es denn nur bei der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsternis theilet? Ich denke, es geschiehet immer, die Sonne mag stehen, wo sie will. Denn immer ist die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht, und sie theilet sie also immer in Licht und Finsternis. Das ist unwidersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatz gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bei dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

*Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.\*\*)*

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsternis übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! *Orbis* heißt hier gar nicht der Erdkreis, sondern so viel als *orbita*, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Hälfte in Licht und Finsternis getheilet ist, wenn die Sonne ebenso lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir notwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß *orbis* sehr oft so viel heißt als *mundus*, *mundi orbis*; es heißt ebenso oft ein bloßer Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer ebenso, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:\*\*\*)

*Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos  
Ardebat coelo, et medium sol igneus orbem  
Hauserat.*

\*) Seite 112.

\*\*) Georg. lib. I, v. 209.

\*\*) Georg. lib. IV, v. 425.

4. Wenn die Wage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht haben wird u. s. w. — 16. Und teilt nunmehr ihren Lauf zur Hälfte zwischen Licht und Schatten. — 31 ff. Schon glühte der die dürstenden Indier dörrende rasche Sirius am Himmel und die feurige Sonne hatte die Hälfte ihres Laufes erschöpft.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht, es war Mittag. Ich weiß zwar, daß auch Ruäus *medium orbem* durch *medium mundum* auslegt; allein ich weiß auch, daß die profaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweierlei auf einmal bewiesen, nämlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weiß.

10 Aber noch ein ander Beispiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen herauszubringen ist, machen muß! — In einem Orte seines Septembers sagt er: „Übung entwickelt die verborgnen Kräfte der Seele wie die Arbeit  
15 die Kräfte des Körpers. Durch sie gestärkt, mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf seiner Bahn und mißt die Weite von einer Sonne zur andern“ (c. \*) — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm  
20 diese Prahlerei danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bei dem Böbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius und noch in unsern Zeiten Bradley wahrscheinliche ohngefähre Berechnungen  
25 von dem Abstände der Fixsterne von unserer Erde und folglich zugleich von der Sonne gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch, ei, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alkor bis zum Kal-  
30 belesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern: wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beinahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif

35 \*) Seite 64.

2. Ruäus, Charles de la Rue (1643—1725), der Virgils Werke *interpretatione et notis illustrata ad usum Delphini* Paris 1675 herausgab. Vgl. Bibliothek III, 177. — 23. Hugenius, Christian Huyghens (1629—1695), großer holländischer Physiker, Mathematiker und Astronom. Vgl. VI, 174, 3. 12. — 24. James Bradley (1692—1762), ausgezeichnete Astronom zu Greenwich. — 29 f. Alkor, ein Stern fünfter Größe neben dem mittlern im Schwanze des großen Bären. — Kalbelesit, der arabische Name des Regulus.

des Kometen mißt, nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre.

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. Mai 1759.

5

### Fortsetzung des einundvierzigsten Briefes.

Man hatte in der „Bibliothek“ dem Herrn Dusch unter andern auch geraten, seine Gemälde öfter mit Fiktionen zu unterbrechen. Und sehen Sie, auch diesen Rat hat der gutherzige Skribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingestreuet, und er <sup>10</sup> versichert, es würde ihm angenehm sein, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich Wunders halber eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den „Traum“ dazu, der am Ende des Oktobers steht. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes <sup>15</sup> lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben“, war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt! — Hier also ist er; und wenn wird er aus <sup>20</sup> diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden! Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt“. — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum <sup>25</sup> befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und <sup>30</sup> Mauern, die sich mir im hellen Lichte entgegenkehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermessliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche und malten mit schwarzen Finster-

7 f. Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 106: „Wir wünschten aber auch, daß er das gezwungene, stolzierende Wesen in seiner Schreibart verließ, sich für der Schwulst und für der Begierde, allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich seine Beschreibungen und Gemälde mit einiger Fiktion unterbreche, damit der Leser durch die Abwechselung auf eine angenehme Art unterhalten werde.“

nissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthischen Säulen. Alle Teile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammengesetzt, und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Teil aufhörte oder der andere anfing. Kein nötiges Glied wurde hier vermißt, und keine Zierat war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen.“ — Das nenn' ich eine Beschreibung! Ich führe sie deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortrefflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermessliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüssige Zierat hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht: nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufzuführen? Geben Sie wohl acht und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der korinthischen Ordnung auf: „Das ganze Gebäude ruhet auf korinthischen Säulen.“ Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere um die edle Dreifügigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer und sagt ihm, daß dieses große Gebäude der Tempel der Natur ist. Er er bietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend oder mit einander in Unterredung begriffen erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen, deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Kollegium an: „Jener Schwarm in verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Häufen zusammen und unterreden sich zum Teil ganz leise, zum Teil durch Rätsel. — Ihre Lehre war nicht würdig, auf die Nachwelt zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die Nachwelt überblieben.“ — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein paar Citationen auszuhelfen. Er

setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) aus verschiedenen Schriften, als Bournets *Archaeolog. Philos.* in der Amsterdamer Ausgabe seiner Theorie der Erde, Reimmanns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit und andern zusammensuchen.“ Vortrefflich! 5  
Man muß sie aus denen zusammensuchen, die sie zusammengesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet *Archaeologiae philosophicae* geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln? 10

„Ein beßrer Haufe,“ fährt der Genius fort, „ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst.“ Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjunkt's der philosophischen Fakultät so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen 15 griechischen Sekten und einzeln Weltweisen daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Kompendio einer Geschichte der Weltweisheit finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertigt. Er spricht fein lächerlich! und sogleich erblickt man anstatt eines ehrwürdigen Philosophen einen dummen 20 Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnisvolle Lehre, die lächerlichste unter allen.“\*) Oder vom Aristoteles: „Ebenso lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an.“\*\*) (Oder an einem andern Orte vom Epikur: „Ich gehe hier nur kurz die 25 Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“)\*\*\*) — O mein Herr Genius, diese Ihre Beschuldigung des Lächerlichen ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius! mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen. Und sagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Dusch weiß machen, 30

\*) Seite 179.

\*\*) Seite 180.

\*\*\*) Seite 274.

4. Jakob Friedrich Reimann (1668—1743) gab heraus: Versuch einer Einleitung in die *historiam literariam etc.* (1708—13). — 7 ff. Neben bemerkt, Lessing habe hier selbst einen Engländer in einen Schotten verwandelt; er verwechselte nämlich den Geologen Thomas Burnet aus Croft in Yorkshire (1635—1715) mit seinem berühmten Zeitgenossen Gilbert Burnet aus Edinburg (1643—1715), dem Geschichtschreiber der englischen Reformation. Aber wahrscheinlich ließ sich Lessing durch Böcher bestimmen, der Thomas Burnet einen „Schottländer, geboren 1632 zu Richmond“ nennt, was freilich nicht richtig ist, da Richmond in England liegt. Ubrigens wird durch die Schreibung mit *ou* ein englischer Name noch nicht zu einem französischen. Vgl. Tenzel, *Monatliche Unterredungen*, 1790, S. 1091.



wenn Sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offenbarsten Irrtümer gewinnen noch einmal Beifall, und ein Spinoza, Cartes oder  
 5 Gassendi kleiden den alten Irrtum des Chryssippus oder des Epikurus in eine neuere bessere Tracht.“ Was Sie mit dem Gassendus und Epikur wollen, das kann ich ohngefähr erraten. Aber der alte Irrtum des Chryssippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chryssippus abgeborgt? Was Cartesius? Beide eben das-  
 10 selbe, oder jeder etwas anders? Wenn Sie dem Herrn Dusch wieder im Traume erscheinen, haben Sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Tur-  
 lupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehr-  
 15 samkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. B., er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von  
 20 einem Manne so, der in dieser Olympiade erst geboren worden? Wenigstens lebt der Philosoph in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Welt-  
 weisen zu reden kömmt, nichts richtiger, so wie ihn Herr Dusch  
 25 auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. B. von dem großen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften stiftete, die sich mit vereintem Fleiße um die Erkenntnis der Natur bemühten und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu bringen suchten. Eine vortreffliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht und groß  
 30 genug ist, seinen Namen zu verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen geboren zu haben und in seinem Schoß die erste Gesellschaft wahrer Philosophen zu hegen“ (c. \*) — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet, so sagt er zweimal.  
 35 Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben

\*) Seite 188.

5. Petrus Gassendi (1592—1655), Verfasser von drei Schriften über Epikurs Leben und Lehre. — Chryssippus, Stoiker aus Soli (280—207 v. Chr.). — 13 f. einer Tur-  
 lupinade, eines schlechten, besonders eines auf ein Wortspiel gegründeten Scherzes, nach Turcupin, einem französischen Schauspieler des 16. Jahrhunderts benannt.

den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen größern Fehler aber macht Herr Dusch mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: \*) „Von diesem Zeitpunkte der Geschichte der Philo- 5 sophie sagt ein Dichter:

‘Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,  
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.  
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügel  
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln. 10  
Ein Baco, Lock’ und Newton ersetzt, was noch gebriecht,  
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.’“

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist! Wenigstens billiget er sie hier, und zugleich den albern Anachronismus, den 15 sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen! —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen! Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. — Und nun 20 machen Sie sich fertig, in den seltsamsten Karitätenkasten zu gucken! „Zwei mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beiden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahr- 25 heiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer“ etc. Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draußen in dem Vorhofe lebendig herumliefen. Und auch sogar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht wert war, auf die Nachwelt gebracht zu werden, der Chaldäer. Zugleich welch ein 30 kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf Deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf! wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt!“ — Tausend 35

\*) Seite 187.

1. Franz Baco von Verulam (1560—1626) leitete mit seinem *Novum Organon* die Philosophie der Neuzeit ein. — 7 ff. Die Verse sind wirklich aus Dusch' Gedichte „Ver-nunft“ (Verm. Werke, Jena 1754, S. 235). — 16. Cartesius (1596—1650) war fast ein Menschenalter jünger als Baco.

Lichter; eine himmelblaue Decke und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; icht geht die Sonne daran auf und icht unter; icht scheinen die Sterne, icht verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene  
 5 Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen 2c.; das sind  
 10 die innern Dekorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröffneten  
 15 zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel in ein unabsehbares Feld. ‘Merke auf,’ sagte mein Führer zu mir, ‘und betrachte!’“ — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentieren sich: „entblößte Hügel, die ihr  
 20 Inneres aufdecken: Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle“ 2c. Und abermals repräsentieret sich: „die schönste Gegend, ein ebenes Thal, mit unzähligen Kräutern und Blumen aus allen Himmels- gegenden geschmückt“. Und abermals repräsentieret sich: „eine unzähl-  
 25 bare Menge von Stauden“. Und abermals repräsentieren sich: „teils Pflanzen, teils lebendige Geschöpfe“. Und abermals repräsentieren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren noch das ganze Tierreich repräsentieren; aber Sie sehen, das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Tierreichs soll daher Ihnen selbst überlassen sein!“

30 Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil „eine Priesterin, in weißen Atlas gekleidet, an den Altar tritt und neuen Weihrauch in die hellere Flamme gießt“. — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kommt noch eine Gestalt dazu, „schön, aber  
 35 menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge“. Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das Bleimaß trägt“. Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein blühender Genius ein voll- geschriebenes Buch“. Diese dreie warfen sich vor die Stufen des

Altars auf ihr Antlitz, indem die Prieſterin mit zum Himmel gefalteten Händen niederknüete. — Hier endlich thut der Träumer ſeine erſte Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beſtändig allein geſprochen, und der Träumer hat, wie es ſich in einem ekeln Kollegio für beide ſchickt, vermutlich unterdeſſen — 5 geſchlafen. „Wer ſind dieſe, die hier anbeten?“ — „Jene blühende Geſtalt,“ ſagt der Genius, „iſt die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beſtändig das Buch der Natur vor, und beide führen ſie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Weſen opfert.“ Kaum 10 hatte er ausgeredet, als ein Lobgeſang von tauſend verſchiedenen Stimmen erklang. — Und ſiehe, dieſer Lobgeſang iſt nach dem Englischen des Thomſon. Denn Sie wiſſen wohl, daß wir im Traume nicht Neues erfinden, ſondern uns nur mit oft ungeheuern Zuſammenſetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr 15 Duſch iſt folglich aus Gründen der Psychologie zu entſchuldigen, daß er keine neue Hymne ſingen läßt. —

Nachdem der Lobgeſang zu Ende iſt, erfolgt eine Stille, und über dieſe Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmieds Hunde in der 20 Fabel, der unter dem Getöſe der Hämmer ſehr ruhig ſchlieſ und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten und ihn die erfolgte Stille zum Eſſen rief.

Der Beſchluß folgt künftig.

XXIV. Den 14. Junius 1759.

25

### Beſchluß des einundvierzigſten Briefes.

Und nun ſagen Sie mir, kann man ſich eine elendere Fiktion gedenken als dieſen „Traum“ des Herrn Duſch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge ſo elend geworden ſei. — Wie könnten Sie zwar das argwohnen, und welchen Be- 30 wegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That iſt?

Dem ohngeachtet ſehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieſes Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie Ihnen

13. Vgl. Poetical works of James Thomson (Edinburg 1780) I, 231 f. — 20. des Schmieds Hunde, in der Aſoviſchen Fabel „Der Schmied und das Hundlein“ (Halm, 418).

in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht ebenso elend ist als der „Traum“, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September\*) die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beispiel einprägen. Lesen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Mceß seine Hütte am Strande der See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den Himmel aus, der ihn gesandt hatte! 'Welch ein elendes Leben,' rief er zu den Felsen, 'ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brot erwerben, das meine Notdurst fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen Wellen schlagen und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer für meinen Tisch holen. Und dennoch, o Himmel, sendest du Stürme, die meine arme Hütte niederreißen? Soll ich denn, den Ungewittern und Regen, soll ich, allen Beleidigungen des ungütigen Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle Wesen wieder verjüngt? Der Vogel schläft unter dem grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und in warmen Gebüsch, und der Wurm findet im Schoße der Erde eine sichere Ruhestätte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.'"

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf sich voll Unmut und müde seines Lebens Mceß auf einen moosichten Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider. Traurig stand er von seinem harten Lager auf und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Kahn stand zerschlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten von seinen Lippen. Verzweifelt stieg er die Klippe hinunter und wanderte zu seinem Nachen. Aber der Nachen

\*) Seite 93.

war zertrümmert und seine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von wütender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer, entschlossen, sein Leben zu endigen und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. 'Nimm auch mein Leben,' rief er, 'nimm dieses elende Leben, 5 Schicksal, das ich nicht mehr erhalten kann!' Jezo will er sich in die Wellen stürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stak in einer Sandbank. Jezo vergaß er 10 seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße. Was für Schätze fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der seinen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte! Wie vergaß er zu seufzen, und nannte das Ungewitter ein Mittel seines 15 Glücks und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm gesandt hatte! Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben der Sturm, den er vermüschte, bereicherte ihn."

Welch ein abscheuliches Beispiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer, und 20 doch spricht dieser elende Fischer natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen, er holt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr sein! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen, er klagt, er murret, er ist seines 25 Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich eräufse, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen moosichten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß, dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schließ kurz 30 zuvor, ehe er sich umbringen wollte, ebenso fest, aber nicht ebenso lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öffnet erst seine schweren Augenlider! Anstatt aber daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wütend, als er gestern war. Bei ihm hieß es 35 nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen, sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich eräufsen soll oder nicht, er ist das größte menschliche Ungeheuer,

das je gewesen oder erdichtet worden! Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bei ihm wirken müssen, wenn ihm der Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das sein, von dem es in einem solchen Falle heißen kann: „Er vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten seine Füße.“ Herr Dusch fragt an einem andern Orte\*): „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger als der meinige; ein so schrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können?“ — Doch diese bessern Gefümmungen im November konnte Herr Dusch freilich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beispiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaßen den allgemeinen trostreichen Satz: daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nämlich, daß das Unglück vieler oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr, wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte jetzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl bekam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beispiel liest, nicht ebensowohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe theilhaben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schließen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weiß niemals das Ende zu finden, er mag schreiben, wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schließen, ohne vorher feierlich zu protestieren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herrn Dusch

\*) Seite 211.

halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftsteller geworden sein, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der „Bibliothek“ deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Wit und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und, ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Ökonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im Oktober.\*) Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt, hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satirischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nötig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten, und der Irrtum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.“

„Frage den halbsehenden Bisto, warum er sich so sehr in Bildern verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten mußte, wenn er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt mit einer gleichen Bewunderung ein elendes Geschniere und das Meisterstück eines von Dyl an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? Ach, grausamer Lorraine, fünf deiner verbliebenen Landschaften. —“

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen kostbaren Ring, seine weiße Hand und seine reiche Weste

\*) Seite 159.

32. Lorraine, besser: Lorrain, Beiname des berühmten Landschaftsmalers Claude Lorraine (1600—1682).



an! Mit ihm schwazet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen.

— Es ist leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen oder ein sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sei, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen, Zeit, zu spielen oder zu beten, zu glauben oder sich zu kleiden, zu lachen oder zu trauern: alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich: ‘In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.’“

„Eine Rätin und keine Karosse, und keine Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füße zum Gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark sein!“ sagte die junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — ‘Aber wie?’ versetzte er, ‘bedenken Sie doch! Eine Karosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde gehen.’ — ‘Und wollten Sie sich noch bedenken, wenn es die Mode so will?’ — G.

## XXV. Den 21. Junius 1759.

### Dreiuudvierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen, und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.\*) Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klassischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Hamler und Lessing.\*\*)

„Friedrich von Logau,“ sagen sie in ihrer Vorrede, „ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Ditzischen Dichtern zu

\*) S. den 36sten Brief.

35 \*\*) Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Hamler und C. E. Lessing. Leipzig 1759. In der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

halten, und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt sein wird. Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und drüber haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie 5 vieler Händen kann er also noch sein? Und wenn selbst Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen 10 zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu sein scheine, kein Beispiel entgegenzustellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergeßlichkeit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? 15 Ein Meister oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.“

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher 20 zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchlehen heraus unter dem Titel: „Anweisung und Exempel mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen.“ Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel 25 in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unsern Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beispiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an: 30

„Mistjunker.

„Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,  
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen.“

Und gleichwohl sagt er: quae quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur. 35

„Wir könnten,“ fahren die Herren Herausgeber fort, „eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein“ 2c. —

Zu dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntniß unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau, eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Dpißen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nämlich von unserm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des schlesischen Peirescius erhalten und Christ. Gryphii, seines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider dessen Willen drucken lassen.“ Allein dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freiherrn Balthasar Friedrich von Logau, zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht wert geachtet. „Und wozu,“ sagen sie, „sollten uns diese Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.“ — Sie bringen dem ohngeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweise an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des „Verkleinernden“ aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der „Sprossende“ in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis ist von „S. v. G. auferweckten Gedichten“ hergenommen. Schon nämlich im Jahre 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen, und wenn er berechtigt war, diesen Auszug „auferweckte Gedichte“ zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdesseu,“ sagen die Herausgeber, „ist

4. Salomon Logau, in dem Register zur 3. Ausgabe, Leipzig 1742, kommt der Name gar nicht vor; im Text heißt es S. 605: „Logau hat eine kleine Sammlung sinnreicher Abschriften und Grabschriften unter dem Titel: Von Colaus auferweckter Gedichte, herausgegeben; darin auch sehr viel artige vorkommen.“ S. 609: „von Colau“. — 11. Nicolas-Claude Fabry, Seigneur de Peirese (1580—1637), der mit allen bedeutenden Gelehrten Europas in Briefwechsel stand. — Christ. Gryphii, Sohn des schlesischen Dramatikers Andreas Gryphius, lebte 1649—1706. — 14. Balthasar Friedrich von Logau, von diesem (1645—1702) sagt Jöcher u. a.: „Er sammelte sich auch einen köstlichen Bücherichatz, welcher hernach der Sachsen-Weimariſchen Bibliothek einverleibet worden, hatte mit vielen gelehrten Leuten Briefwechsel.“ — 23. „Sprossende“, Georg Neumarks Beschreibung „Der Neusprossende Teutsche Palmbaum“ erschien Nürnberg 1668.

dieser Ungenannte vielleicht schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit geriet und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte.“ Es ist unglaublich, welche Freiheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben, und doch sieht man meistens auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, Ihre Neugierde ist größer, als der Ekel sein kann, den sie Ihnen verursachen werden. „Die vier Hirtinnen“ ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück sein. Es lautet so:

„Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen Hirten alle;  
Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,  
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigschnitte; 15  
Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,  
Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,  
Und er überließ der Ciris Krone, Honig und das Grüßen.“

Aber welch ein plummes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht! 20

„Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten einen in die Bette;  
Chloris krönte ihn mit Blumen, Doris gab ihm Honig ein,  
Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die klügste sein:  
Sie behielt den Schäfer Thyrsis; denn sie führte ihn aufs Bette.“

Solche Nichtswürdigkeiten kritisieren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur unter einander setzen. 25

Logau.

„Ohne Not wird die bewacht,  
Die auf Unzucht nie gedacht.  
Nur vergebens wird bewacht,  
Die auf Unzucht hat gedacht.“ 30

Der Ungenannte.

„Ohne Ruß wird die bewacht,  
Die auf Geilheit ist bedacht;  
Denn der kleinste Buhlerstück  
Ist für sie ein Dieterich.“ 35

Logau.

„Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)  
So erfährst du nicht, daß der Wolf sie frißt.“

## Der Ungenannte.

„Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.  
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffriszt.“

## Logau.

5 „Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,  
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:  
Man schlag' ihn, rat' ich, auf den Fuß,  
Damit er liegen bleiben muß.“

## Der Ungenannte.

10 „Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,  
So hat der Fuß ihn weggetragen:  
Man schlag' ihn lieber vor die Scheiben,  
So muß er fein beliegen bleiben.“

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er  
15 dabei gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz über-  
sehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem  
Stümper kaum aufmützen darf. Er hat seine Sammlung dafür  
mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die, überhaupt davon  
zu reden, höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canißen  
20 und Bessern eingerückt hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges  
habe ich darin entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es un-  
möglich länger darin kann vergraben sein lassen. Es hat einen  
H. M. zum Verfasser, und wer mag wohl dieser M. sein? Ein  
Menantes ist es gewiß nicht.

## „Belise und Thyrsis.

25 „Belise starb und sprach im Scheiden:  
'Nun, Thyrsis, nun verlaß ich dich!  
Ich stirbe willig und mit Freuden,  
Liebt' eine dich so sehr als ich.'

30 'Ach,' sprach er, 'mag dich das betrüben?  
Belise, nur dein Tod ist schwer!  
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,  
Bedarf ich keiner Liebe mehr.'“

35 Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses  
kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte

24. Menantes, Pseudonym für Christian Fr. Hinold (1680—1721). Vgl. Gottsched, Dichtkunst, 3. Aufl. S. 631. Literaturbriefe VII, 84. Gottsched, Vorrat I, S. XIII. Lessings Kollektaneen s. v. Oper. — 25 ff. Das Liedchen stand zuerst in „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen außerlesenen Gedichten“, Leipzig 1697, II, 243, und rührt von dem Berliner Hofpoeten Johann von Besser her (s. dessen Schriften, herausgegeben von Joh. Ulr. König, Leipzig 1732, II, 386).

Buch ist rar, in welches sich gar nichts Gutes, auch nicht von ohngefähr, eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Kanzleirats bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludwig dem Vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichter in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein „Poetisches Vergnügen“ herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so großen Ahnen poetischen Andenkens einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuten nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen sein. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie, Ihre Vermutung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn dreitausend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig sein. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittel herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabei anmerken! „Das ist unter allen Nationen,“ sagen sie, „immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittel gut ist.“ — Der Ausspruch ist streng, aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittel haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilt, die durch ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten 3. C. ist folgender:

„Von meinem Buche.

„Daß mein Buch, sagt mir mein Mut,  
Noch ganz böse, noch ganz gut.

Kommen drüber arge Fliegen,  
Bleibt gewiß Gesundes liegen,  
Und das Faule findet man;  
Kommen aber Bienen dran,  
5 Wird das Faule leicht vermieden  
Und Gesundes abgeschieden."

Und der Schluß des zehnten:

„An den Leser.

„Leser, wie gefall' ich dir? —  
10 Leser, wie gefällst du mir?“

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben sie  
sich bei ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir,  
als ob sie es bei dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen.  
In diesem nämlich hat fast jedes Stück eine gewisse Feinheit,  
15 Naivität, Bärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit, und Logau  
erscheint da ganz als unser deutscher Catull, wenn er nicht oft  
noch etwas Besseres ist. Urtheilen Sie selbst!

„Ursprung der Bienen.

„Jungfern, habt ihr nicht vernommen,  
20 Wo die Bienen hergekommen?  
Oder habt ihr nicht erfahren,  
Was der Venus widerfahren,  
Da sie den Adonis liebte,  
Der sie labt' und auch betrübtete?

25 „Wann im Schatten kühler Myrten  
Sie sich kamen zu bewirten,  
Folgte nichts als lieblich Liebeln,  
Folgte nichts als tückisch Bübeln,  
Wollten ohne süßes Küssen  
30 Nimmer keine Zeit vermissen,  
Küßten eine lange Länge,  
Küßten eine große Menge,  
Küßten immer in die Wette,  
Eines war des andern Klette.  
35 Bis es Venus so verfügte,  
Die dies Thun sehr wohl vergnügte,  
Daß die Geister, die sie hauchten,  
Zimmer blieben, nie verrauchten;  
Daß die Küsse Flügel nahmen,  
40 Hin und her mit Heeren kamen,

- Füllten alles Leer der Lüfte,  
 Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,  
 Paarten sich zum Küssen immer,  
 Hielten ohne sich sich nimmer,  
 Saßen auf die Menschentöchter, 5  
 Machten manches Mundgelächter,  
 Wenn sie sie mit Küssen grüßten,  
 Wenn sie sie mit Grüßen küßten.
- „Aber Neid hat scheel gesehen,  
 Und Verhängnis ließ geschehen, 10  
 Daß ein schäumend wilder Eber  
 Ward Adonis' Totengräber.
- „Venus, voller Zorn und Wüten,  
 Hat gar schwerlich dies erlitten.  
 Als sie mehr nicht konnte schaffen, 15  
 Ging sie, ließ zusammenraffen  
 Aller dieser Klüfte Scharen,  
 Wo sie zu bekommen waren,  
 Machte draus die Honigleute,  
 Daß sie gäben süße Beute, 20  
 Daß sie aber auch darneben  
 Einen scharfen Stachel gäben,  
 So wie sie das Küssen büßen  
 Und mit Leid ersetzen müssen.
- „Sag' ich dieses einem Tauben, 25  
 Wollt ihr Jungfern dies nicht glauben,  
 Wünsch' ich euch für solche Tücke,  
 Daß euch Küssen nie erquicke!  
 Glaubt ihr's aber, o so schauet,  
 Daß ihr nicht dem Stachel trauet!“ 30

Welch eine glückliche Fiktion! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welcher einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthaftige Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche:

- „Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin. 35
- „Da, wo ich iho war, da war mir herzlich wohl,  
 Wohl wird mir wieder sein, wohin ich kommen soll.  
 Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb' ohne List;  
 Hier ward ich sehr geehrt, dort werd' ich schön geküßt;  
 Beim Freunde war ich iht, zur Freundin komm' ich nun; 40  
 Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.“



„Auf die Pulchra.

„Dreierlei vergöttert dich: daß du bist so wunderschön,  
Und so wunderkensch, und daß beide Ding' beisammen stehn.“

„An einen Bräutigam.

5 „Wenn du die Braut ins Bette ruffst, so wehrt sie sich beim Bitten;  
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten.“

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle be-  
behaltene Stücke von gleichem Werte sind. Die Herren Heraus-  
geber erkennen es selbst; „aber genug,“ sagen sie, „daß in dem  
10 unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden sein wird, warum es  
unserer Wahl wert gewesen. Ist es nicht allezeit Wiß, so ist es  
doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein  
starker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen.“ — Und  
das muß man ihnen zugestehen! Der gute und große Sinn be-  
15 sonders macht eine Menge von Logaus Sinngedichten zu so vielen  
güldenem Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtnis gefaßt  
zu werden verdienen.

„Einfältiges Gebet.

20 „Die Einfalt im Gebet ist großer Wiß vor Gott;  
Genug, wer ihm vertraut und nennet bloß die Not.“

„Freundschaft.

„Alten Freund für neuen wandeln,  
Heißt, für Früchte Blumen handeln.“

25 Kurz, es ist nichts weniger als eine Übertreibung, wenn die  
Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in unserm  
Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato  
besitzen.“

XXVI. Den 29. Junius 1759.

Vierundvierzigster Brief.

30 Es war der bloße Logau, von welchem ich mich mit Ihnen  
in meinem vorigen Briefe unterhielt, und ich habe davon noch  
nichts erwähnt, wie sehr sich auch außer der guten Wahl die Herren  
Herausgeber um ihn und zugleich um alle Liebhaber der deutschen  
Sprache verdient gemacht haben.

35 Sie sind nämlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen  
alten klassischen Schriftsteller umgegangen und haben sich die Mühe

nicht verdrießen lassen, die kritischen Erythräi desselben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein würden“.

„Die Sprache des Logau,“ sagen sie, „ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Dpiß und der besten seiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Dpißen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau. Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sache angemessen: nachdrücklich und körnigt, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.“

Von der Sprachenmengerei, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frei gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus, und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. B. C. Accentus durch Beilaut, Inventarium durch Fundregister, Profil durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatocismus durch Wiederzins *ic.* Doch war er hierin kein übertriebener Purist, sondern er spottet vielmehr über die zu weit gehenden Neuerungen des Besen, der damals zu gottschedistiren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich jetzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwei Stücken, in gewissen Wörtern und Fügungen nämlich, die wir, es sei nun mit Recht oder mit Unrecht, haben veralten lassen, und in verschiedenen Eigentümlichkeiten, die er aus der besondern

1. Der venetianische Jurist Nikolaus Erythraeus, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, gab 1539 den Virgil mit Scholien und einem Index heraus, „verfertigte auch Indices über den Homer, Lucret, Ovidium *ic.*, Dictionarium latinum, — welche aber inßgesamt nicht gedruckt worden“. (Böcher.)

Mundart seiner Provinz beibehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen, und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf  
 5 diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen  
 10 den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.“ — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgendermaßen: „Die schlesische Mundart  
 15 ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen andern Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vorteile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vorteile der Sprache angenommen,  
 20 doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.“

Auf diese beiden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne und Sie von diesen auf die übrigen  
 25 schließen lasse. Verschiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. J. C. Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

„Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret.  
 30 — — — Ein solches Klug,  
 Dafür ein feuchter Sinn Entsetz und Grauen trug.  
 — — — — —

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt,“  
 für Freiheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vorteile, welche dieser  
 35 Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß: eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantivische Neutra mit einer Verschwendung brauchen

dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung oder vielmehr unserer uneingeschränktsten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsilbe lei. Logau setzt nämlich diese Endsilbe, die wir ißt nur bei den teilenden 5 Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.:

„Zu etwas Großen noch wird Sordalus wohl werden;  
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden.“ 10

Wie kurz und bequem ist dieses seinerlei, und wie weitschweifig müssen wir ißt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war 2c. Und so wie er seinerlei sagt, sagt er und andere Alte auch dieserlei, meinerlei, deinerlei 2c.

Doch ich eile zu einigen Artikeln aus dem Wörterbuche selbst. 15

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, beweine dein' Sünde groß 2c. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen 20 (III, 37):

„Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,  
Bleibt aber, wo er ist, kommt selten höher an.“

Biedermann ist zum Teil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Komposita, als: Bieder- 25 weib, Biederherz, Biederwesen, Biederinnen. Und welches ein vorzügliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre!“

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von 30 einem Biedermanne erhält.

Brunst, Sinng. 2164.

— — „Denn wilder Tiere Brunst  
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.“

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser 35 wilden Tiere zur Vermischung anzuzeigen, derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben

dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen.

5 Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst 2c. Brünstig aber, entbrünstet und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Ditz, Morhof 2c. in der besten Bedeutung

10 von der Welt. Frisch in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst.“ — Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunst noch

15 Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbels „Erfahrenen Jäger“.

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau dem ersten Ansehen nach in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667:

20 „Gottes Wort leucht helle,  
Gottes Wort lauft schnelle:  
Wer denn will es demmen?  
Wer denn will es hemmen?“

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anhang 228:

25 „In vollem Saufe leben, nur schlemmen, demmen, zehren“ 2c.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff „in der Demmerung“

30 zu verbinden ist. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: „Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quameunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.“

Flitte, die. Sinng. 644:

35 „Des Nero Meistern nahm die Flitte  
Sein Leben hin, wie sein Geblüte“ 2c.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem griechischen Phlebotomum zusammengesogen sein soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze

zu sein, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Ubrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters „Chirurgie“, S. 380.

Hinsichern, sich (XIII, 11):

„Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.“

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der ist in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu sein. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm sein, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1; II, 12) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Silbenmaß dem gewöhnlichen „weder“ durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere „noch“ verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel (II, 18):

„Noch frech wagen,  
Noch weich zagen“ &c.

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weiß gewiß, daß Sie den nun erst aufgeweckten Logau selbst vor die Hand nehmen und studieren werden, sobald Ihnen Ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

### Dritter Teil.

IV. Den 26. Julius 1759.

30

Achtundvierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die großen Lobspprüche, welche der „Nordische Aufseher“ in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn gelesen, ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem „Fremden“ (einem Werke des sel. Herrn Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werte aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der „Nordische Aufseher“ ein allgemeines Vorurteil für die 5 deutschen Werke des Wises, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurteil auch so ganz ohne Grund sein? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, sich expatriieren müssen; wenn —

10 D, ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfangen; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift Satire über unsere Nation und Spott über die elende Denkungsart unserer Großen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen?

15 Der „Nordische Aufseher“ hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758 angefangen und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freiheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre 20 Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vorteile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten 25 können u.

Das ganze 1758ste Jahr besteht aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genannt.\*). Wie viel Anteil er aber sonst daran habe; ob er der 30 einzige oder der vornehmste Verfasser sei; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht.

\*) Der „Nordische Aufseher“, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stk. Kopenhagen und Leipzig bei Adermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

1. „Fremden“, wieder abgedruckt im 5. Theil von Joh. Elias Schlegels (1718—1749) Werken. — 8. expatriieren müssen, mit Bezug auf diese Stelle heißt es in den Litteraturbriefen XVI, 159 (vom Jahre 1763): „Ob Herr Winkelmann gleich sein Vaterland verlassen und sich sozusagen ein neues erwählt hat, so ist dennoch Deutschland sehr begierig auf dasjenige, was aus seiner Feder fließet. Schriftsteller, die eine so gründliche Gelehrsamkeit, eine so tiefe Kenntnis der Altertümer und der schönen Künste mit einer so männlichen und köhnigen Schreibart in unserer Muttersprache verbinden, hat Deutschland nur sehr wenige. — Und wenn ein solcher auch sich expatriiret, so soll ihn das Zuschaun seines Vaterlandes dennoch öfters daran ermahnen, daß er ein Deutscher ist.“

Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken erraten kann.

Doch die wahren Verfasser ißt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der „Nordische Aufseher“ vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sei, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten<sup>5</sup> von Großbritannien übernahm und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironside; seine Mutter sei die Witwe eines deutschen Negozianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem fünfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um<sup>10</sup> sich nicht dieser späten Liebe wegen dem mutwilligen Witz der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genötiget, sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweites Vaterland, welchem er ohnedem von seinen väterlichen Vorfahren her ebenso nahe als jenem angehöre, indem<sup>15</sup> diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sei und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beigetragen habe. — Hierauf beschreibt er mit den eignen Worten seines Vaters die Pflichten eines moralischen Aufsehers und sagt:<sup>20</sup> „Da ich schon in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekanntem und ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in Geschäften gebraucht zu werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize als von einer uneigennütigen Begierde, meine<sup>25</sup> Kräfte dem allgemeinen Besten aufzuopfern, getrieben würde: so habe ich mich entschlossen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat.“

Auf zwei Punkte verspricht er dabei seinen Fleiß besonders zu wenden, auf die Erziehung der Jugend nämlich und auf die<sup>30</sup> Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That in Absicht auf beides in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der<sup>35</sup>

4f. Nestor Ironside (Eisenrippe, so hießen Cromwells „Heilige“ nach der Schlacht von Marston Moor, 1644) ist die Charaktermaske, unter welcher Richard Steele (1675—1729) vom März bis Oktober 1713 seinen Guardian (Vormund), den Nachfolger des berühmten Spectator (Zuschauer), herausgab. Vgl. Gottsched und die Schweizer (Nat.-Litt.) S. 48, 3. 9. — 8. Negozianten, Kaufmanns. — 21 ff. „Aufseher“ I, 9.



Erziehung hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht\*), welche mehr als ein Stück einnimmt, in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die ekeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E. \*\*): Als ihn sein Vater mit den Lehren von der Nothwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie bekannt machen wollen, so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, zu folgen gesucht und sei einzig darauf bedacht gewesen, ihn Jesum erst bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden sein werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet wird. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmelung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Tronside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott, „zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können“. — Heißt das, den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlösers „erleichtern“? Es heißt, ihn aufheben; es heißt, einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt mit einem Worte sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses

35 \*) Etild 46, 47, 48.

\*\*\*) Etild 50.

8 f. von ... fortzugehen, S. 452. — 24 ff. Im „Aufseher“ steht statt „zur Belohnung u. s. w.“: „endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend und Zufriedenheit mit der Armut und dem Mangel seiner Eltern zurückgelegt hätte“. — 36. S. 459.

Geheimnis einzusehen, als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimnis ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzulösen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der „Nordische Aufseher“ zum Besten der unstudierten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ungefähr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er nach einer kurzen Beurteilung besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. B. in dem vierten und siebenten Stücke die Werke des Kanzlers Dagueffeau an, und zwar mit diesem 10  
Zusatz: „Ich kann nicht schließen, ohne zur Ehre dieser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünschen, daß sie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes einem jeden Übersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand 15  
und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte alles zu sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht wie Lodde unter uns übersetzt.“ — In dem dreizehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem 20  
Dichter sagt: „Er ist ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben ist, sondern auch unter den Menschen am nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzet u. Nach der Offenbarung,“ setzt er hinzu, „kenne ich fast kein Buch, welches ich mehr liebte, kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf 25  
eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken.“ — Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind: des Bischofs Butlers\*) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts\*\*) moralische Schriften; des Herrn Bafedow\*\*\*) praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis 30

\*) Stüd 9 und 22.

\*\*) Stüd 21.

\*\*\*) Stüd 24, 29.

11. Henri François d'Aguesseau, ausgezeichnete Jurist und Kanzler von Frankreich, 1668—1751. — 17. Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) gab 1758 heraus: „Einkleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Battens mit Zusätzen vermehrt.“ — Johann Arnold Ebert (1723—179) übersezte Grovers „Leonidas“ (vgl. oben Brief 39, S. 240, Z. 4) und Youngs „Nachtgedanken“. — 28. Joseph Butlers (1692—1752) obengenanntes Werk galt, wie Gösche bemerkt, seiner Zeit für die beste Religionsphilosophie. — 30. Praktische Philosophie für alle Stände, Leipzig 1758, 2 Bände, Joh. Bernh. Bafedows (1721—1790), des philanthropischen Pädagogen, Hauptwerk.

von Mirabeau\*) „Freund des Menschen“, und ein sehr wohlgeratenes Gedicht eines dänischen Dichters, des Herrn Tullin.\*\*)

Dieses letzte Gedicht führt den Titel: Ein Mahtag. Es ist, sagt der „Auffseher“, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verraten einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt.

10 — Dieses Urtheil ist keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Übersetzung daraus anführt, sind so vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das übrige:

15 „Unereschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt ist, der du für jeden Sinn, damit man dich erkennen möge, ein Paradies erschaffen hast, du bist alles und alles in dir; überall sieht man deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser sein? O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu dem tauben ungläubigen Haufen mit tausend Zungen — —

25 „Er ist unter allen am meisten dir gleich; er erschaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — er ist beinahe du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die, welche in dem Dunste und Staube verschlossener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam lauren.“ 2c. G.

V. Den 2. August 1759.

Neunundvierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren,

\*) Stüd 34, 36, 38, 40.

\*\*) Stüd 52.

1. „Freund des Menschen“, Paris 1755, 5 Bände, von Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau (1715—1789), dem Vater des berühmten Revolutionsmannes. — 2. Christian Brauman Tullin aus Christiania (1728—1765). Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften V, 198. XIII, 361. — 22. Zungen, im „Auffseher“ I, 488: Zeugen; aber im Original ebd. S. 487: Zunger.

gemacht habe, und wundern sich, wie der „Auffseher“ eine so heterogene Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß iht ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxye ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwätzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne, und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen, o, so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der „Nordische Auffseher“ hat ein ganzes Stück\*) dazu angewandt, sich diese Miene der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind, und beweiset es durch — — durch weiter nichts als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal „denn“; aber sehen Sie selbst, wie bündig sein „denn“ ist. „Denn,“ sagt er, „ein Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers an seiner Stirne gezeichnet zu werden, und ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreiet achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu sein. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Übereinstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, und wird eine solche Übereinstimmung für notwendig und schön erklärt, so kann sie nicht weniger notwendig und rühmlich gegen Gott sein, oder man müßte leugnen, daß der Mensch gegen das Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde.“ — — Was kann deut-

\*) Stilk II.

23. sagt er, S. 89.

licher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, der kein Christ ist; in dem Beweise aber: ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort: ein Mann, der bei den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeigt, stehen bleibt; hier: ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich, und man muß sehr blödsinnig sein, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einen dieser Personen wahr sei, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der „Auffeher“ diesen Fecterstreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frei; sein Witz wird unerschöpflich, wenn er anfängt, ihre Verteidiger lächerlich zu machen: aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt recht-schaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können“ 2c. Aber mit Erlaubnis! Diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion; er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; auch von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Verteidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann, der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt, ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urteilen, eine Sophisterei! Und nun betrachten Sie seinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein,“ sagt er, „wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten, so

15 ff. „Polidor ... können“, S. 90. — 35. sagt er, S. 94f.

könnte doch vernünftigerweise nicht vermutet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffner Mann sein würde. Eigennutz, Zorn, Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz sind Leidenschaften, deren Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig diese Leidenschaften sind? Entsaugt nun ein Mensch der Religion; entsaagt er künftigen Belohnungen; entsaagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: was für eine Versicherung haben wir, daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben zu ihrer Befriedigung verlangen?“

— Abermals die nämliche Sophisterei! Denn ist man denn schon ein Christ (diesen versteht der „Aufseher“ unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses beiseite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne, und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber liegt weiter nichts als dieses: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bei unsern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebensoviel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Teil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der „Aufseher“ hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat und ent-

geschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen“ zc. Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion unsere Bewegungsgünde, rechtschaffen zu handeln, vermehre, so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschaffnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus, und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten können neue Bewegungsgünde, rechtschaffen zu handeln, werden und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgünde allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? daß es keine Redlichkeit giebt als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuten Sie übrigens ja nicht, daß der „Nordische Aufseher“ diese Behauptung, „wer kein Christ sei, könne auch kein ehrlicher Mann sein“, mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kommt ihr noch lange nicht bei. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der „Aufseher“ dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten, und warum enthält er sich des Wortes Glaube, auf welches alles dabei ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein paar Worte sagen. Von demjenigen\*) nämlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten über das erste Wesen zu denken die beste sei“. Er nimmt deren drei an. „Die erste,“ sagt er, „ist eine kalte, metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht und ebenso unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besonderen Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer

\*) Stück 25.

28. S. 215 ff. Lessing hat den Text des „Aufsehers“ stilisirt.

Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft zc. Und weil wir durch diese Art, von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer 5 Gut sein, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art,“ fährt er fort, „will ich die mittlere oder, um noch kürzer sein zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich zu einer Bewunderung Gottes zc. — Die 10 dritte endlich ist, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?), so erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen 15 Wege Gottes sich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wosfern wir drauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der 20 allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.“

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht erraten können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorzichet. 25 Aber was hat er uns damit Neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas Neues darin. Dieses nämlich, daß er das denken nennt, was andere chrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken ist ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen 30 des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem solchen Stande in unserer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu denken notwendig die schlechteste Art zu denken sein muß. Als diese ist sie von gar keinem Werte, als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto größern. Bei 35 der kalten Spekulation-gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung, eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie



die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabei fühlet. Die Spekulation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verschiedenen Theilen  
 5 meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu sein aufhören und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen bestrebe. Je mehr diese Teile alsdenn sind, je genauer sie harmonieren, je vollkommener der Gegenstand ist, desto größer wird  
 10 auch mein Vergnügen darüber sein, und der vollkommenste Gegenstand wird notwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein  
 15 Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrtümer leitet. So sieht er es z. B. als einen großen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und schwache Worte dazu haben würde“.  
 20 Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnötig sein würde.

25 Doch dieser Irrtum ist bei ihm nur der Übergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man imstande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltfinn herauszunehmen und  
 30 sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter sein!“ — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdanke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuten zu können. Er steht  
 35 an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten setzt sich

der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden, und wird — ein Böhme, ein Bordage! —

Jene erste kalte metaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch sagt: „Unterdes wird sich ein wahrer Philosoph, ich meine einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern;“ jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott sein. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich durch die Neuheit zu verfahren aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt. G.

VI. Den 9. August 1759.

Fünfundzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind,“ sagt der „Nordische Aufseher“ an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: so wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterließen und sich hüten wollien, nichts zu sagen, was nicht original und neu zu sein scheinen könnte, so würden sie dadurch eine unanständige Eitelkeit verraten. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen dürfen, daß sie bei den Arbeiten ihres Geistes

3. Über Böhme vgl. VI, 384, 3. 25 und 414, 3. 18. Bergmann, Hermia S. 189 f. Steffens irrt sich also, wenigstens was Lessing betrifft, indem er („Was ich erlebte“ X, 37) sagt: „Leibniz, wie später Lessing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuster Jakob Böhme gesprochen.“ — 4. Johann Bordage, „ein englischer Prediger und Liebhaber der mystischen Theologie von London.“ — Er trieb auch die Arzneykunst und wird von einigen zum Haupte der Sekte, die neuen Böhmiſten genannt, gemacht. Man hat von ihm 2 mystische Traktate, nämlich Theologiam mysticam und Sophiam, welche zuerst englisch, hernach, 1698 und 1699, nicht lange nach des Autoris zu London erfolgtem Tode in deutscher Sprache zu Amsterdam herausgetommen.“ (Zöcher.)

mehr die Bewunderung als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf meiner Hut sein werde.“\*)

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegenteil desselben ist wenigstens ein ebenso gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes meistens der Fehler guter und dieses der Fehler schlechter Skribenten ist. Der gute Skribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern, und alsdenn würde er freilich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freiere Absicht und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerlei zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige oder doch solche, die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich sein. Der schlechte Skribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hofft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind, was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheint sich der „Nordische Aufseher“ wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret gradezu, und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben ließe, so würden seine Blätter ohne alle Abwechslung sein. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren

\*) Zu Anfange des 20. Stückes.

zwei zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen ließe, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabei gehabt habe. Das eine\*) ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweite\*\*) ist eine satirische Nachricht von einer Art neuer Amazonen, und diese ist in der That mit vielem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen „Nordischen Aufseher“ gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, soviel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdes ist sie doch sehr furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach sichern Nachrichten auf nichts Geringers als auf die Errichtung eines Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen Absichten weniger durch offenbare Feindseligkeiten als durch die Künste einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt haben, sowohl über die ige als über die künftige Männerwelt eine despotische Gewalt auszuüben, denn die Gewalt über die Herzen haben die Damen schon lange behauptet, so sollen ihre Anstalten besonders wider unsre jungen Herren gerichtet sein. Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verstand allezeit über einen schwächern herrsche. In dieser Überzeugung suchen sie es bei ihnen so weit zu bringen, daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele mit Kleinigkeiten beschäftigen und dadurch zu den eigentlichen männlichen Geschäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie selbst stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch Wit nötig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernsthaften und nützlichen Unterredungen überlästig würde; als wenn sie sich wirklich mit leeren Komplimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen ließen; als wenn sie vor dem bloßen Namen eines Buches erschrecken und durch nichts als Spielwerke glücklich wären. Allein das ist lauter Politik und List, und so scharfsichtige Augen als die meinigen lassen sich von dieser Verstellung nicht hintergehen. Ich bedaure nur unsre jungen Herren, welche die Neze gar nicht

\*) Stück 43.

\*\*) Stück 54.

zu sehen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie dieselben zum Geschmack am Putze, zur Veränderung der Moden und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit.

5 Und man muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseligen Anschläge auf den Umsturz der izzigen Einrichtung der Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jungen Herren! Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig; sie putzen sich und sind länger vor ihrem

10 Nachttische als die meisten Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisirten, wohlgeputzten Kopf; sie sind so weichlich; sie können so wenig Bitterung und Kälte vertragen; sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und Humeurs, und wenn die Natur nur ihr Gesicht verändern wollte, so könnte man einige ganz füglich in

15 Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anspruch; in guten Büchern zu lesen, würde eine Galeerenarbeit für sie sein; und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. So weit haben es schon unsere Ama-

20 zonen gebracht. Wie weit dieses noch in der Folge gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, wenn sie nicht bald auf ihre Verteidigung denken, Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich der Überlegung und Beurteilung aller nachdenkenden Leser über-

25 lassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unternehmungen bloß auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von ihnen, die verheiratet sind, soll es schon gelungen sein, den Despotismus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren

30 Häusern einzuführen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirtschaftliche Verrichtungen über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Geschäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demütige Mann hält es für seine Schuldigkeit und Ehre, den

35 Einkauf dessen, was in der Küche nötig ist, und die Anordnung

22. Bgl. III, 2, S. 241, 3. 6. „Knötchen machen oder Knüpfen eine Kunst der Frauen, aus langen gedoppelten weißen Zwirnläden durch Zusammenschlingung vermöge eines dazu verfertigten Schiffsleins ein Knötchen dicht an das andere zu hängen und anzuschlingen, woraus dann Franzen, Trotkeln, Quasten an die Fenstervorhänge verfertigt werden.“ (Amaranthes, Frauenzimmerlexikon S. 1067 in Grimms Wörterbuch)

der Mahlzeiten nach dem Geschmacke seiner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit einigen soll es auch so weit schon gekommen sein, daß sie bei der Zubereitung der Speisen gegenwärtig sind und einen Pudding oder Roastbeef so gut zu machen wissen als die ausgelernteste Köchin. Man darf, um davon versichert zu werden, nur ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsamkeit auch in Gesellschaften hören lassen 2c.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Projekt eines Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List, sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Unerfrodenheit der Männer nötig haben möchten, so haben sie auch schon deswegen die nötigen Maßregeln genommen. Eben hieraus soll die so weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entspringen, denen andre bloß aus Unwissenheit, und um modisch zu sein, nachfolgen. Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschieht bloß, um sich an die Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit genötigt sein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröten, andere den jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der Komödie über die Zweideutigkeiten, bei deren Anhörung man sonst, wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu verbergen pflegte, so laut und dreist lachen als die kühnste und unverschämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in den Beteuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.“

Sch will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem „Nordischen Aufseher“ ganz eigen ist; genug, er ist schön und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann, das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den

Mitarbeitern an dieser Wochenschrift; der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheint. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines leichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner icht in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

10 Jetzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwachhaft der „Nordische Aufseher“ oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges  
 15 Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdrießen lassen. Der „Aufseher“ will in dem zweiten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit anderer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner persönlichen und häuslichen Vorteile eingeschränkt bleibt und unfähig zur Empfindung  
 20 anderer Glückseligkeiten ist, die nicht aus dem Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaften oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kommt mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.“ — Das Gleichnis ist gut, aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt! —  
 25 „Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht dieselbe so zu sagen nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare,  
 30 mannigfaltige Ausichten, die ein stärkeres Auge mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel  
 35 weniger Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tausend große und herrliche Gegenstände auf einmal

1. Mitarbeitern, der Herausgeber Joh. Andreas Cramer selbst. Vgl. unten Brief 105, und über ihn oben S. 179, 3. 2.

und ohne Verwirrung übersehen und mit Einem Blicke in dieser Weite Anhöhen und fruchtbare Thäler und in jener Entfernung blühende Wiesen und einen weitgestreckten Wald entdecken, so erblickt er kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst von diesen bleiben ihm mannigfaltige Reizungen verborgen, die ein schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist vor ihm wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren sich in seinen Augen in Hügel, stolze Paläste bei einem gewissen Abstände von ihm in Dorfshütten und vielleicht ganze Landschaften in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Teil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von Bewegung und Leben, zu sein scheint! Wie unvollkommen müssen nicht seine Vorstellungen von der Größe, Ordnung und Vollkommenheit der Natur, von ihrer angenehmen Mannigfaltigkeit und Kunst bei ihrer so erhabenen Einfachheit und Gleichförmigkeit und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen sein, und wie unglücklich ist er nicht, wenn er nicht mehr erraten als sehen und seinem schwachen Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwenderisch sein mag, indem er sich nur umsehen darf, um im Überflusse neue Reizungen, neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken.“ —

Noch nicht aus? — Ja, nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der „Nusseher“ fährt fort: „Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen“ &c. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Skribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichniß die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret?



VII. Den 16. August 1759.

Einundfünfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Kritik ist der „Nordische Aufseher“ nur selten übergegangen.

5 Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben (die eine auf die Geburt,\*) die andere auf das Leiden des Erlösers\*\*) und die dritte auf den Geburtstag des Königs\*\*\*), von diesen verlangen Sie mein Ur-  
 10 theil nicht, das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortrefflichste Versifikateur, dafür erkennen wir ihn beide. Daß aber sein poe-  
 15 tisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide be-  
 dauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel  
 20 poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage  
 25 bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstock'sche Siegel ist auf beiden, und das läßt sich so leicht nirgends  
 25 verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied †) auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel Sonderliches zu sagen. Es ist — wie des Herrn Klopstocks Lieder  
 alle sind, so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite ist desto merkwürdiger. Es sind Be-  
 30 trachtungen über die Allgegenwart Gottes oder vielmehr des Dich- ters ausgedrückte Empfindungen über dieses große Objekt. Sie

\*) Stild 59.

\*\*) Stild 15.

\*\*\*) Stild 18.

†) Stild 16.

16. versteckte Plan, vgl. Litteraturbriefe IV, 217 (Nicolaï): „Dem zweiten (Gedicht), das 'Der Abend' betitelt ist, fehlet es zwar nicht an Imagination, die von einem Gegenstand auf den andern schweift, aber nicht mit der schönen Unordnung, die einen geheimen Plan verrät, den sie doch nicht gänzlich entbedet.“ XVII, 149 (derselbe): „Allein die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt sein, aber niemals vernachlässiget werden darf.“ — 26. Klopstock's Lieder, und doch ist es von Cramer, wie das im dritten Bande des „Nordischen Aufsehers“ enthaltene Inhaltsverzeichnis angiebt (Gedichte, Leipzig 1782, II, 33, Nr. 106).

scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Silbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlicheren Begriff davon zu machen.

„Als du mit dem Tode gerungen, 5  
 Mit dem Tode!  
 Heftiger gebetet hattest,  
 Als dein Schweiß und dein Blut  
 Auf die Erde geronnen war,  
 In der ersten Stunde 10-  
 Thatest du jene große Wahrheit kund  
 Die Wahrheit sein wird,  
 Solange die Hülle der ewigen Seele  
 Staub ist!  
 Du standest und sprachst 15  
 Zu den Schlafenden:  
 Willig ist eure Seele,  
 Allein das Fleisch ist schwach!  
 „Dieser Endlichkeit Loß,  
 Diese Schwere der Erde 20  
 Fühlt auch meine Seele,  
 Wenn sie zu Gott, zu Gott!  
 Zu dem Unendlichen!  
 Sich erheben will!  
 „Anbetend, Vater, sink' ich in Staub und fleh'! 25  
 Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!  
 Mit Feuer taufe meine Seele,  
 Daß sie zu dir sich, zu dir erhebe!  
 „Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —  
 Steh hier, Betrachtung, still und forsche 30  
 Diesem Gedanken der Wonne nach!“

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen 35 dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Überzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir während 40

dem Lesen seine Begeisterung mit ihm zu teilen geschienen habe muß uns denn alles etwas zu denken geben?

„Ich hebe mein Aug' auf und sehe,  
Und siehe, der Herr ist überall!  
Erde, aus deren Staube  
Der erste der Menschen geschaffen ward,  
Auf der ich mein erstes Leben lebe!  
In der ich verwesen,  
Aus der ich auferstehen werde!  
Gott, Gott würdigt auch dich,  
Dir gegenwärtig zu sein!

„Mit heiligem Schauer  
Brech' ich die Blum' ab!  
Gott machte sie!  
Gott ist, wo die Blum' ist!

„Mit heiligem Schauer  
Fühl' ich das Wehn,  
Hier ist das Rauschen der Lüfte!  
Es hieß sie wehen und rauschen  
Der Ewige!  
Wo sie wehen und rauschen,  
Ist der Ewige!

„Freu' dich deines Todes, o Leib!  
Wo du verwesen wirft,  
Wird der Ewige sein!

„Freu' dich deines Todes, o Leib!  
In den Tiefen der Schöpfung,  
In den Höhen der Schöpfung  
Werden deine Trümmern verwehn!  
Auch dort, Berwester, Berstäubter,  
Wird er sein, der Ewige!

„Die Höhen werden sich bücken  
Die Tiefen sich bücken!  
Wenn der Allgegenwärtige nun  
Wieder aus Staube  
Unsterbliche schafft!

„Halleluja dem Schaffenden!  
Dem Tötenden Halleluja!  
Halleluja dem Schaffenden!“

40 In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stück geschrieben. —  
Aber was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine  
Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als

eine künstliche Prosa, in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht ratsam sein, zur musikalischen Komposition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Silbenmaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem 5 Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da 10 also der prosodische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird oder wohl gar durch die Kollision leidet und Wohlklang zu sein aufhöret, wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Silbenmaße schreibe und eine Arbeit gänzlich unterlasse, die ihm dieser doch niemals 15 danket? — Ja, ich wollte noch weiter gehen und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheinete. Diese würden 20 sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen, besonders wenn man ihnen sagte, daß z. B. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Skribent selbst behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prose zu statten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer 25 und wohlklingender zu machen. Wie viel Vorteile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich izt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Deklamation richtete und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in 30 einem Atem zusammen aussprechen müßte &c.

Das einzige Stück des „Nordischen Aufsehers“, welches in die Kritik einschlägt, ist das sechsundzwanzigste und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben und ent- 35 hält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie

11. prosodische Wohlklang, in allen Ausgaben steht „der prosaische Wohlklang“, was natürlich keinen Sinn giebt. Die Verbesserung stammt von Redlich und Gösche hat sie adoptiert.

vortrefflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiener und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die

5 Prose der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Gram-

10 maticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. Unterdes würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses bisweilen sehr, und wenn sie es nicht ist, so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetischen Ausdruck

15 vermissen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die

20 sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammengesetzt sind. „Es ist,“ sagt er, „der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Wir sagen sogar im gemeinen Leben: Ein gottesvergessner Mensch.

25 Warum sollten wir also den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unsere Vorfahren schon lange die Erlaubnis dazu gegeben haben?“ — Das zweite Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter, und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung

30 am meisten rühren, zuerst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter,“ fährt der Verfasser fort, „und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosaischen. Es sind noch verschiedene von denen anscheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich ge-

35 worden ist, was er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derselben der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, gemäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine Redensart, wo nur ein Wort sein sollte. Und nichts tötet die Handlung mehr, als gewisse Begriffe in

Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil sein. Hier sollte eine glückliche Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast unmerklich verbinden sollten. Sie sind's unter andern, wenn sie zu viel Silben haben. Ein 'dem ungeachtet' könnte die schönste Stelle verderben. Sie sind's ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das 'doch', mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjektion nicht, wo sie stehen sollte. Das 'ach' fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Partizipium gewesen sein würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieser Stelle, wie viel seine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu konzentrieren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen, es mit allem Fleiße zu studieren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter z. C. leidet alsdenn einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit und besonders im Affekte zuerst beifallen. Sie verräten die vorhergegangene Überlegung, verwandeln die Helden in Deklamatores und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er besonders die erhabensten Gedanken in die gemeinsten Worte kleidet und im Affekte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen. C.

VIII. Den 23. August 1759.

Zweihundfünfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Anfange der deutschen Litteratur noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug, aber wie? — Auch mit Ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten, und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen.

Unterdeffen ist es im ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht sein; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Maseau zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurteilen wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermutungen für Wahrheiten zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus

23. Heinrich Graf von Bünau (1697—1762) schrieb in vier Quartbänden eine „Deutsche nation- und Reichs-historie“, Leipzig 1728—43. — Johann Jacob Maseau (1698—1765), „Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie“, Leipzig 1726.

seiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O, weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht, und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Überhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als 10  
Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern, besonders derjenigen von ihnen, die sich vermöge ihres Amtes einer so undankbaren Arbeit unterziehen und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuanus werden 15  
kömten. Die süße Überzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden sein? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf 20  
das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen müssen. Jetzt hat er uns eine portugiesische Geschichte geliefert. \*)

Sie würden mich anlachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie Neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtnis nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgeschriejet werden? Kaum verlohnet es sich, der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur 30

\*) George Christian Gebauer's Portugiesische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drei Alphabet.

15. Thuanus, Jacques Auguste de Thou (1553—1617) schrieb in 138 Büchern die Geschichte seiner Zeit vom Tode Franz' I. bis zum Ende der Regierung Heinrichs IV. — 22 ff. Es ... müssen. George Christian Gebauer (1690—1773), Prof. der Rechte zu Göttingen, 1744 „Leben und denkwürdige Thaten Herrn Richards, erwählten Römischen Kaisers, Grafens von Cornwall und Poitou“. Sein „Grundriß“ war Leipzig 1733 erschienen. — 31 ff. Litteraturbriefe XVI, 31 wird eine Recension desselben Werks im Journal étranger, August 1760, erwähnt; „diese Recension hat mit dem 52. Briefe über die n. L. viel Ähnliches“.



so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen „Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten“ entstanden und in zwei Teile abgefondert ist, deren fünf Abteilungen folgende Aufschrift haben. I. Abt. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abt. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des echten königlichen Stammes. III. Abt. Von dem Ausgange des echten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abt. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abt. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis iho.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage und von der sorgfältigen Art, in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urteilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen, sonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen &c. —

O, ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die portugiesische Historie kamen, bei der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, bramte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Afrika zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marokko, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komete zu wider-raten schiene, am Johannistage 1578 unter Segel, setzte das Heer bei Arzilla ans Land und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco zur Schlacht. Sebastian und seine Portugiesen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-

Sebastiane aufstund, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drei waren offenbare Betrieger und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen,“ sagt unser Skribent, „wusste sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen.“ —

„Er kam,“ fährt Herr Gebauer fort,\*) „zu Venedig Anno 1598 zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei etlichen vornehmen Personen Glauben fand, zumal da einige Portugiesen, die den König Sebastian wohl gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er in dem Gesichte, in der Größe, in der Rede demselben vollkommen gleiche, ward ihm dergestalt unter die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß aufzuführen anfing und kein Bedenken hatte, sich vor den öffentlich auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische Gesandte zu Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bei dem Räte zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen und über seine Umstände, und wer er sei, befragt wurde. Da erzählte er umständlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bei Alcassar in Afrika nicht sei erschlagen worden, sondern, obwohl hart verwundet, der Gefangenschaft wunderbarerweise entgangen sei. In Algarbien, wohin er auf einem leichten Schiffelein mit Christoval von Tavora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und weil er des Anblicks der Menschen nach einem so großen Unglücke sich gescheuet und geschämet, habe er sich vorgenommen, Abyssinien und andere weit entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser seiner Fahrt sei er nach Persien gekommen, habe mancherlei Schlachten beigewohnet und viele Wunden empfangen; endlich sei er des Herumziehens müde worden und habe sich mit einem frommen Alten in Georgien in ein einsames Kloster begeben und daselbst ein Kläusnerleben geführt, bis ihm endlich gefallen, seine Unterthanen wieder zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in Sizilien gelandet und von da Marcunt Tullium Cotizo von Cosenza nach Portugal abgefertiget, und als der nicht wiederkommen, habe er sich selbst auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zuvörderst zu Rom dem Papste zu den Füßen zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit

\*) Seite 19 des zweiten Theils.

seiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegs beraubt, so daß er sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor demjenigen erkannt, der er wirklich sei. Das war nun geschwinde gesagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der

5 Stränge von ihm nicht fordern konnte. Er sagte mit großer Freimütigkeit, daß er zu dem Räte zu Venedig sich des Besten ver-  
sehe, der sich wohl erinnern würde, was er vor Briefe bei dem  
letzten Türkenkriege an sie geschrieben, und wie geneigt er sich  
wegen der Hülfe gegen sie erboten habe. Wer ihn, den König,  
10 je gesehen habe, müßte ihn kennen. Zu dessen Bestärkung ward  
befunden, daß er, gleich dem Könige, in dem Gesichte sowohl, als  
an seinem ganzen Leibe an der linken Seite etwas kürzer war  
als an der rechten; an seiner rechten Augenbraune war eine Narbe  
zu sehen von einer Wunde, wie bei König Sebastian, der solche  
15 in seiner Kindheit bekommen hatte; eine große Warze an der Fuß-  
zehe und andere Male, die man bei dem Könige wahrgenommen  
hatte, fanden sich bei diesem Sebastian auch. Er ward drei ganzer  
Jahre lang in der Haft behalten, und inmittest bewogten die ge-  
flüchteten Portugiesen Himmel und Erde, daß ihr König ihnen  
20 möchte freigegeben werden. Selbst König Heinrich IV. in Frank-  
reich ließ durch seinen Gesandten, den Herrn Du Fresne, den Rat  
zu Venedig bitten, sie möchten in der Sache sprechen und die  
Portugiesen nicht im Irrthume lassen. Das Erkenntnis bestund nun  
darin, daß dieser Mann binnen acht Tagen das venetianische Ge-  
25 biete räumen sollte, bei ewiger Galeerenstrafe. Nun überlegten  
die Portugiesen fleißig, was vor einen Weg ihr König erwählen  
sollte, um sicher in sein Königreich zu gelangen, ob er durch Graubündten und die Schweiz oder durch das Florentinische seinen Weg  
nehmen sollte. Zu seinem großen Unglücke erwählte er den letztern.

30 Er hatte, kaum als ein Dominikanermönch das florentinische Gebiete  
betreten, als er daselbst erwischt und von dem Großherzoge Fer-  
dinand I. an die Spanier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da  
gingen die Untersuchungen von neuem an, zu großer Verwunderung  
derer, die ihn des Betruges überführen wollten. Als ihn der  
35 spanische Unterkönig, Don Ferdinand Ruiz von Castro, Graf von  
Lemos, vor sich kommen ließ, trat er ihm mit großer Zuversicht  
unter die Augen, und weil er sahe, daß der Graf unbedeckt war,

11 ff. daß er ... als an der rechten, vgl. Demetrius bei Schiller (Nat.-Litt.) VIII, 293.

sprach er zu ihm: 'Decket Euch, Graf von Lemos!' Als dieser erwiderte, wer ihm die Macht gegeben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden, soll er versetzt haben, diese Macht sei mit ihm geboren; wie er sich denn selbst so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? Er müsse sich doch erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweimal an ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite habe, ihm damals von ihm sei geschenkt worden. Andere sagen, er habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies nun an sich seine Wichtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund seiner Degen und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer bringen lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke gleich erkannt und unter den andern herausgenommen, sondern auch an dem Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen Orte eröffnen und den darunter verborgenen Namen Sebastian entdecken könne, welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemahlin verborgen gewesen. Der Ausgang war, daß man den Sebastian als einen Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herumführte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er sich der spanischen Küste näherte, ward alles in Portugal rege, so daß man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, um seiner Person mehr versichert zu sein, an welchem Orte er geblieben und gestorben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt worden."

Dieses ist die Geschichte! Dabei aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. „Es kömmt hierbei," sagt er, „auf zwei Fragen an: ob der Tod des Königs Sebastians dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn diese erste Frage sollte nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte Sebastian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem falschen Namen in der Welt eine große Rolle spielen wollen, oder ob auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Sebastian bei Messar gewiß geblieben, so ist das zweite zugleich entschieden. Aber leider kann man jenes nicht, und aus allen Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den

Kopf bekommen und von seinem Pferde herabjinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche den Tag nach der Schlacht aufgehoben, ist viel zu zerstückt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kennbar sein können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten; besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher als dieser Beifall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn er sollte der Gefahr entflohen oder auch unter den übrigen geringern Gefangenen amoch verborgen sein, allemal zuträglicher sei, daß man auf mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt oder sonst weiter nach-  
 15 gespüret werde.“ — Es ist auch nicht zu läugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Walfstatt aufgehobene Körper sei nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweizer. Die Märchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermutung, als ob der König aus der Schlacht  
 20 entkommen sei, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30. August 1759.

Bechluß des zweiundfünfzigsten Briefes.

25 Und folglich läßt sich aus diesem Punkte der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betrugers? Keine, und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci oder der Zehnherren zu Venedig. Sie  
 30 können diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Femgerichte, dessen erste Regel es ist: *correre alla pena, prima di esaminar la colpa*. Dieses Gerichte läßt ihn drei ganze Jahre sitzen, kann in drei ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier während der Zeit es nicht werden haben ermangeln

7. Gebauer, II, 26. — 12. oder auch, bei G. folgt: „wie der Prior von Crato, Antonius“. — 18. Juan de Ferreras (1652—1735) *Historia de España*, Madrid 1700 bis 1727. Vgl. Schiller (Nat.-Litt.) IV, 354. — 29. Dieci, ebd. S. 30. — 31 f. *correre ... colpa*, zur Strafe eilen, ehe man die Schuld prüft. Ebd. S. 31.

lassen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Boshait eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilspruch nicht länger verweigern kann, was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los sein und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das venetianische Gebiet zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht,“ sagt unser Historikus, „eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethättern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenze bringen und von da in die weite Welt laufen läßt.“ — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt und an die Spanier auslieferte; denn der Kardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen als mit den drei vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte, so interessant sie auch bei ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte und nicht überall den docierenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon enig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug, daß er sich überall als den belesesten, als den sorgfältigsten und unparteiischsten Mann zeigt.

„Als den unparteiischsten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer portugiesischen Geschichte partiisch zu sein?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partiisch sein kann, auch in gleichgültigen Dingen verrät. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er bloß seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der portugiesischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobei ein Deut-

7 ff. sagt unser Historikus, Gebauer II, 31. — 15. Arnold Ossat, geb. 1536, Bischof zu Bayeux, starb 1604. — 17 ff. Nun ... ließe? Gebauer II, 33.

scher aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke sein, zur Parteilichkeit gereizt werden könnte.

3. C. Wenn er von des Königs Johannes des Zweiten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schifffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabei geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürnbergischen Geschlechter behaupten wollen; - daß nämlich er der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sei. Sie stützen sich dabei vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe, und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten,\*) daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge aus einer Seefarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayr beitriff und mit dem Verfasser der *Progrès des Allemands* etc. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein

\*) „Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est; nam reliquarum navium praefecii fretum esse negabant et sium duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse novat, quia, ut fertur, in charta marina adnotatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero, cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniae Rex in suo Museo adservabat.“ *Benzonus de India occidentali. Tom. II. Americae Theodori de Bry. [S. 66.]*

7. Nürnbergischen Geschlechter, Patrizier. Vgl. Gebauer II, 123. 135. Die Fabel, daß Martin Beheim die neue Welt entdeckt, gegen welche 1761 der Göttinger Universitätssekretär Cobald Toze und 1778 Christoph Gottlieb von Murr in besondern Schriften aufgetreten sind, war vornehmlich von Nürnbergischen Gelehrten gepflegt worden. Der erste Verbreiter derselben war der Polyhistor Joh. Christoph Wagenheil (1633—1705) in seinen *Sacra parentalia B. Georgio Frid. Behaimo dicata*, Altorf 1682, und ausführlicher in seiner *Synopsis historiae universalis (Pera librorum juvenilium, P. III)*, Nürnberg 1695. Ihn folgten der Nürnberger Theologe und Geograph, Bibliothekar Joh. Wölfer (1651—1724) mit seiner *Disquisitio de majoribus Oceani insulis*, Nürnberg 1691, dann Joh. Friedr. Stüven mit seiner *Dissertatio historico-critica de vero novi orbis inventore*, Frankfurt a. M. 1714, und endlich der Nürnberger Mathematiker Johann Gabriel Doppelmayr (1671—1759) mit seiner „*Historischen Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern*“, Nürnberg 1730, s. v. Martin Beheim. Neucrding's hat Schilling in zwei Schriften, „*Der Erdglobus des Martin Beheim vom Jahre 1492 und der des Johann Schöner vom Jahre 1520*“, Nürnberg 1842, und „*Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Beheim nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet*“, Nürnberg 1853, alles Material zusammengestellt. (Neblich.) Vgl. *Allgemeine Geschichte der Reisen* XIII, S. V. — 10. Vgl. Gebauer II, 124. Giambattista Riccioli (1598 bis 1671), Jesuit, Anti-Kopernikaner, als Chronolog berühmt, gab seine *Geographia et Hydrographia reformata* zu Bologna 1661 heraus. — Der Mailänder Girolamo Benzone hat seine *Istoria del mondo nuovo* zuerst Venedig 1565 veröffentlicht. Sie ward ins Lateinische übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Urbain Chauveton und in dieser Form von Theodor de Bry (1528—1598) in sein großes Sammelwerk über die Geschichte der neuen Welt aufgenommen. Es ist Lessing entgangen, daß die Bemerkung über die Magellanstraße gar nicht von Benzone, sondern von seinem Übersetzer herrührt, der sie vielleicht von Guillaume Boyel (1510—1581) entlehnt hat. Dieser spricht schon 1561 in seiner *Cosmographica disciplina* von dem „*Fretum Martini Bohemi, a Magaglianesio Lusitano alias nuncupatum*“. (Derjelbe.) — 167. beitriff, daß scheint doch nach Gebauer II, 125 nicht auf Stüven und Doppelmayr zu passen. — *Progrès des Allemands dans les sciences*,

die Druckerei und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historikus hiervon sagt:\*) „Ob übrigens Martin Behem die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Nicciolus,\*\*) dieses aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine sehr ungewisse Sache zu sein. Wenn Hartmann Schedel in seiner lateinischen Chronik schreibet, daß er und Jacobus Canus (der Congo entdeckt hat) über die Äquinoctiallinie hinaus und so weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zu gesehen, ihnen zur rechten Hand gefallen, mag daraus noch nicht geschlossen werden, daß sie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülker, Wagenheil, Stüven und Doppelmayr angezogen, sprechen davon nichts, und die größte Schwierigkeit finde ich in der Anno 1492 von Behem gefertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayr hat diese Erdkugel in Kupfer vorgestellt, und je länger ich sie betrachte, je weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern Christophoro Columbo und Ferdinando Magellano ihren bisher gehaltenen Ruhm zweifelhaft machen können.“ — Und an einem andern Orte\*\*\*) fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, Vesputius aber das eigentliche Amerika entdeckt oder doch in der alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst recht große Erfinder sind, haben hier keinen Teil, nachdem Martin Beheims Verdienste hier nicht zulangem wollen, und müssen diese Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre denn, daß wir dieses vor unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte Teil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo

\*) Erster Band, S. 124, in der Anmerkung.

\*\*) Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Nicciolus bejahe. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: „Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, sive suo pte ingenio, ut erat vir Astronomiae, Cosmographiae et Physices gnarus, sive indicio habito a Martino Bohemo aut, ut Hispani dicitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauelero, qui forte incidit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem“ etc. *Geographiae et Hydrographiae Reform. Lib. III. cap. 22, p. 93.*

\*\*\*) Erster Band, S. 139.

les belles-lettres et les arts, particulièrement dans la poésie et l'éloquence, Amsterdam 1752 [3. Aufl. Leyden 1768 S. 47—50]. Der Verfasser ist Jakob Friedr. von Biefeld, starb 1770. [Vgl. den Anhang zur „Dramaturgie“.]

7. Hartmann Schedel, eines Nürnberger Arztes, Chronik, 1493, S. 290. — 17. Erdkugel, Tab. I. (Gebauer.)



oder Americus ist nichts anders als der gute deutsche Name Emrich, und Amerika folglich so viel als Emrichsland.“

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparteilichkeit erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorgfältige Untersuchung treibet. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des  
 10 ist regierenden Königs von Portugal, Johann dem Fünften, daß er gegen seinen Adel wielmals gesagt: „König Johann der Vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich für euch; allein ich, der ich Herr bin de jure et heredad, fürchte mich nicht für euch und werde euch nicht lieben, als insoferne euch eure Ausführung meiner  
 15 königlichen Achtbarkeit würdig machet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich hiebei gedenken muß. Es wird T. III. c. 4.  
 20 von der Widerrufung des berühmten Edikts von Nantes gehandelt und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux, Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Un-  
 25 geheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sünden zu tilgen sei, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sei so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruwigni eines Tages sich herausgelassen  
 30 habe, er wolle zufrieden sein, daß eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzeri dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruwigni ist der berühmte Marquis von Ruwigni, Heinrich, der bei der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause das König-  
 35 reich hat verlassen und sich nach England begeben dürfen. Histoire de l'Edit de Nantes, par Benoit, T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem irländischen und spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan,

13. de jure et heredad, von Rechts und Erbschafts wegen.

zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem König Ludwig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edikt gegeben, Ludwig XIII. solches erhalten, er selber es bestätigt habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des königlichen Rats gebrochen 5 werde, worauf der König soll geantwortet haben: 'Mon grand Père vous aimoit, mon Père vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime.' Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobei unten die geschriebenen Mémoires des Bischofs 10 von Agen angezogen werden und der lateinische Vers beigefügt wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

Es wäre doch was Sonderliches, wenn zween so große Könige einerlei Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludwig; denn er soll das noch vor der Aufhebung 15 des Edikts von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Portugal noch nicht geboren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben, was König Ludwig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände 20 angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bei reiferer Überlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Großen als auf König Ludwig und seine Hugonotten schieße. Es braucht also dies einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den französischen 25 Skribenten nicht ungewöhnlich ist, bei einem artigen Einfall über die historische Wahrheit wegzuschreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den lateinischen Vers nicht gebraucht, viel weniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweistümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind." 30

Ich bin in stande, einen Teil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historikus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beide aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nämlich, was ich von Heinrich 35 dem Vierten zufälligerweise gefunden habe: „Quelques-uns se plaignoient, que le Roy ne tiendroit point ce qu'il avoit promis

aux Huguenots, sçavoir, ne feroit point publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisieme son prédécesseur leur avoit toujours tenu parole; il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit et ne vous aimoit pas, mais moi je vous aime et ne vous crains pas.*“ Diese Stelle steht unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinegref dem zweiten Theile seiner denkwürdigen Reden beigelegt und übersetzt hat. Was erhellet aber unwider-  
 10 sprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der Vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht, ich aber liebe euch und fürchte euch nicht; und Ludwig XIV. fühlte sich groß genug — keines von  
 15 beiden zu thun, und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein großer Verstand, ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludwig XIII. einfältig genug war, sich sowohl  
 20 für alles als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugonotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die große Rolle bei weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielt hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was  
 25 nicht sollte gelesen haben?

X. Den 7. September 1759.

Dreiundfünfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bei seinem Werke gebraucht oder angezogen  
 30 hat, und vermiste von ohngefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugal auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Cardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig und regierte zu kurze Zeit, als

7. Julius Wilhelm Zinegref, „Deutscher Nation Denkwürdiger Reden, Apophthegmata genannt, Ander Theil“, Leipzig 1693, S. 93, in der von Lessing benutzten Ausgabe S. 115.

daß er das Königreich bei seinem Tode nicht in der äußersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der Vornehmsten und, wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche 5 Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugal gerechnet, wie es wohl die französischen und englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheint aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen durchlauchtigen Unglücklichen so 10 kennen zu lehren, als er von der unparteiischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Saintonge beschrieben, und diese kleine Lebens- 15 beschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdamer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermute ich, nicht viel älter sein. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines 20 Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht gleich auf dem Titel derselben einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nämlich, sich der Memoires des Gomez Vasconcellos de Figueiredo bedienen zu haben.\* Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die aller- 25 getreuesten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennt Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: „Aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte.“ Ich selbst 30 würde der bloßen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand; eben der Gomez Vasconcellos de Figueiredo, auf welchen sich die Frau von Saintonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater ge- 35

\* Histoire de Dom Antoine, Roy de Portugal, tirée des Mémoires de Dom Gomez Vasconcellos de Figueiredo, par Mad. de Saintonge. In Duodez.

14. Louise Geneviève Gillot, Madame de Saintonge (1650—1718), „Poésies“, Dijon 1714. — 27. Gebauer, II, 4 f.

erbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historikus wider sie einwenden?

5 Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bei unserm Gebauer berichtigen oder in ein größers Licht setzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Parteilichkeit der Fr. von Saintonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bei ihr  
 10 außer Zweifel. Ihr zufolge hatte sein Vater, der Herzog Ludwig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sei.\*) Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst bis zu seiner Zurückkunft aus Afrika bloß für einen  
 15 natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.\*\*) Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr sein. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreizehn Jahr von dem  
 20 Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitem Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich  
 25 führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Kardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Parteilichkeit noch mehr. Der Kardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: „il étoit vieux et usé, c'en devoit être assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin.“ Warum läßt  
 30 sie uns außer dem Alter und der Krankheit noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: „Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empêcher de languir.“\*\*\*) Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs und ließ ihn aus der Welt  
 35 schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern

\*) S. 18.

\*\*) S. 26.

\*\*\*) S. 31, 32.

10 f. Herzog Ludewig von Beja, vgl. Gebauer I, 217. — 36. Vgl. ebd. S. 220. 222 f. — 37. Vgl. jedoch ebd. S. 225.

genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich forge, die Fr. von Saintonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das, worin man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bei folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Terceira, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sei nicht erschlagen, sondern entkommen und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des König Heinrichs Tod und seine Erhebung denen auf Terceira wissen ließ, waren sie dessen wohl zufrieden, und ob sie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bei Meantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angeborenen König beständig, zumal da Cyprian von Figueiredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bei diesen Gedanken erhielt und Petrus Baldes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war.“\*) — Herr Gebauer ist hier wider seine Gewohnheit sehr zorkis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Wahrmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier angeführt haben, wenn er sie gefannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornamen des Figueiredo gefolgt sein, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach richtiger wissen müssen als alle andere Skribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueiredo und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,\*\*) Gouverneur auf Terceira und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboli, Ruy Gomez, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugal hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Baldes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueiredo durch seinen stand-

\*) S. 4, 5 des zweiten Bandes.

\*\*) S. 60 und 3.

haften Mut fruchtlos machte. Baldes oder, wie ihn die Frau von Sain-  
 tounge ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde war ein  
 von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg  
 könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte sich nicht einbilden, daß  
 5 man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete  
 doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht.  
 Er ward gänzlich geschlagen und kam, mit Schande und Verwirrung  
 überhäuft, nach Portugal zurück. Philippus ließ ihn noch dazu  
 in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne  
 10 seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe, und Baldes bedurfte  
 der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden  
 Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweiter  
 Versuch auf Terceira unternommen, welcher noch unglücklicher ab-  
 lief. Herr Gebauer scheint von diesem gar nichts zu wissen;  
 15 die Frau von Sain- tounge aber erzählt folgendes davon: Der  
 Gouverneur (Figueiredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt,  
 daß ein minder unerschrockener Mann als er eher an eine vorteilhafte  
 Kapitulation als an die Verteidigung würde gedacht haben. Seinen  
 Mut aber habe nichts erschüttern können, und er sei auf eine List  
 20 gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nämlich  
 eine große Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen und sie an  
 dem Tage der Schlacht mit brennenden Linten auf ihren Hörnern  
 mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen fortreiben lassen.  
 Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden  
 25 geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie  
 hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet  
 und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine ge-  
 meine Tapferkeit zureichend gewesen sein würde, sie zu überwinden.  
 Das Meckeln sei erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten  
 30 wären nur zwei entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden  
 verkrochen gehabt. Diese zwei hätten losen müssen, und der, den  
 das glückliche Los getroffen, habe die Nachricht von dieser schreck-  
 lichen Niederlage nach Portugal überbringen müssen.\*)

So glücklich nun aber Figueiredo in Terceira war, so hielt  
 35 es doch Antonio für noch vorteilhafter, wenn er einen so tapfern  
 Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach

\*) S. 75, 76.

20 ff. Dieser Schlachtbericht erinnert freilich an die bekannte List des Hannibal und an die Erzählung aus der Schlacht von Döppingen, die uns aus Nhlands Ballade bekannt ist.

Frankreich überkommen und vertraute Terceira dem Emanuel von Sylva an. Die Frau von Saintonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen sein, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worin er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugal verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Saintonge zufolge aber hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche von Calais aus, wohin ihn das Enkhäufische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581, und ich finde, daß Camden in seinem „Leben der Königin Elisabeth“, wie auch aus ihm Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweiten Reise nach England brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien während den Unruhen der Ligue in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen sein, und die Frau von Saintonge erzählet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth,“ sagt sie, „lud ihn auf das inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es also und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen und schickte sie ihm bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem Vermelden, daß er sich von der großen Schäferin des Landes allen möglichen Beistand zu versprechen habe. In allen Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger als für einen seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen.“ — Dieser sein zweiter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don Antonio glaubte sich nun-

15 f. „Leben der Königin Elisabeth“, Frankfurt a. M. 1616, S. 338. Gebauer I, 235 f. — 16. Rapin, übersetzt von Pauli V, 279. — Paul de Rapin-Thouras' (1661 bis 1725) Histoire d'Angleterre erschien in 13 Quartbänden in Haag 1727—36 und ist die Quelle zu Schillers „Maria Stuart“.



mehr von Heinrich dem Vierten einen nachdrücklichen Beistand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht so befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV. durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Roche, versichern ließ, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen sein werde. Er ging also nach Calais über und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich zeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen, ließ ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß, wenn er bei seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig sein wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabei lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Atem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gömme, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio dem König sehr an, ihm mit einer Summe von 26 000 Thalern beizuspringen; weil aber Heinrich sein bares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach, es das folgende Jahr wiederzugeben. Clermont d'Amboise war bereits ernannt, die Truppen zu kommandieren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschloffen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzählet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bei dem man, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob er auch eitel genug war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besonderste, was ich sonst bei der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzählt sie ein Liebesabenteuer, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weit-

läufig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheiratet, kann keine andere sein als die Prinzessin von Montelcone, mit der er sich, zufolge der *Histoire Généalogique de la Maison Royale de France*, verbunden hat; wobei es mich aber wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg und eine Dame Italienne nennet und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludwig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vizekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater, dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Kapuziner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe. G.

## Vierter Teil.

III. Den 18. Oktober 1759.

15

### Dreihundsechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vor's erste sein Trauerspiel „Lady Johanna Gray“! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden, in der Schweiz nämlich, und wie man sagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie,“ sagt er, „ist dem edeln Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunütigen.“ Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stück's machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes

3f. *Histoire ... France*, I, 611 f. (Gebauer II, 14.) — 10f. Don Emanuel, Gebauer ebd. — 21. aufgeführt worden, Donnerstag, den 20. Juli 1758 in Winterthur von der Adermannschen Gesellschaft.

Mädchen, die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was.

5 Sie sind alle in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figurlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen

10 eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorzisieren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So

15 hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischof Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder

20 lange genug wird unter den Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,\*) μήτε τι φαῦλον ἀρετῆ προσεῖναι, μήτε κακία χρηστόν;

25 er wird finden, daß ἐν τοῖς πράγμασι καὶ τῷ βίῳ τῶν πολλῶν der Ausspruch seines Euripides wahr sei:

Ὄνκ ἂν γένοιτο χωρὶς ἐσθλὰ καὶ κακά,  
 Ἄλλ' ἐστὶ τις σύγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen

30 in dem Menschen wird erkannt, wird studieret haben, alsdenn geben Sie acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis ist hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauer-

\*) Plutarch.

24. μήτε ... χρηστόν, daß weder der Tugend etwas Schlimmes, noch dem Laster etwas Gutes beigelegt sei. — 25. ἐν ... πολλῶν, in den Handlungen und dem Leben der meisten. — 26. seines Euripides sagt Lessing, weil Wieland in der Vorrede zur „Johanna Gray“ erzählt, er habe sich die Simplizität des Euripides zum Muster vorgestellt. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften IV, 787. — 27 f. Coles und Schlimmes nicht von einander getrennt sind, sondern eine gewisse Vermischung stattfindet. — Dieser Vers gehört zu einem Fragment von Euripides' Aolus. — 33. De audiendis poetis c. 7 (Moralia II, p. 25 C). Über die Plutarchische Stelle und die vollkommen tugendhaften Charaktere handelt Mendelssohn in Br. 66 und 145.

spiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan seiner „Johanna Gray“ einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der „Bibliothek“ es bereits gethan haben,<sup>\*)</sup> und es so gethan haben, daß die Kritik selbst damit zufrieden sein muß. Ich unterschreibe ihren Tadel, noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Silbenmaßes, des Stils, des Vortrags erteilet haben. Alles, was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, besteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bei dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges Mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu schlafen bekommt.

Doch lassen Sie mich nicht wie ein Gottschedianer kritisieren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte, und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen, ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand griechisch und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vorteil zieht.

<sup>\*)</sup> Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes zweites Stück, S. 785.

16. Tour für „Tower“, wie wir jetzt gewöhnlich, und auch die Hempelsche Ausgabe, schreiben, steht auch bei Kapin, überlegt von Pauli V, 124. — 37. S. 785—802, unterz. S. also von Mendelssohn.

— — „Nimmer werden uns  
Bei Platon's göttlichen Gesprächen  
Die holden Stunden zu Minuten werden!“

läßt er das Mädchen ausrufen, und der Leser macht sich in allem  
5 Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponieren zu  
hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er,  
das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen.  
Sie ist ohnedem eine Erzpédantin, der manchmal weiter nichts  
fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citiere! Man höre nur:

10 — „Was gut, was schön, was edel ist,  
Was erst den Menschen, denn den König bildet,  
Des ersten Edwards väterlicher Sinn  
Zu seinem Volk und Richards Löwenmut,  
Der kluge Geist des Salomons der Briten,  
15 Das ganze Chor der Schwestertugenden,  
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weiheten,  
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn  
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,  
Er hat um Weisheit, und er ward erhört!  
20 Umsonst erbot ihm mit Sirenenlippen  
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.  
Wie Hercules verschmäht' er sie und wählte  
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!“

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen  
25 ist etwas darin: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich  
durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley,  
sei bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter  
adoptiert diesen häßlichen Umstand, der uns von dem Guilford  
30 eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Ge-  
mahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als  
ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit reimet sich zu  
dem edeln Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst  
gegeben hat, im geringsten nicht.

35 Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumber-  
land als der feigste Böfewicht gestorben sei und noch auf dem

5. exponieren, vgl. Schiller (Nat.-Litt.) III, 20, 3. 11. Bürger S. 287, 3. 2. Jean Paul (Nat.-Litt.) II, 61. W. v. Goen erzählt in seiner Autobiographie S. 17 von der lateinischen Schule zu Ludwigsburg: „So ging es in der zweiten (Klasse) an das Exponieren der in den eingeführten Schulbüchern enthaltenen Aufsätze.“ Noves Lady Jane Gray in Juchbalds Sammlung XIV, 46.

Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Anteil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der „Bibliothek“ mit Recht sagen, ist 5 Johanna mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und, der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stück's 10 schnurstracks zuwiderläuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der „Parisischen Bluthochzeit“ stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens 15 aber genau bei den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück sein, und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser 20 nämlich: ich finde, daß die deutsche „Johanna Gray“ in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern, sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz 25 leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphierte über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Kalummie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphiert. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründeterm 30

5. „Bibliothek“ IV, 801: „Wir interessierten uns anfangs sehr für die leidende Tugend der Johanna; aber wir erfahren jetzt, daß sie sich über die Ihrigen mehr zu beklagen hat als über ihre Feinde. Sie ist mehr eine betrogene als eine verfolgte Unschuld.“ — 12. „Die Parisische Bluthochzeit König Heinrichs von Navarra“, Trauerspiel von Gottsched (Schaubühne VI, Nr. 32). — 24. Highwaymen, Wegelagerer. — 27 ff. J. Lander hatte in seinem Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his Paradise lost, London 1750, sogar zwei Deutsche angeführt, den Jesuiten Jakob Masenius und den bekannten Humanisten und Humoristen Friedrich Taubmann, und Gottsched hatte dies, um einen Schlag auf die Verehrer von Alopheos „Messias“ auszuführen, im „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit“, 1752, triumphierend verklärt. Aber noch in demselben Jahre wurde Milton von Douglas und ein Jahr darauf von Fr. Nicolai siegreich verteidigt. Vgl. Litteraturbriefe X, 311 (Nicolai): „Wenn selbst ein Lander rot wird und seiner niederträchtigen Erbsicht wegen vor seiner ganzen Nation Abbitte thut: so kann er (Gottsched), mehr als Lander, noch fortfahren, den unsterblichen Milton einen gelehrten Dieb zu nennen.“

Beispiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdes mein englischer Plagiarius nicht sein; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

— — — „Doch wenn Edward wirklich  
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schwesterkinder  
Zu übertragen, ist die Reihe denn  
An' mir? — — Was müßte meine Mutter sein,  
10 Ich mir der Thron gebührte?“

und ihre Mutter antwortet:

— — — „Deine Mutter!  
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter  
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin  
15 Der ganzen Welt zu sein!“

Diese vortreffliche Stelle, sage ich, die so hervorstricht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

20 Ev'n you my gracious Mother, what must you be  
Ere I can be a Queen?

*Duchess of Suffolk.*

That, and that only,  
Thy Mother; fonder of that tender Name,  
Than all the proud Additions Pow'r can give.

25 Der Beschluß künſtig.

IV. Den 25. Oktober 1759.

Beschluß des dreiundſechzigſten Briefes.

Nicht schlimm überſetzt! Gewiß, man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſein, der etwas ebenſo Schönes auch wohl aus  
30 ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wielanden in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke faſt erreicht hat.

16 f. daß . . . ausgezogen haben, Bibliothek IV, 789. — 18. fein, ſo leſen die Originalausgaben. Redlich will Lachmanns Konjektur „ſein eigen“ vorziehen. Vgl. oben S. 260, Z. 19: „Er ſpricht ſein lächerlich!“, wo v. Matzahn (und alſo wohl auch Lachmann) ſchreiben: ſein lächerlich! — 31 f. daß er . . . erreicht hat, vgl. Bibliothek IV, 789.

## Wieland.

— — — — — „Ach, Kerkerbande  
 Und Schwert und Flammen sind den Heiligen  
 Gedrünt, den unbeweglichen Bekennern  
 Des Evangeliums! — Die Grausamkeit 5  
 Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,  
 Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird  
 Des Speers geweihtes Eisen färben!“ —

## Der Engländer.

— — — — — Persecution, 10  
 That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;  
 See where she comes in *Mary's* priestly Train!  
 Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,  
 Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting  
 O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year 15  
 Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;  
 Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,  
 Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

## Wieland.

„Heil dir, Prinzessin, Heil dir, Enkelin 20  
 Von alten Königen, du schönste Blume  
 Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme!  
 Durch deren Eifer, unter deren Schutze  
 Die göttliche Religion der Christen  
 Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken 25  
 Gereinigt, siegreich über alle Länder  
 Erheben soll, durch deren klugen Scepter  
 Gesetz und Freiheit, Fleiß und Überfluß  
 Und Wolle diese segensvolle Insel  
 Zur Königin der Erde krönen sollen. 30  
 Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,  
 Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!  
 Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!“

## Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings, 35  
 Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring  
 Of *York* and *Lancaster's* united Line;  
 By whose bright Zeal, by whose victorious Faith  
 Guarded and fenc'd around, our pure Religion,  
 That Lamp of Truth which shines upon our Altars, 40  
 Shall lift its golden Head and flourish long;



Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,  
 The plenteous Year shall roll in long Succession;  
 Law shall prevail and ancient Right take place,  
 Fair Liberty shall lift her chearful Head,  
 5 Fearless of Tyranny and proud Oppression;  
 No sad Complaining in our streets shall cry,  
 But Justice shall by exercis'd in Mercy.  
 Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

10 „Bewünscht sei mein fataler Rat! Bewünscht  
 Die Zunge, die zu deinem Untergang  
 So wortreich war! — Ach, meine Tochter,  
 Mir bricht mein Herz.“

Der Engländer.

15 Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue  
 That pleaded, for thy Ruin, and persuaded  
 Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!  
 My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl und lernen Sie hieraus, wie be-  
 20 kannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vierundsechzigster Brief.

So? Vermuten Sie, daß hinter meinem Engländer, der den  
 Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke?  
 25 Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter *Lawder*, die  
 englischen Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich!  
 Nein, nein, mein Engländer existiret und heißt — *Nicholas Rowe*.  
 Was kann Herr Wieland dafür, daß *Nicholas Rowe* schon vor  
 vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

30 Aber Scherz beiseite! Es sei fern von mir, dem Herrn  
 Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei seinem  
 Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt  
 hat! Mich befremdet weiter nichts dabei als das tote Stillschweigen,  
 welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn  
 35 er dem *Rowe* nur noch bloß einzelne Stellen zu danken hätte!  
 Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken, und ich

27. *Nicholas Rowe* (1673—1718) Herausgeber *Shakespeares*, Verfasser verschiedener  
 moralisirender Tragödien; seine „*Tragedy of the lady-Jane Gray*“ erschien 1715.  
 Vgl. über ihn V, 365.

kann ohne die geringste Übertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen „Johanna Gray“ mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guil- 5  
ford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maßregeln genommen hat, die Nach- 10  
folge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nötig, und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beschleunigen, so wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verrät in einer Monologue weitaus- 15  
sehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna noch vor Edwards Absterben mit seinem Sohne, dem Guilford, vermählt werde. Der Graf von Pembroke kömmt dazu, ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht. Pembroke stutzt darüber um 20  
so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohn ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sei, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab und sagt, daß er des Pembrokes im geheimen Räte 25  
erwarte. Pembroke bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sei. Er hält den Vater für ebenso aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er ihrer Rivalität ungeachtet eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf ebendenselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müßte! Pembroke kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna 35  
ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rat gerufen und bedingt sich von seinem Freunde nur

13. beschleunigen, zu der Schreibung vgl. Marigny, Geschichte der Araber (übersetzt von Lessing I, 254). Auch V, 56, Z. 13 wäre „schleunig“ zu schreiben gewesen.

noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenerzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem  
 5 sich ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte soweit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrokes aber hat er aus seinem Stücke ganz und  
 10 gar auszuschließen für gut befunden, als eine Person ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembroke kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna ver-  
 15 mäht ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äußersten Entzückung über sein nahes  
 20 Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Zudem tritt sie herein und verkündigt den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bei dem Herrn Wieland die folgende:

„O Gott, — — — — —  
 25 — — — — — nimm mich zu dir,  
 Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls  
 Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben  
 Und deinen Willen thun! — O, meine Seele  
 Lecht lange schon, dein Angesicht zu schauen!  
 30 Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,  
 Bei dir zu sein! Und doch um derer willen,  
 Die zu dir weinen, laß mich länger leben!  
 Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,  
 Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.  
 35 Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner  
 Geisch!'“ &c. —

Zu dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken, sie ist ganz fein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein sterbender

König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

— — — — — Merciful, great Defender!  
 Preserve thy holy Altars undefil'd.  
 Protect this Land from bloody Men and Idols,  
 Save my poor People from the Yoke of *Rome*  
 And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschließen den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefassten Entschluß wegen ihrer schleinigigen Verbindung beibringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembroke sieht ihn verwirrt und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählich darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembroke gerät in Wut, beschuldigt ihn eines verräterischen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art seine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raserei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembroke. Der Bischof hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembroke dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rat sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet sie auf die große Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland nebst anderen Herren des geheimen Rats, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweiten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pem-

broke und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembroke soll ab-  
 5 geführt werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmete Pembroke ist über dieses Verfahren  
 10 betroffen und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weise als durch die anscheinende Gefangen-  
 15 einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Ausöhnung, bei der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembroke fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) hereintritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über  
 20 die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu nuze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwätzt haben sollte. Guil-  
 25 ford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rat verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert, Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Suffer und Gardiner mit der Wache und nehmen alle drei im Namen der Königin Maria gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigen Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nötigen Befehle erteilet.  
 30 Zu ihm kömmt Pembroke. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne; er eilet also zur Maria, ihr diese un-  
 35 zeitige Gnade auszureden, und Pembroke begiebt sich zu seinem Guilford. Ist wird die hinterste Scene aufgezo- gen, und man sieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford

20 ff. Diese Scene ... haben sollte. Vgl. oben S. 328 f.

Leffings Werke 7.

tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembroke kömmt und ihnen seine fröhliche Botschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheint und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beide zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembroke verwünscht den Geist der Verfolgung — und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrokes herausgerissen und die letzten drei Aufzüge in fünf ausgezehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

„Und selbst — o Scheusal! — deine Räte selbst,  
 Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,  
 Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben  
 Getreu zu bleiben, alle sind Verräter,  
 Verdammte Heuchler! — Pembroke, ach! mein Freund,  
 Mein Pembroke selbst, vom Gardiner betrogen,  
 Ziel zu Marien ab.“

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembroke hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt. Aber nun werden Sie dieses Rätsel auflösen können. Es ist eben der Pembroke des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und so der ihm dafür, den Pöffen thut, sich gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen.

17. dem, v. Matzahn's, Hempel's und Gofche's Ausgaben schreiben „den“, ohne Not. Vgl. Goedeke's kritische Schiller-Ausgabe V, 1, S. LXIX. Ich führe nur zwei Stellen aus dem „Nathan“ an: III, 1, S. 33, V. 643. S. 175, V. 3586 f. — 20. aufgehabnen, vgl. oben S. 186, 3. 20.

V. Den 2. November 1759.

Fünfundsechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämtlichen berühmten Lehrern der  
 5 Schulen in und außer Deutschland zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders als ein Bettel-  
 brief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik deswegen  
 machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreimal gedruckt worden  
 10 und der Herr Autor darüber ein Kompliment aus Wien und aus Chur im Graubündnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zeitschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren  
 15 Rektoren und Konrektoren in jedes Duzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreizehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn notwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprech-  
 20 lich wäre, daß seine Sprachkunst vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden verdiente, hätte ein großer Mann, wie er sein will — denn alle große Männer sind bescheiden — einen

2. Vgl. Lessings Recension von Gottscheds „Grundlegung“ u. s. w. IV, 7. — Nicolai in den Literaturbriefen X, 323 ff.: „Weil ich doch einmal auf das liebe ‚Neueste‘ (Zeitschrift Gottscheds) gekommen bin, so muß ich Ihnen eine Umwertung hersetzen, die mir eben einfällt. Sie werden sich erinnern, daß unser seliger Herr D. (Lessing) Ihnen vor ein paar Jahren eine Verteidigung des Herrn Heinz gegen eine ungezogene Recension in eben diesem ‚Neuesten‘ überscrib. Darüber ist die Gottschedische Schule aufgewacht und hat auf unsere Briefe losgebonnert wie — ein Lichtpuzer in der Komödie donnert; mit großem Gepaffel, aber ohne Wirkung! Insbesondere hieß es immer, Herr D. habe gar keine Gründe geführt und sage selber, man solle ihm nur auf sein Wort glauben. Sie wissen aber, daß Sie damals die Gründe, die er Ihnen in dem ersten Briefe zu verliagen schien, in zwei oder drei nachfolgenden Briefen gelesen haben, worin er weitläufig erörterte, warum Herr Heinz in der Hauptsache vollkommen recht habe, und warum er in vielen Nebendingen mit demselben nicht einig sein könne. Er zeigte, daß Herr Gottsched offenbar die deutsche Sprache bloß nach Art der lateinischen behandelt habe und sich von seinen Vorgängern durch nichts als durch unverzeihliche Fehler unterscheide. Nun muß ich Ihnen nur sagen, wie es zugegangen ist, daß diese Briefe nicht gedruckt worden. Als der erste abgedruckt war, so ersuchte uns ein Gelehrter, dem wir Ehrfurcht schuldig zu sein glaubten, vielleicht aus unbedienter Hochachtung gegen Herrn Gottsched, diesen Streit nicht weiter fortzusetzen, indem er uns zu weit führen möchte; die Umstände waren so beschaffen, daß man dieses nicht wohl abschlagen konnte; die Briefe wurden also zurückgenommen und sind hernach unter andern Papieren verworfen worden. Herr D. hielt es auch bei einer abermaligen Ausforderung nicht der Mühe wert, sie noch einmal zu schreiben, indem er fand, daß der eine Teil schon überzeugt war, und der andere nie überzeugt werden könne.“ — 5 ff. muß man . . . halten? Vgl. Kunze, „Beleuchtung u. s. w.“ S. 15. — 9 ff. weil . . . erhalten hat? „Deutsche Sprachkunst“, Vorrede S. III. IX. XXI.

dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabei verhalten? Sehr leidend; doch scheint es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflektirer hätten. Denn ich forge, ich forge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rektor zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat.\*) „Da das Werk,“ hebt er seine Vorrede an, „welches diese Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben war, so hat, deucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel zutrauet, schon längst eine Kritik darüber vermuten müssen; und da unter so vielen Schullehrern sich doch meines Wissens keiner dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne Eitelkeit den Vorzug anmaßen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen unter allen mit der größten Achtung erwidert habe.“ — In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort und gestehet endlich, daß freilich seine ganze Beurteilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange,“ sagt er, „auch nichts Unmögliches, berufe mich aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders geraten können, und daß sie gerecht sei.“

Ich möchte meinen Brief am allerungernsten mit grammatischen Streitigkeiten anfüllen, und Sie wollen überhaupt nicht sowohl diese Streitigkeiten selbst als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Kritik schließt.\*\*) „Wollen wir,“ sagt er, „noch kürzlich zusammen-

\*) Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prologie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage, 1759.

\*\*) Seite 205.

15. kurzen, zu der Form vgl. III, 1, S. 92, B. 1825. v. Matzahn's, Hempel's und Gofches Ausgaben schreiben: kurzem. — 25. gestehet endlich, Vorrede S. III.



rechnen, ehe ich meinen Scribenten verlasse, so ist, deucht mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: daß beide Sprachlehren des Herrn Professor wohl schwerlich mit Einsicht und reifer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heißen können; 5 daß sie ohne Kritik beinahe unbrauchbar sind wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit Herr G. seine Meinungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnlichen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und magern Philosophie vor unwissenden und treuherzigen 10 Lesern ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, das die gewöhnliche Erkenntnis der deutschen Sprache überstiege, und woraus ein grammaticalischer Geist oder ein Naturell, das zur Philologie geboren oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen Statt offenbaret sich durch das ganze Werk eine, enthu- 15 siastische Liebe und eigenjinnige Parteilichkeit des V. für die deutsche Sprache oder vielmehr für seine Meinungen und Vorurteile von derselben, nebst einem allzu großen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbedächtige Urteile und schändliche Verachtung gegen angesehene Schriftsteller oder gar gegen unschuldige Städte 20 und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerlei Frage abhandeln, so wiegt er immer am leichtesten, und der Mangel des Scharffinnes, der Überlegung und einer genug- samen Übung in diesem Felde ist allen seinen Urteilen anzusehen. Die große Grammatik hat vor der andern sonst nichts voraus als 25 die Weitläufigkeit, mit welcher die Sachen nicht gründlicher, voll- ständiger, gelehrter, sondern gedehnter, langweiliger und in einem gewissen schlechten Verstande philosophischer gesagt sind. Zur Probe kann das Kapitel von Nebenwörtern dienen, aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkeiten 30 und thut, als ob vor ihr nicht nur keine deutsche, sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben wäre, und als ob sie alle grammaticalische Begriffe und Einteilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen, worin die Wahrheit verborgen liegt, herausholte, welches in der That weder Gelehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset. 35 Freilich hätte man denken sollen, daß Herr G. viel weiter sehen würde als alle seine Vorgänger, da er sich nicht weniger als vierundzwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner Grammatik genom- men, wie das Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der

24. sonst, bei Seinge: fast.

Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern B. oft aus Bökifern und Frischen verbessern können; hingegen zur Verbesserung dieser Männer aus Gottscheden wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgänger Verdienste zu unterdrücken und ihre Bücher der Jugend aus den Händen zu spielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn uns Deutschen nicht sogar leicht Genüge geschähe, so würde der Herr Professor mit seiner lange erwarteten neuen Sprachlehre schwerlich eine andere Aufnahme erfahren haben als ehemals ein gewisser Poet in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig gelesen, sondern die meisten sparten ihren Appetit nach grammaticalischer Erkenntnis auf das große Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache des großen Beifalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet und ausgefeilet haben, da doch noch ich, nach so vielen gelehrten Erinnerungen so vieler Gönner und Freunde, wie in der andern Vorrede stehet, und nun nach so viel wiederholten Auflagen, gleichwohl noch so viel, ich mag wohl sagen, kindische Fehler darin sind? — Herr Gottsched, „schließet“ er endlich, „hätte daher viel besser gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er die Bökiferischen und Frischischen Grundsätze bloß in bequemere Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht sagen, daß er's hätte thun sollen; denn meiner Meinung nach mußte er gar keine Sprachlehre schreiben, weil die grammatische Muse nach so vielen feindseligen Angriffen, welche er in dem Baylischen Wörterbuche und sonst überall auf sie selbst und auf ihre größten Günstlinge gethan hatte, ihm von jeher nicht anders als gehässig sein konnte.“

Was sagen Sie hierzu, vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich sein, daß einer, ob

1 f. Joh. Bökfers (1641—1695) „Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben“, Cöln a. d. Spree 1690, gab nach seinem Tode der bekannte Lithograph Frisch heraus. Auf beide beruft sich auch Gottsched in seiner Vorrede S. X. Vgl. Kunze, „Beleuchtung u. s. w.“ S. 19. — 9 f. ein gewisser Poet... Heldengedichte, Jean Chapelain (1595—1674) mit seinem Epos von der Jungfrau von Orleans, welches er gegen 1630 begann und erst 1656 erscheinen ließ. Vgl. IV, S. 92, 3. 29.

er schon ein magrer Philosoph und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein feichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sei! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem „Neuesten“\*) gegen ihn gebärdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann, und begegnet dem Rektor mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rektor zum Professor wie der Schüler zum Rektor, da doch das Verhältnis in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal,“ ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker auf, der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum Ritter werden will. Herr Rektor Heinz zu Lüneburg ist von einem innern Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühmten Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dies? Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammenschreiben, dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. Besondere Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht, das gesteht er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, dergleichen die deutsche zu Göttingen ist, werden's ihm vermutlich auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stürmend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben.“ — Wenn werden die schlechten Skribenten einmal aufhören zu glauben, daß notwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Kritik fordert? — „Doch wie?“ fährt das „Neueste“ fort: „hat nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? Es ist wahr, und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit andern eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen?“ — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf ant-

\*) In seinem „Heumonde“ dieses Jahres S. 546.

worten, bei dem die Höflichkeit nicht alles in allem ist, der die Wahrheit für keine Schmeicheleien verleugnet und überzeugt ist, daß die nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht, was das „Neueste“ mit dem „grämischen Ansnarchen“ will, zwei altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen sein. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisieren, als es Herr Heinz thut, und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden Sie darin Grämisches und Ange- schnarchtes? Grämisch ansnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst, und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satirisch sein will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz besorget, es werde bei seinem Stillschweigen die Gottschedische Grammatik ein klassisches Ansehen gewinnen, da er's zumal nicht ohne Galle bemerkt, daß bisher alle seine Herren Kollegen stille dazu geschwiegen; weßwegen er glaubet, es sei besser, daß einer, als daß keiner das Maul auf- thue und diesem großen Unheile steure und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubnis fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sei, weil er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben widersetzt. Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst hat schon mehr solche grimelige Anfälle überstanden und stehet doch noch. Sie wird gewiß den seinigen auch überstehn.“ — Welche Schreibart! Und wie wichtig ist das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der „Sekundaner Kunz“ folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem „Heumonde“ des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herrn Heizen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der „Göttingischen gelehrten Zeitung“ in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deut-

28 f. Herr ... folgt! Da mir Gottscheds „Neuestes“ nicht zur Hand ist, so weiß ich nicht, ob dieser Witz in Verbindung steht mit dem an mein Exemplar der Heinzeschen Schrift angebundenen Werk: „Georg Christoph Kunzens, Rectors der Schule zu Bärenberg und Mitgliedes der deutschen Gesellschaft in Leipzig, Beleuchtung einiger Anmerkungen u. s. w. Heinzes“. Vgl. auch ebd. S. 22. — 32 f. kommen ihm ... in den Weg, Heinzes S. 208.

ſchen Geſellſchaft iſt. Er meint, er habe zu dieſer Frechheit nun lange genug ſtille geſchwiegen, und wenn ſie ihn weiter „böſe machten“, ſo werde er einmal aufwachen und ihnen durch den Zuruf:

5 *Tecum habita et noris, quam ſit tibi curta ſupellex*  
ihre Schwäche bekannt machen. — „Wir wiſſen auch nicht,“ fährt hierauf der „Heumond“ fort, „was ihn biſher zu ſolcher Geduld und Gelaffenheit bewogen, zumal da die Göttingiſchen Zeitungen für ein Werk von einer ganzen Societät der Wiſſenſchaften gelten  
10 ſollen, unter deren Aufficht und mit vermutlicher Genehmhaltung ſie herauskommen. Gewiß, in ſolchen Zeitungen verdammt zu werden, iſt kein ſolcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und ungenannter Kritiker heruntermacht. Wer alſo auf ſeinen guten Namen hält, der iſt in ſeinem Gewiſſen verbunden,  
15 von einem ſo unbefugten und gewaltsamen Richter ſich auf einen höhern zu berufen, und den Ungrund ſeiner Urtheile zu zeigen. Nichts als die Verbindung mit der Göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft kann ihn unſers Erachtens biſher abgehalten haben, hier ſo lange ſtille zu ſitzen. Allein wer weiß, wie lange es dauert,  
20 ſo ſchicket er ihr ſein Diplom (nach Hrn. Rat Königs in Haag Beiſpiele) zurück und ſetzt ſich wieder in die natürliche Freiheit, ſeine Ehre zu retten. Biſ dahin kann er ihnen mit dem Achill in der ‘Iphigenia’ zuruſen:

‘Dank es dem Bande bloß, das meinen Zorn noch hemmet,  
25 Sonſt hätt’ er ſchon mein Herz gewaltsam überſchnemet!’“

— Welch eine Drohung! Die arme deutſche Geſellſchaft, wenn ihr dieſes Unglück begegnen ſollte! Ich glaube, ſie würde darüber zu einer wendiſchen. Denn wie kann eine deutſche Geſellſchaft ohne Gottſcheden beſtehen? D.

30 VIII. Den 23. November 1759.

#### Strebzigſter Brief.

Hier iſt etwas von einem Verfaſſer, der ziemlich lange auſgeruhet hat! — Es ſind die Fabeln des Herrn Leſſings.\*)

\*) Berlin bei C. F. Voß in 8°.

5. Perſius IV, 52. [Wohne in deinem eignen Hauſe und lerne einſehen, wie ſpärlich dein Hauſrat iſt.] — 28. wendiſchen, vgl. Gottſched, „Deutſche Sprachkunſt“, Vorrede S. IX und Leſſings Recenſion von „Grandiſon in Görliß“, wo von Gottſcheds Anhängerſ v. Schönaiſch „wendiſcher Grobheit“ die Rede iſt. (IV, 267, 3. 16 f.)

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen, endlich aber habe er sie in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hätte mich,“ sagt er, „bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Klaine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht“ 2c.

Und kurz, hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darin beobachtet, umkehren und Ihnen vorher von seinen beigelegten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst Ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünf. Die erste, welche die weitläufigste und dabei die wichtigste ist, untersucht das Wesen der Fabel. Nachdem die Einteilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte (das ist in solche, die bei der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche De la Motte, Richer, Breitinger und Batteur von der Fabel gegeben haben. Bei der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedient hat, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde,

und zwar allegorisch nicht mit dem darin enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. In der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel

5 für hinreichend hält. „Ein Bild,“ sagt er, „heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke

10 befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Überflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? —

15 Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das notwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.“ — Mit diesem Worte verbindet er aber

20 einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nämlich eine Unternehmung sein müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bei der

25 Fabel nicht stattfindet, zeigt er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeigt, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen

30 Exempel abstrahiret und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beiden letztern,“ sagt er, „muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern

35 braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht“ &c. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser

nunmehr zusammen und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? — Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunsttrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen, dieser nämlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November 1759.

### Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beispielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darin, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis ver- hindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntnis zur lebendigen Erkenntnis, als worauf die Moral bei ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöht werden soll. Er zeigt hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrichten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nämlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeinlich dem Zukünftigen ähnlich sei. Unser Verfasser aber sagt: „Hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn



es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben sowohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit  
 5 des erstern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der  
 10 Natur abzugehen und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Überzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre.“ — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel  
 15 vor und sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Er-  
 dichtung eine Fabel.“

20 Die zweite Abhandlung betrifft den Gebrauch der Tiere in der Fabel. „Der größte Teil der Fabeln,“ sagt der Verfasser, „hat Tiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen  
 25 erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?“ Batteur hat sich  
 30 auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflückt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sei, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können.  
 35 Allein unser Verfasser zeigt, daß die Einführung der Tiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darin vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Tiere und andere niedrige Geschöpfe Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin,

29. quod risum movet, weil er Lachen erregt.

daß die allgemein bekannte Bestandheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir,“ setzt er hinzu, „auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm absteht.“

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Einteilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Einteilung des Apthoniüs ist offenbar mangelhaft. Schon Wolff hat bloß die Benennungen davon beibehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjekten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate, die ihnen zukommen, oder solche, die ihnen nicht zukommen, beilege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Einteilung unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das „nicht zukommen“ einen übeln Verstand machen und man wohl gar daraus schließen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sei, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder ein unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit, und um die alten Benennungen gleichfalls beizubehalten, so nennt er diejenige Fabeln vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig, wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte

der Fabeln oder die Prädikate dieser Subjekte. Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln, und Fabeln, worin erhöhte Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner  
 5 daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig-mythischen, die vernünftig-hyperphysischen und die hyperphysisch-mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübele! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Einteilung der  
 10 Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Tiere zu erhöhen sei, und ob sich die Äsopische Fabel zu der Länge eines epischen Ge-  
 15 dichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Spekulation nicht erschöpfen.

20 In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er charakterisiert den Vortrag des Äsopus und Phädrus und scheinet mit dem Vortrage des La Fontaine am wenigsten zufrieden zu sein. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich  
 25 Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können, und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten sein solle. „Welch Bekenntnis!“ ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis  
 30 mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publika aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts  
 35 über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,\*) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par betise)

\*) Fontenelle.

dem Phädrus nachgesetzt; und De la Motte schrieb über diesen Einfall: *mot plaisant, mais solide!* — Er gehet hierauf die Zieraten durch, deren die Fabel nach dem Bateau fähig sein soll, und zeigt, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kommt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist 5 kühn genug zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon und drohet, seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser 10 Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt als die Absicht, seine eigene Art zu erzählen so viel als möglich zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste und redet von einem 15 besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nämlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Übungen sei, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die 20 wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so rät er, vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden,“ sagt er, „die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen 25 wollen.“ Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt. Aus einigen Beispielen werden Sie sich einen deutlicheren Begriff davon 30 machen können. B. G. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter und macht folgende neue Fabel daraus.

#### Die sechste des zweiten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn 35 der farbichten Pfaue und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf

sie, ihr den betriegerischen Putz auszureißen. 'Lasset nach!' schrie sie endlich; 'ihr habt nun alle das Curige wieder.' — Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: 'Schweig, armselige Närrin, auch  
5 diese können nicht dein sein!' und haßten weiter!" —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Teil zusammengesetzt ist; denn es liegt eine neue Moral darin. „So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch  
10 das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe.“ — Oder die Fabel von den Fröschen, die sich einen König erbeten hatten:

Die dreizehnte des zweiten Buchs.

„Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klotzes eine gefräßige Wasserschlange.  
15 'Willst du unser König sein,' schrienen die Frösche, 'warum verschlingst du uns?' — 'Darum,' antwortete die Schlange, 'weil ihr um mich gebeten habt.' — 'Ich habe nicht um dich gebeten!' rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — 'Nicht?' sagte die Wasserschlange. 'Desto schlimmer.  
20 So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.'“

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhört, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urteilen können. Jedes von den  
25 drei Büchern enthält dreißig Fabeln, und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles sein, was Sie dieses Mal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheint er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht  
30 zu haben.

„Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er:  
35 'Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen,' fiel ihm ein. 'Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.' Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd

auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. 'Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!' Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht."

„Die Schwalbe.

5

„Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennet da ihren wahren Wert nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen und da von niemand als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demütigere Freundin und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach und lernte dafür — bauen."

„Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen und mit eigener Hand den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen. Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stuzte. 'Ich bin Salomo,' sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. 'Was machst du hier, Alter?' 'Wenn du Salomo bist,' versetzte der Alte, 'wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch.' — 'Du hast deine Lektion nur halb gelernet,' versetzte der Geist. 'Geh noch einmal hin zur Ameise und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen und des Gesammelten genießen!'" G.

30

X. Den 6. Dezember 1759.

Einundstiebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, soviel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fing bereits im vorigen Jahre an, eine

33. Ein Gelehrter, Johann Ludwig Nhl (1713—1790), ord. Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. D. Vgl. Br. 282 von Abbt (XVIII, 103).

Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von Des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren als die übrigen. 5 In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheint aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nämlich so viel Beifall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene 10 Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgeteilet haben, sondern daß ihm auch durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrat ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag also ist er in den Stand gesetzt worden, 15 uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundertundneunzig Briefe.\*) Bynkershoek, Beverland, 20 Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gram, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner u. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Duzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu 25 lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwei derselben sind

\*) Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I, libros III priores, continens. Norimbergae, impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

3. Alphonse des Vignoles (1649—1744), bekannt durch seine Chronologie de l'histoire sainte et des histiores étrangères qui la concernent, Berl. 1738. — Der Königsberger Gottlieb Siegfried Bayer (1694—1738), Prof. in Petersburg, war der erste Sinologe seiner Zeit — 6. Stephanus Vinandus Pighius, berühmter niederländischer Philolog (1520—1604). — 11 f. Gerhard Adolf von Münchhausen (1688—1770), Stifter der Göttinger Universität. — 19 ff. Cornelius van Bynkershoek aus Widdelsburg (1693 bis 1745) gehört zu den berühmten niederländischen Romanisten; von Adrian Beverland, seinem Landsmann (gest. um 1714), waren schon 1746 12 Briefe an berühmte Zeitgenossen erschienen; Gisbert Cuper (1644—1716) und Jacob Philipp d'Orville (1696—1751) sind bekannte niederländische Philologen, über letzteren vgl. das 47. Stück der „Dramaturgie“; Joh. Albert Fabricius (1668—1736) ist der berühmte Verfasser der Bibliotheca graeca, latina und mediae et infimae latininitatis; Joh. Georg Grävius (1632—1703), der Verf. des Thesaurus antiquitatum Romanarum [vgl. IV, S. 6, 3. 18]; Joh. Gram (1685—1748), ein dänischer Philolog und Historiker; Joh. Friedrich Schannat aus Ruremburg (1683—1739), Jurist und Historiker; Joh. Peter von Ludewig (1668 bis 1743), Prof. der Jurisprudenz in Halle, um das deutsche Staatsrecht besonders verdient; Conrad Gesner (1516—1565), großer Polyhistor, über welchen vgl. oben S. 218, 3. 25. Von ihm stehen auch im 4. Band der Sylloge einige Briefe; vgl. Litteraturbriefe XVIII, 104 ff. — 26. Die Recension des 4. Bandes in den Litteraturbriefen, von Abbt, XVIII, 103 ff.

an P. J. Spener geschrieben und enthalten wenig mehr als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechs aber an den berühmten Guetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwei ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefähr den Inhalt erraten können. Guetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der klassischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet sein sollten, und er glaubte, daß er sich bei dieser Arbeit auch unsers Leibniz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete, so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bei welchem sich Philosophie und eine gesunde Philosophie anbringen ließe. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschließen,“ schreibt er, „verstehe ich zu wenig von der Arzneigelahrtheit, und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntniß der Ökonomie ab.“ Er wählte also den Marcianus Capella, und das Urteil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vorteilhaft und sollte hinlänglich genug sein, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er iziger Zeit wohl haben mag: Marcianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitionibus scriptorem ejusdam artium liberalium encyclopaediae. Er fing auch schon wirklich an, daran zu arbeiten und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welches Schicksal war es, das

1. Philipp Jacob Spener (1635—1705), der berühmte Vater des Pietismus, seit 1691 Probst zu Berlin. — 2. Pierre Daniel Guet (1630—1721), Bischof von Avranches, seit 1670 Präceptor des Dauphins, für den er 1679 seine *Demonstratio evangelica* schrieb; vgl. IV, 75, 3. 20. — Leibniz hielt sich 1672—76 in Paris auf. — 21. Arzneigelahrtheit, zu dieser Form vgl. Zöcher IV, 725: Cortes-Gelahrtheit. I, 742: Rechtsgelahrtheit. — 26 ff. Marcianum Capellam... encyclopaediae, den Marcianus Capella, einen Schriftsteller von großem Nutzen, angenehm durch Abwechslung, der die Wissenschaften nicht nur freist, sondern in sie einbringt, den einzigen übriggebliebenen Verfasser einer Art Encyclopädie der freien Künste. — 31. Grotius, vgl. oben S. 18, Anm. zu S. 14.



uns derselben beraubte? Saucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung  
 unſers Weltweiſen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben,  
 böshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen  
 Augenblicke finden können, es wiederherzustellen. Leibniz muß  
 5 diesen Verlust noch in Paris erlitten haben; denn in den Briefen,  
 die er 1679 aus Hannover an den Huetius ſchreibet, wird des  
 Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel ſchon längſt  
 aufgegebenen und abgethanen Sache. Saucourt kann übrigens aus  
 dieſem Briefe darin verbessert werden, daß Leibniz den Capella  
 10 ſelbſt aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der  
 Einſicht des Huetius zuzuschreiben, daß er ſich nur mit dieſem und  
 keinem andern Tutor abgeben wollen. Denn Leibniz kannte ſich  
 wirklich beſſer, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch  
 daraus zu erſehen, daß ihm dieſer mit aller Gewalt auch den  
 15 Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er ſich aber abzugeben rund  
 abſchlug, weil er nicht hoffen könne, etwas Außerordentliches dabei  
 zu leiſten. — Übrigens muß es ein wenig verdrießen, daß Leibniz  
 bei dieſer Gelegenheit nicht allein allzu klein von ſich ſelbſt (denn  
 ein beſcheidner Mann kann ſich ſelbſt ſo viel vergeben, als er will),  
 20 ſondern auch allzu klein von ſeiner Nation ſpricht: *Id enim fateor,*  
*tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, dili-*  
*gentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores con-*  
*secutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi*  
*inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere  
 25 man ſich noch, wie es komme, daß die Franzoſen einen deutſchen  
 Gelehrten ſo gering ſchätzen, wenn die beſten deutſchen Köpfe ihre  
 Landesleute unter ihnen ſo erniedrigen, nur damit man ihnen  
 Höflichkeit und Lebensart nicht abſprechen könne! Denn das bilde  
 man ſich ja nicht ein, daß dieſe aus Komplimenten zuſammengeſetzte  
 30 Nation auch das für Komplimente halte, was gewiſſermaßen zur  
 Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drei folgenden Briefe hat Leibniz bei Gelegenheit des  
 Huetschen Werkes „Von der Wahrheit der chriſtlichen Religion“  
 geſchrieben, und ſie enthalten ſehr vortreffliche Gedanken über den  
 35 Gebrauch der Philologie und Kritik. „Die Kritik,“ ſagt er, „die ſich

1. Chevalier Louis Saucourt (1704—1779) in ſeiner *Vie de Leibnitz*, 1760. Vgl.  
 Dutens' Leibniz-Ausgabe I, S. LXXIV. — 20 ff. *Id enim fateor . . . relicta est?*  
 Denn das geſtehe ich, obgleich ich mir weder Genie noch Gelehrſamkeit anmaße, daß ich  
 doch das Lob des Fleißes dann und wann bei billigen Richtern erlangt habe. Und was  
 kann man anderes von einem Deutſchen erwarten, welchem Volke unter den Geiſtesgaben  
 nur die Arbeitsamkeit übrig geblieben iſt?

mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen und Inschriften beschäftigt, ist eine sehr nötige Kunst und zur Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion ganz unentbehrlich. Denn das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verloren, so ist es auch mit den Schriften unsers Glaubens geschehen, und es ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineser oder Mahometaner unsere Religion demonstrieren könne. Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theodorico Veronensi, wie sie bei uns die Ammen unter dem Namen Dietrichs von Bern den Kindern erzählen, von den Erzählungen des Cassiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers, der bei diesem Könige Kanzler war, nicht unterscheiden; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zweifelte, ob nicht Alexander der Große des Königs Salomon oberster Feldherr gewesen sei; gesetzt, es wären uns anstatt des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den zierlichen, aber im Grunde abgeschmackten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer Männer, wie sie ist geschrieben werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder, dergleichen bei den Griechen vor dem Herodotus waren: würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch viel weniger, daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen, welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Morgenländern findet, ist dieses meiner Meinung nach auch das vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen Geschichte ganz und gar nichts weiß, die historischen Beweise, auf welche sich die christliche Religion stützt, nicht begreifen kann.“ — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem Vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die Kritik so stark getrieben und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachlässiget worden. „Die Kritik,“ sagt er, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genähret. Denn es ist kein Übel in der Welt; das nicht etwas Gutes veranlassen sollte. Indem man nämlich von dem Sinne der Schrift, von der Übereinstimmung der Alten, von echten und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte und nur derjenige von den Kirchenskribenten aller Jahrhunderte richtig urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Altertums gehörig umgesehen hatte, so durchsuchte man aufs

genaueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus selbst und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche und des Staats gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzu sehr ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege  
 5 ausbrachen und nach so viel vergossenem Blute die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrei nichts ausgerichtet werde, so bekamen nach wiederhergestelltem Frieden sehr viele vor diesem Teile der Gelehrsamkeit einen Ekel. Und nun fing sich ein neuer  
 10 Periodus mit den Wissenschaften an, indem in Italien Galiläus, in England Baco, Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassendus und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern entgegenzusetzen wußte, Joachim Jung, durch verschiedene  
 treffliche Erfindungen oder Gedanken den Menschen Hoffnung machten, die Natur vermittelt der mathematischen Wissenschaften  
 15 näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersuchen, worin es, wie ich glaube, heutzutage versehen wird, und woher es kommt, daß die Schüler so großer Männer, ob sie gleich mit so vielen Hilfsmitteln versehen sind, dennoch nichts Besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. Ich will nur dieses einzige an-  
 20 merken, daß seit dieser Zeit das Studium der Altertümer und die gründliche Gelehrsamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citieren sorgfältig enthalten, teils damit sie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben scheinen mögen, teils weil es ihrer  
 25 Faulheit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geschene Dinge ankommt, von der unumgänglichsten Notwendigkeit ist und nur durch sie gründliche Untersuchungen sich von einem leichten Geschwätze unterscheiden. Damit also dieses Übel nicht weiter um sich freffe, kann man die Welt nicht ernstlich  
 30 genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sei.“ —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibniz' Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii

10 f. Baco, vgl. oben S. 262, 3. 1; Wilhelm Harvey (1577—1657), Begründer der Lehre vom Blutumlauf; Wilhelm Gilbert, Arzt zu London, starb 1603, berühmter Chemiker und Erfinder nautischer Instrumente; Cartesius und Gassendus, vgl. oben S. 261, 3. 4 f. — 12. Joachim Jung oder Jungius (1587—1657), Mathematiker, Botaniker, Gegner der scholastischen Philosophie. Vgl. Gubrauer, Joachim Jung und sein Zeitalter, Stuttgart 1851. — 33. Marquard Gude aus Rendsburg (1635—1689) als Epigraphiker, Eschiel Spanheim aus Genf (1629—1710) als Numismatiker bekannt; Jaak Vossius aus Leyden (1618—1689), Sohn des Polyhistor Gerbard Johannes Vossius; Nikolaus Heinsius aus Leyden (1620 bis 1681), Sohn des berühmten Daniel Heinsius. Über die beiden letzten vgl. IV, S. 75, 3. 32 ff.

lebten, so nötig war, wie viel nötiger wird sie jetzt sein, jetzt, da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen sein lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde 5 Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnizischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden sein, die alle Hochachtung gegen das Altertum ablegen und von dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein paar elenden 10 Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urteilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdient Bewunderung. 15 Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen sein, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennt, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen die schein- 20 baren Irrtümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und Apollonius verstehet, der wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer bewundern.“

Gewiß, die Kritik, auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten, bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterei, 25 sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibniz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Kontrast machet mit dieser wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftsteller die Denfungsart dieses und jenes grundgelehrten 30 Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden. J. C. Gisbert Cupers. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studierte. Er hält sich stark darüber auf: saeculis superioribus plerosque eruditorum 35 magis stilo operam dedisse quam ritibus, moribus, aliisque praeclaris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis.

22. Apollonius von Perga, um die 134. Olympiade, Verfasser eines berühmten Werks über Kegelschnitte. — 35 ff. saeculis ... illustrandis, daß in früheren Jahrhunderten

Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen praeclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi  
 5 Protreptionem, nam illius nec Graeca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhaerere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris aevi reliquiae et historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis etc.

Unter dessen ist doch in den Briefen dieses Cuper's, deren  
 10 uns eine ansehnliche Folge an den van Ameloveen und an J. A. Fabricius mitgeteilet wird, viel Nützlich's und nicht selten auch Angenehm's. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bei den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern  
 15 die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke De Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei Altäre, den  
 20 einen dem Verstande und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Noῦ* und *Ἀληθείας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sei, Anaxagoras wirklich  
 25 den Beinamen *Noῦς* geführet habe. (Wenn Sie Kühn's Ausgabe des Alianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Alian nicht von zwei Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Noῦ* und nach andern die Aufschrift  
 30 *Ἀληθείας* geführet habe.) Die Betrachtung endlich, die Cuper über

die meisten Gelehrten mehr Mühe auf den Stil verwandten als auf die Erklärung der gottesdienstlichen Gebräuche, der Sitten und anderer trefflichen Dinge, die in den Büchern der Alten enthalten sind.

1 f. praeclaris rebus, trefflichen Dingen. — 4 ff. Recte facis... philosophicis etc., das machst du recht, daß du dir vorgenommen hast, des Jamblichus „Ermunterung“ [zum Studium der Philosophie] herauszugeben, denn an ihm taugt weder der griechische noch der lateinische Text. Ich habe es einst durchblättert, aber ich konnte es nicht gründlich studieren, weil mich mehr die religiösen Gebräuche der Alten, die Überreste und die Geschichte des Altertums anzogen; auch fesselten mich die philosophischen Spintistereien nicht sehr u. s. w. — 10. Theodor Janßen van Ameloveen, holländischer Mediziner, Theolog und Philolog (1657—1712). — 18 f. De Idololatria, über den Götzendienst. — 25. Joachim Kühn, Professor zu Straßburg, 1647—1697, gab den Alian mit Anmerkungen heraus.

diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctae nostrae religionis christianae mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, et primo quidem Judaeis, inde Christianis, et praecipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quaesivisse in indagacione rerum naturalium, et ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Nomen colerent etc. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen sein. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existierte und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll, so erwarte ich nur einen Wink. G.

### Fünfter Teil.

I. Den 3. Januar 1760.

20

Siebenundsiebzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geschlossen ist.

25

— — — Et est mihi saepe vocandus

Ad partes. — — —

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, solange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schoßhunde und 30

3 ff. Quodsi ... colerent etc., wenn ich also auch diesen unheiligen Dingen die Geheimnisse unsrer heiligen Religion zugesellen wollte: könnten wir nicht daraus schließen, daß Gott die echte Wahrheit den Seinigen allein, und zwar zuerst den Juden, dann den Christen, und besonders den wahren, offenbart habe, daß die Heiden sie schlecht gesucht haben in der Durchforschung der Natur, und daß es Gott so gewollt habe, daß sie weder diese höchste Tugend wie eine Gottheit verehrten u. s. w. — 22. Juvenalis Sat. IV, 1 sq. Da ist Crispinus wieder! — 26 f. Und ich muß ihn oft zu Hilfe rufen. — 30. Hamburg, welches früher einen lebhaften Handel mit Federtielen trieb. Vgl. Dusch, Vermischte Schriften S. 213, 216.

Gedichte, Liebestempel und Verleumdungen, bald nordische und bald allgemeine Magazine, bald satirische, bald hämische Schriften, bald verliebte, bald freimütige, bald moralische Briefe, bald Schilderungen, bald Übersetzungen, und Übersetzungen bald aus dem Englischen, 5 bald aus dem Lateinischen.

— — Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisieren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß 10 und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern sage ich Ihnen dieses Mal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Übersetzungen, und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

15 Eine Duschische Übersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden, wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande!\*) — „Aber wo steht denn da etwas von Herrn Dusch? Sie werden 20 sich irren.“ — Nicht doch, ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke und scheint mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatieret zu sein! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatieren als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in 25 Deutschland geführt wird, nicht bündig genug scheint, — hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen,“ sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Übersetzung beigezet hat, habe ich eine eigene deutsche Übersetzung unternommen.“ — 30 Aus dieser eigenen deutschen Übersetzung nun führe ich meinen ändern, bündigern Beweis.

Er lautet so. — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe\*\*) eine Stelle aus den Schilderungen des

\*) Virgillii Maronis Georgicorum libri IV. Mit kritischen und ökonomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martini, Lehrers der Botanik zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Übersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bei Grunds Witwe und Sölle. 1759 in groß Octav. 2 Alph. 6 Bogen.

\*\*) S. den einundvierzigsten Brief im zweiten Theil.

6. Ein durch keine Tugend geführtes Wunderzeichen! — 22. translatieret, übersetzt. — 27. Martin, richtiger John Martyn, aus London (1699—1768). — 40. Oben S. 256.

Herrn Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche sein sollte? „Iho wieget die Wage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsternis.“ Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwei Zeilen des Virgils sollte gemacht sein, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,  
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum, und ich weiß selbst nicht, aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der 10 Übersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlags gleich gemacht und den Erdkreis in Licht und Finsternis geteilet hat.“ O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen, Herr Dusch! — Urteilen Sie selbst, ob es wohl wahr- 15 scheinlich ist, daß zwei verschiedene Skribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben. Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Übersetzer müssen eins sein, und müssen eins sein in Herrn Dusch!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, 20 warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatz noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: Weil er ihn für keinen Fehler hielt, weil er ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale beging, meine Kritik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Nr in seiner Übersetzung leider 25 schon abgedruckt. Einen Karton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verraten haben, und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nämlich, die ich damals 30 anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos  
Ardebat coelo et *medium* sol igneus orbem  
Hauserat,

hat er das *medium orbem* richtig übersetzt, ob es gleich auch hier 35 Ruäus falsch versteht, indem er *medium orbem* hauserat durch *siccaverat medium orbem* giebt, aus welchem *siccaverat* es unwidersprechlich erhellet, daß er unter *orbem* den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß den Herrn Dusch hier



sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben als ich. Denn Martin merket bei dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sei, weil Virgil sage, die Sonne habe die Mitte oder die Hälfte ihres Laufes vollendet. Aber doch  
 5 will ich noch wetten, daß Herr Dusch bei der Übersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkfettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung sein. —

Denn was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten:  
 10 „Wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemacht und den Erdfreis in Licht und Finsternis geteilet hat“ noch einen recht-häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

*Libra die somnique pares ubi fecerit horas etc.*

15 Man findet sie aber auch so:

*Libra dies somnique pares etc.*

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber mußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl  
 20 genommen, da er übersetzt: „wenn die Wage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht“? Die Wage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bei Herrn Duschen in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Wage die Stunden  
 25 des Tages und des Schlafes gleichgemacht 2c. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze hinzu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen, so hätte er ihn  
 30 unmöglich begehen können. „Bei den alten Römern,“ sagt Martin, „endigte sich der Genitiv der fünften Deklination in es; also war Dies eben das, was wir jetzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe auf Glauben des Aulus Gellius Dies dafür gesetzt;  
 35 er sagt nämlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *dies scripsit pro diei in hoc versu:*

*Postremae longinqua dies confecerit aetas.*

Ciceronem quoque affirmat Caesellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Caesellius ait, scriptum inveni. Verba sunt haec Marci Tullii: *Equites vero daturus illius dies poenus*. Quo circa factum hercle est, ut facile iis credam, qui scripserunt, idiographum librum Virgilii se inspexisse, in quo ita scriptum est:

*Libra dies somnique pares ubi fecerit horas,*

id est: „*Libra diei somnique*.“ — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen C von Wort zu Wort hin, und auf dem Bogen R r hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bei der Anmerkung, noch bei der Übersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte, ebenso gut hätte er ihn ja auch bei dem hauserat medium orbem vergessen können, wenn er nicht, bei meinem Ausdrücke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkfzettel bekommen hätte.

Als Herr D. unsere Briefe herauszugeben anfang, sagte er davon: „Ich teile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schreibenden als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten, nützlich sein können.“\*) — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich oder sein kritischer Freund sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen D. formalisieret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Teile nützlich gewesen sind und noch nützlicher hätten sein können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bei Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen

\*) S. die Einleitung zu dem ersten Teile dieser Briefe.

24f. Kritischer Freund, nach Dusch' Fiktion: aus Rostock. — 25f. formalisieret hat, aufgehalten hat. In dem 38. Brief der „Briefe an Freunde und Freundinnen“, der von dem Herausgeber der ganzen Sammlung an den Übersetzer der Werke Popens gerichtet ist, besonders S. 214. — 35. Oben S. 153, 3. 18 ff.

zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242—43) von den beiden Polen und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis, at illum  
Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi.

- 5 Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis, der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra Manesque profundi. Was kann deutlicher sein? Und doch war es Herrn Duschens nicht deutlich genug; denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx  
10 und die Manes unter ihren Füßen.“ — Die Manes, unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen als unter den Füßen. — Der Übersetzer hat sich ohne Zweifel  
15 abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt Manesque profundi

- in seiner Prose so versteht und erläutert: sed illum Styx nigra et umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem  
20 Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

- Wie finden Sie diese Proben? Was gläuben Sie auf die ganze Übersetzung daraus schließen zu können? „Daß sie elend  
ist!“ — Übereilen Sie sich nicht! Herr Dusch hat es für eine  
25 Bosheit erklärt, aus zwei oder drei Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie sich  
30 Ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

- „Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden,“ sagt Herr Dusch, „um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben.“ — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverei gegen den Text auch so weit erstrecken, daß  
35 die Worte der deutschen Übersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammengestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

5 f. sublimis, über uns. — sub pedibus, zu Füßen. — 6 f. Styx atra Manesque profundi, der schwarze Styx und die unterirdischen Manen.

— — — tenuisque Lageos

Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekömmt als: den leichten Lageos, der einst deine Füße versuchen und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos et miti dilue Baccho

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein *uvas*, nicht aber *vinum*. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und „reifen Trauben“, sondern mit Milch und „lieblichem Weine“ vermischt opfern solle. — Mit dem nämlichen Worte „reif“ begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

— — — — annua magnae

Sacra refer Cereri, laetis operatus in herbis:

Extremae sub casum hiemis, jam vere sereno.

Tunc agni pingues, et tunc *mollissima* *vina*.

Und Herr D. übersetzt: Feiere der großen Ceres ihr jährliches Fest und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer, wenn der Winter zu Ende gehet und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett, denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O, mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl sein, daß *mollis* hier und da auch so viel als „reif“ heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer „reif“, und wenn es auch immer „reif“ hieße, so hätten Sie es doch hier nicht durch „reif“ geben sollen. —

Die Fortsetzung folgt.

1 f. Lib. II, v. 93 sq. Lageos ist eine Traubenart. — 8. Lib. I, v. 344. — 12. Lib. I, v. 418. — 20 ff. Lib. I, v. 338 sqq. — 31. nicht durch „reif“, sondern durch: „mit“

II. Den 10. Januar 1760.

Beschluß des siebenundsiebenzigsten Briefes.

Bald vergeße ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Übersetzung von dieser Art muß  
 5 notwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweideutigkeiten unterworfen sein und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

10 Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht“, wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben, weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das, was er nicht  
 15 wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt Myrtus? Du findest: ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt  
 — — cingens materna tempora myrto\*)

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte.  
 20 Nimm dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt caper? Du findest: ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heiße eine Ziege. Denn er übersetzt

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris  
 Caeditur\*\*)

25 durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ei, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch und schlage nach, was heißt pernox? Du findest: übernächtig. Und Herr Dusch  
 30 sagt, es heiße hartnäckig. Denn wenn Virgil von dem Dachsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den kürzeren gezogen:

Victus abit longeque ignotis exulat oris,  
 Multa gemens ignominiam plagasque superbi  
 35 . . . Victoris, tum quos amisit inultus amores,

\*) Lib. I, v. 28.

\*\*) Lib. II, v. 380.

33 ff. Lib. III, v. 225 sqq.

Leffing's Werke 7.

Et stabula aspectans regnis excessit avitis.

Ergo omni cura vires exercet et inter

Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili,

so übersetzt Herr Dusch: Der Überwundene gehet davon und scheidet weit weg in eine entfernte unbekante Gegend und befeufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerädet verlor, schauet den Stall an und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — *Pernox*, hartnäckig! Siehest du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war *pertinax*!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten, es geschieht, Herrn Dusch zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern Ihrer Übersetzung mit der Bleifeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111, daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen großen Dienst erzeige,

— qui, ne gravidis procumbat culmus aristas,

Luxuriam segetum tenera depascit in herba,

Cum primum sulcos aequant sata.

Dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt &c. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht, ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das Niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt, und *aequare* heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht, sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers versteckt liegt.

Daß *aequare* aber „eben machen“ heiße, hätten Sie aus dem 178. Verse eben desselben Buchs lernen können:

*Area cum primis ingenti aequanda cylindro.*

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu Ihrer Entschuldigung auch schon das *ventos aequante sagitta* aus der *Aeneis* anführen wollten. Ein Übersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: Auch der erzeuge seinem Acker eine er-  
sprießliche Wohlthat,

— — — *quique paludis*

*Collectum humorem bibula deducit arena;*

*Praesertim incertis si mensibus annis abundans*

*Exit et obducto late tenet omnia limo,*

*Unde cavae tepido sudant humore lacunae.*

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen oder nach ausgetretenen Flüssen auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen *bibula deducere arena*, das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. *Bibula arena* ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammichten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine un-  
endliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts Geringses, und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich sein. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen, das kann ihm sehr leicht sein. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: *qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam instar paludis*. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freiwillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sei geschehen,

*Ut varias usus meditando excuderet artes*

*Paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam.*

3. Der durch die gewichtige Walze zu ebene Boden. — 5. *ventos aequante sagitta*, mit einem die Winde einholenden Pfeile.

So wie in der ersten Zeile *meditando* das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten, so zeigt es auch *sulcis* in der zweiten an. Die Menschen sollten durch Aekern sich Getreide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden und in den Furchen das Kraut des Getreides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum *figere damas*

*Stuppea torquentem Balearis verbera fundae,* 10  
*Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudent.*

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter und rechnet darunter auch, Genssen mit der balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der balearischen Schleuder einen balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität; denn ich glaube eben nicht, daß auf den balearischen Inseln tiefer Schnee liegt und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den balearischen Schleuderer, Genssen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt 2c.

Lib. I. v. 478.

— — *pecudesque locutae,*

*Infandum!*

übersetzen Sie: Und Tiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also *Infandum* hier für das Adjektivum und glauben, es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium oder die Interjektion, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der *Aneis*:

*Navibus, infandum, amissis unius ob iram*  
*Prodimur.*

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Übersetzung weiter nichts als die Interpunktion nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von Ihrer Übersetzung auch nicht gelesen, und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir bloß bei dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand 3. C.: Jährlich muß man drei- bis viermal den

28 f. I, B. 251: Wir werden, nachdem wir unsere Schiffe — entsehtlich! — verloren, durch den Jörn einer Einzigen verraten.



Boden pflügen und mit der umgekehrten Hacke die Klöße beständig zerschlagen und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen oder sie unterzuhacken befiehlt? Und doch will Virgil ganz etwas anderes sagen; denn

— — omne levandum

Fronde nemus\*)

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 416. Zeile arbusta nennet. Und Ihre zweideutige Übersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen sein, wenn anstatt nemus vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben erraten können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylaeum Lapithis cratere minantem.\*\*)

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern, wo Grus liegt. Grus? Was heißt Grus? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis.\*\*\*)

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortrefflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet als ich! Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heiße, will ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten fünfzig Zeilen des dritten Buches. Und wie mancherlei war mir da anstößig! Ich will Ihnen nicht aufmußen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— Tentanda via est, qua me quoque possim

Tollere humo, victorque virum volitare per ora, †)

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben und als ein Sieger durch den

\*) Lib. II, v. 400.

\*\*) Lib. II, v. 457.

\*\*\*) Lib. II, v. 180.

†) Lib. III, v. 8, 9.

24. Gries, bei Ubelung heißt es: „Der Grus, in einigen Gegenden, besonders Niedersächsen, für Graus, d. i. Schutt, grob zermahlte und mit Lehm und Stalk vermischte Steine u. s. f. Auch der Gries oder grobkörnige Sand wird — in einigen Gegenden Grus genannt.“

Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas\*)

übersetzen: Ich will der erste sein, der dir, Mantua, die idumäische 5  
Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der  
vorgesetzte Artikel „die“ fragen? Es ist kein bloßes poetisches Bei-  
wort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut  
sein, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil  
war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und 10  
ewig die Zeilen:

Cuneta mihi, Alpheum linqvens lucosque Molorchii  
Cursibus et crudo decernet Graecia cestu\*\*)

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im  
Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nämlich dem Cäsar, 15

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeigt deutlich, daß mihi hier bloß als ein Füllwort stehet, sowie  
in unzähligen Stellen, als:

Dépresso incipiat jam tum mihi taurus aratro  
Ingemere etc.

20

oder:

— ah nimium ne sit mihi fertilis illa.

Wenn ein Übersetzer bei dergleichen Gelegenheiten das mihi also  
ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche  
Füllwort „mir“ geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im 25  
Wettlaufe streiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte  
Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren:  
auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens  
der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erklärt diese Stelle  
richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu 30  
certabit cursu etc. — Doch ist erst werde ich gewahr, daß Ihr  
Martin selbst dem Dr. Trapp zufolge dieses mihi durch in meum  
honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß, und Sie, der Sie an  
mehreren Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten

\*) Lib. III, v. 12.

\*\*) Lib. III, v. 19, 20.

35

16. Werde ich hundert vierspännige Wagen nach den Flüssen treiben. — 19 f. Dann  
schon soll mir der Stier anfangen an dem niedergedrückten Pfluge zu feußen. — 22. Ah,  
möge mir jene nicht zu fruchtbar sein. — 32. Joseph Trapp, 1681—1747, Professor der  
Dichtkunst zu Orford.

folgen sollen. Ebenso wenig hätten Sie sich bei dem 58sten Verse durch seine angeführte Stelle aus dem Columella sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet sein müsse, und setzt endlich hinzu:

5 — — quaeque ardua tota.\*)

Sie übersetzen dieses: ungleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht, was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

10 Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox ardensque oculis et sibila colla  
Arduus attollens etc.

Und noch von einem andern Pferde:

— Frontemque ostentans arduus albam.

15 Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben-  
dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstute, wo er sich weniger zweifelhaft ausdrückt:

— — Illi ardua cervix etc.

20 Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Troß bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Troßbieten sind Sie sehr geschwind.

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen.

25 Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht, wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20), Seite 625, zum Beweise, wo die Worte nec gratia terrae nulla est, quam inaratae terrae ein sauberes  
30 Proöchen einer ganz vortrefflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit Ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa, sperantia für spirantia etc. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns

35 \*) Lib. III, v. 58.

9. Von hier eilt das kriegerische Roß mit erhobenem Hals auf das Gefilde. — 11 f. Wild, mit glühenden Augen und den zischenden Hals hoch emporhebend. — 14. Und mit erhobenem Haupt die weiße Stirn zeigend. — 19. Vgl. IX, 1, S. 103, 3. 25.

wieder ein dickes Buch geliefert, und dafür müssen wir Ihnen freilich verbunden sein. —

Gnug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die Courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin zc. A. 5

VI. Den 7. Februar 1760.

Einundachtzigster Brief.

Der Verfasser der „Scherzhaften Lieder“, deren größter Teil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweite ver- 10  
besserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.\*) Und mit Ehren.

„Was?“ — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren, — „was? ein Witzling, der den Geist der Anacreontischen Gedichte besitzt, sollte auch den Geist der 15  
Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz, Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebote; der andere erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall, und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben,“ fährt dieser tiefkönnige Kunstrichter 20  
fort, „daß diese beiden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens“\*\*) —

Ja, er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen 25  
Sie es bei dieser philosophischen Nativitätsstellung bewenden lassen? Oder wünschten Sie lieber, mit Ihren eigenen Augen zu sehen und nach Ihren eigenen Empfindungen zu schließen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden, und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten. 30

In dem Vorberichte klaget Herr Weiße — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen

\*) Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig bei Dyt 1759.

\*\*) E. Dusch's Vermischte Schriften S. 46.

8. Der Verfasser der „Scherzhaften Lieder“, Lessings Freund, Christian Felix Weiße (1726—1804) in Leipzig, dessen „Scherzhafte Lieder“ zuerst 1758 anonym erschienen waren. — 24. a priori, im voraus. — 34. „Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz oder den Geist der Anacreontischen Gedichte. Der eine“ zc.

gefallen hat, und den Sie nun bald hochschätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal,“ sagt er, „hat bisher über die  
 5 deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Wizes verblühet und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget, was für eine angenehme Hoff-  
 nung wir mit ihnen verloren haben.“ — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beiden  
 10 ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darin mehr geleistet, als er selbst durch seinen „Freigeist“ zu versprechen geschienen. — „Anderer,“ fährt Herr W. fort, „lassen,  
 15 wir wissen nicht aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbeischießen; sie schmeicheln uns mit Hoffnung und lassen sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen, oder sie sich in andere Sorgen verteilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese „andere“ sind. Sind es aber wirklich tragische Genies,  
 20 so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr ver-  
 25 dirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger  
 30 dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind! „Noch ändern,“ heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; sie haben niemals eine gute Schauspieler-

9. Johann Friedrich von Cronegk aus Anspach (geb. 1731) und Joachim Wilhelm von Brawe aus Weisensfels (geb. 1738). Cronegk war früher gestorben (1. Januar 1758), Brawe folgte am 7. April desselben Jahres. Über beide vgl. das 1. und 14. Stück der „Dramaturgie“ und „Lessings Jugendfreunde“ (Nat.-Litt.). — 11. ein Trauerspiel in Versen, „Brutus“, welches Lessings Bruder Karl mit dem „Freigeist“ Berlin 1767 herausgab. Vgl. C. Wolff, Karl Gotthelf Lessing, Berlin 1886, S. 78—80.

gesellschaft gesehen und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus den Akriftoteles und Hedelin.“ —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller\*) 5 von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden,“ sagt er, „giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplaze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an 10 die achtzigtausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Skaurus war mit dreihundertundsechzig Säulen und mit dreitausend Statuen gezieret. Wieviel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leiden- 15 schaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen durch die große Anzahl derjenigen, welche daran teilnehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas Einsiedlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von 20 Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten, und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes 25 an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besiz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhängen soll?“ — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den 30 Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Böbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft 35

\*) Diderot, in den Unterredungen über seinen „Natürlichen Sohr“.

2. François Hedelin, Abbé d'Abignac (1604—1676), schrieb La Partique du théâtre (Paris 1657, vermehrte Ausg. Amsterdam 1715, 3 Bde.). Vgl. das 81. Stück der „Dramaturgie“. — 36. übersezt von Lessing, 2. Aufl., I, 189.

seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Duzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude  
5 geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig sein! Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussieheth, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Großen geben sich  
10 nicht gern mit Dingen ab, bei welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäscher mädchen war &c.  
15 Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachteteren Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die  
20 uns noch so bald keine Änderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweite war gezwungen worden, sich von der Regierung loszusagen und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten, übertragen wurde, während dessen  
25 Minderjährigkeit seine Mutter Isabella mit ihrem Lieblinge Mortimer freie Hand zu haben hofften und sie eine Zeit lang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt, und ich habe folgenden Umstand bei dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als  
30 ihn die Ritter Maltraves und Gournay, die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben waren, in sein letztes Gefängnis, in das Schloß zu Barkley, brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm auf freiem Felde mit kaltem Wasser, welches aus einem schlammichten Graben  
35 genommen worden, den Bart putzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen und zu er-

17. Repräsentarii, Darsteller. — 29. Rapin, vgl. oben S. 324, 3. 16. — 30. Maltraves, in Paulis Übersetzung II, 496: Maltravers.

fennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sei. Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwei Ströme von heißen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen.“

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bei dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunsttrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig, wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin,“ erzählt er, „schickte ihren Mann zu ihren Eltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der Tote lag auf einem Bette. Die nackten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag mit zerstreuten Haaren auf der Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes und sagte unter Vergießung von Thränen und mit einer Aktion, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: ‘Ach, als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, daß diese Füße dich zum Tode trügen?’“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübnis nicht darin suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohlgezogene, verständige und auch sonst witzige Person sei — denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich — sondern darin, daß wahrscheinlicherweise ein jeder Mensch ohne Unterschied in den nämlichen Umständen das nämliche

20. erzählt er, in Lessings Uebersetzung I, 156.



sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können und haben müssen, so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können und ohne Zweifel würde gesagt haben.

5 Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübnis und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen,  
10 das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichen Schmerzen, und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei.

Der Bruder dieses Unglücklichen und der Dheim des jungen Königes, Edmund, Graf von Kent, hatte an der Veränderung der  
15 Regierung nicht geringen Anteil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe zum Besten einer Buhlerin und nicht zum Besten seines Vaterlandes vergessen habe. Seine Großmut erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es  
20 Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken; wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sei, und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beikommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er für seine  
25 Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sei, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen  
zuvorzukommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimnis nicht allein durch verschiedene  
30 Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugnis vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwei Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren oder ihn betrogen halfen. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser  
Schlinge fangen und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem  
35 Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe und verlangte frei heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von

10 ff. Er ... gestorben sei, Rapin II, 197. — 20. ihrem, kein Druckfehler; vgl. S. 338, 3. 17.

diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sei; aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen 5 Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der 10 er sich durch die Ränke seines Oheims befinde, und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List als eine Wahrheit angenommen und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen 15 Königs verbunden hat, und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Ökonomie ist die gewöhnliche Ökonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen. 20

Das erste Duzend Verse verspricht in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung nichts Geringers als eine Schlegelsche Versifikation.

„Lokester zu dem Grafen von Kent.

„Ja, Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt, 25  
 Wo man den Edeln haßt und den Verräter liebt!  
 Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolt brachte,  
 Mich bei der Welt verhaßt und sie gefürchtet machte,  
 Die oft durch meinen Rat, stets durch mein Schwert gekriegt,  
 Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt, 30  
 Ich, der an sie zuletzt den König selbst verraten,  
 So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:  
 Ich werd' ißt kaum gehört und niemals mehr befragt,  
 Und wär' ich ohne dich, so wär' ich schon verjagt.“

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers 35 Dichters sein könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Kontours

des Gemäldes, die Sprache ist die Kolorite, und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie  
5 der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker sein als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören  
10 lassen, und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — — solange er noch geglaubt,  
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — — Nein, sprich: solange er glaubte,  
15 Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;  
Solang er noch geglaubt, es stritte seine Hand  
Für Freiheit und Gesetz und Prinz und Vaterland;  
Solang er noch geglaubt, daß er der Briten Rechte,  
20 Die Schottland an sich riß, durch seinen Mut versüßte;  
Solang er noch geglaubt, daß Englands Ruh' und Glück  
Dein großer Endzweck wär', und daß man das Geschick  
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde  
Den Weisesten des Reichs indes vertrauen würde:  
25 Allein sobald er sah, daß Geiz nach eigner Macht,  
Stolz, blinde Nachbegier den Anschlag ausgedacht,  
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte  
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,  
Daß man den König nicht der Freiheit überließ,  
30 Durch barbarngleiche Wut ihn in den Kerker stieß,  
Wo man vielleicht noch igt den Unglückselgen quälet,  
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseulet —

Isabella

die ihrem Sohne den Degen von der Seite reißen will.  
Berwegner! Rasender! entgehe meiner Wut! —

Edmund.

Rüh! in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! &c.

G.

8. der, vgl. oben S. 381, Z. 20. — 19. versüßte, so steht im Schaffhäuser Nachdruck (I, 52) von Weißes Trauerspielen und in Hempels Ausg. (IX, 281). In den Litteraturbriefen: versüßte. — 35. Edmund, so ist zu lesen statt des „Eduard“ sämtlicher Ausgaben. Vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum N. F. X, 301.

XVI. Den 20. März 1760.

Einundneunzigster Brief.

— Noch ein Wort von der „schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds“! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. ver-  
 5 sichert, er sei der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von B. unter dem Titel: *Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph*, im Französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L., habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn 10  
 S. G., nach Paris geschickt, es sei aber demselben entwendet und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herren Franzosen gemeinlich die deutschen Schriften zu übersetzen pflegen“. Er verwundert sich über den Herrn von B., daß er ihm einen solchen Streich gespielt, da er, B., ihm, dem Herrn G., doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse 15  
 seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm B. den Namen Doktor Ralph beigelegt, da ihm doch der Name G. beinahe so gut bekannt sein mußte als sein eigener. „Zedoch,“ setzt Herr G. hinzu, „man kann ungefähr die Ursachen des Neides erraten, seitdem ich einer Gnade gewürdigt worden, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, 20  
 sondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen.“ Herr Gottsched, der selten Spaß versteht, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des *Candide* halten „und einem Unschuldigen,“ wie er sich im „Neuesten“ ausdrückt, „solche groben Irrtümer und satirische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat“. Er 25  
 machte gewaltigen Lärm in seinem „Neuesten“, schrieb auch deswegen an Schade. Dieser schiebt die Schuld auf den Sekretär Dreyer und versichert, er habe die Schrift *Candide* niemals gelesen und sich daher garnicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, 30  
 daß man den Herrn Pr. Gottsched notwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse, 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L., 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G., 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet 35  
 Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! Denn wer weiß, wieviel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

3 ff. Diesen Brief von Mendelssohn, den Schluß einer Besprechung der „Einleitung in die höhere Weltweisheit etc. von Georg Schade, Altona 1760“, teilen wir zum Verständnis der Lessingschen Nachschrift mit. — Georg Schade, geb. zu Apenrade 1712, seit 1751 Ober- und Landgerichtsadvokat zu Hadersleben, war einer von den vielen Schwindlern des vorigen Jahrhunderts, welche die Neigung der Zeitgenossen, in geheimen Bündnissen geheime Wissenschaften zu treiben, zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten. — 7. B., Voltaire. — 21. bekannt werden müssen. Vgl. I, S. 129, Nr. 28.

Dem sei, wie ihm wolle, Gottsched verlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstriert gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des *Candide* sein könne. Ich dünkte, Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doktor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung als Gottsched für den Verf. des *Candide* halten.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers Z. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute Z., sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen ebenso wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des *Candide* nicht sei, so gutherzig an- und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den *Candide* nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darin vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das Allerunstmügste, was im *Candide* zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl den närrischen italienischen Grafen im *Candide*, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüssig geworden ist, der von den vortrefflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so skurrile Art urtheilet, daß man notwendig an seinem gefunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeföhret worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Notwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich in seinem Handlexiko der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere

6. Archäenwanderung, Schade kündigt, Anhang S. 20, eine neue Schrift an: „Die vernünftige Metempsychosis, als das wahre Innere der Natur sowohl in dem Körper- als Geisterreiche“, die beweisen soll, „daß die Fortwanderung der edlern ewlichen einfachen Substanzen oder sogenannten Archäen [vgl. Schiller (Nat.-Litt.) XII, 2, S. 157, Z. 9] zu mehreren Vollkommenheiten oder Fertigkeiten der ihnen bewohnenden Kräfte, und die dadurch bewerkstelligte immerwährende Verknüpfung derselben mit neuen, aus andern unedlern Substanzen bestehenden Leibern das erste allgemeine Grundgesetz der Natur sei, woraus die wahre Beschaffenheit aller und jeder natürlichen Körper und Geister über die ganze Natur erkannt werden müsse.“ — 20. den, vgl. Grimms Wörterbuch s. v. „erinnern“ 3, b). v. Matkahn's, Hempel's und Gofhe's Ausgaben schreiben: des. Der Accusativ ist auch im Thüringischen gebräuchlich; vgl. Sommers „Bilder und Klänge aus Rudolstadt“, 2. Heft S. 45: „War kann sich änn 'n alten Dahmbach noch erönnere“. Ebd. S. 74: „änne brave Fra, du werstcht dersehe wul noch könne erönnere“. Andere Beispiele aus hochdeutschen Klassikern vgl. bei Sanberz, Zeitschrift für deutsche Sprache S. 15. — 21. im *Candide*, Kap. 25: „Visite chez le seigneur Pococourante, noble vénitien“. Diesen Abschnitt hat Gottsched schon im „Neuesten“, 1759, S. 530 ff. von seinem Verdammungsurteil ausgenommen.

Wahrheit sein soll, was der närrische Italiener sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt sein muß? Er schreibt nämlich unter dem Artikel Milton: „Das verlorene Paradies hat unter den 5 Deutschen so viele Bewunderer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig großen französischen Dichters (der aber auch gut engländisch versteht) hieher setzen wollen.“ — Und nun folgt das atrabiläre Urteil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich ab- 10 schreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltaires Urteil über den Milton? Das ist das Urteil des Sénateur Poco- 15 curante Noble Venitien! (Denn ist besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urteil Viri celeberrimi Joannis Christophori Gottschedii P. P. Metaphysices ordinarii et Poeseos extraordinarii in Academia Lipsiensi! — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, 20 ich weiß es ebenso gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend macht. \*)

G.

## Sechster Teil.

25

XIX. Den 8. Mai 1760.

Hundertundzweiter Brief.

Der zweite Teil des „Nordischen Aufsehers“ ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraus- 30 sehen sollen, wofür man meine Freimütigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont

\*) Man sehe das „Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ Nr. II von diesem Jahre.

5. Milton, vgl. S. 330, Z. 27 ff. — 10. atrabiläre, wörtlich: schwarzgallige. — 15 f. Pococurante (in den Litteraturbriefen steht: Procourant) heißt: einer, der sich um wenig kümmert. — 33. Nr. II von diesem Jahre, vielmehr 1759, Nr. XII, zu Anfang der Anzeige der „Briefe, die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend“; vgl. oben S. 193, Z. 17.

heraufgeführt, \*) hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekante Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik  
 5 an bis auf die Philosophie seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des „Nordischen Aufsehers“ und besonders des Herrn Hofprediger Cramers mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, auf-  
 10 richtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der königl. dänischen Ritterakademie.\*\*) Nun? werden Sie sagen, das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen, und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschul-  
 digungen. — O, Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans  
 15 die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig possierlich aus-  
 zudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg,  
 den ich nicht gern einem Gegner über mich verstaten wollte. —  
 20 Was Herr Basedow auf dem Titel merkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Kritik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen, und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz  
 25 zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloßes Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter.  
 30 Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschen-  
 liebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir und zeigt mir ein Ungeheuer

35 \*) Man sehe den zweiundneunzigsten Brief.

\*\*) Sorde 1760, in groß Oktav, fünf Bogen.

10. Johann Bernhard Basedow, 1724—1790, philanthropischer Pädagog. Vgl. oben S. 286, 3. 30. — 35. Der betreffende Artikel über Br. 48—51, der nach Hedrichs Vermutung auch von Basedow herrührt, da er Lessings Kritik des „Nordischen Aufsehers“ teilweise mit denselben Worten wie die hier besprochene Schrift angriff ist am Schluß des fünften Bandes der Litteraturbriefe ganz mitgeteilt.

darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverrats schuldig gemacht hätte? wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. 5 Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner,“ stößt Herr Basjedow in die Dronimete, „alle Kenner der igtigen Gelehrsamkeit der Teutschen wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramers. Der Verfasser der nach dem Bossuet- 10 schen Muster fortgesetzten Weltgeschichte, der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer, der geistliche Redner, der in unsern Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen verlangt, der Übersetzer des Chryso- 15 stomus, welcher seinem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, derjenige, dem wir die beste Übersetzung der Davidischen Psalmen in gebundener Schreibart zu danken haben, der Verfasser des 'Schutzgeistes', derjenige, der an dem 'Jünglinge', den 'Bremischen Beiträgen' und 20 darauf erfolgten 'Vermischten Schriften' einen ansehnlichen Anteil genommen hat, endlich der Verfasser der meisten Stücke des 'Nordischen Aufsehers' sind nur — — ein einziger Mann, welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann ist!“

Sie sehen, Herr Basjedow nimmt das Maul voll, er mag 25 schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beiden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen: er war auch einer von den „Hällischen Bemühern“, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand sein, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr 30 Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter, einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste? 35

10. über Bossuet vgl. oben S. 178, 3. 13. Seine Discours sur l'histoire universelle hielt er vor dem Dauphin, dessen Erzieher er war. — 11. Weltgeschichte, die „Einkleitung in die Geschichte der Welt“ bis auf Karl den Großen fortgesetzt und mit Anmerkungen von Cramer erschien in 7 Teilen Leipzig 1752—86. — 28. „Hällischen Bemühern“, Mylius und Cramer begannen 1743 die Herausgabe der „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“.



Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte es sich am allerwenigsten, der Verfechter des „Nordischen Aufseher's“ zu werden. Er hat Lobsprüche darin erhalten, die seine Unparteilichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese  
 5 Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des „Nordischen Aufseher's“. Es würde mir ein Leichtes sein, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als er gemacht hat, oder ich  
 10 müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermutete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sei, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weihrauch für ihn dampfe, eines Buchs,  
 15 das er gewissermaßen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Kritik bei weitem nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu sein vorgiebt. Denn er soll ihrer in der Vorrede zu dem zweiten Bande ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr  
 20 Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn andere anderer Meinung sind und er nicht immer den Beifall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstverteidigung,“  
 25 sagt er, „wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Überdem pflegen Seelen von einer gewissen  
 30 Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu sein, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bei der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein großes Mir hat Herr Cramer gewiß nicht affectieren wollen. Hätte er es aber affectieren wollen,  
 35 so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben

7 ff. Der „Nordische Aufseher“ lobt in Nr. 24 und 29 des ersten Bandes Basedow's „Praktische Philosophie für alle Stände“, 2 Theile, Kopenhagen und Leipzig 1758. Daß Basedow auch einer der Verfasser des „Aufseher's“ sei, ist aber ein Irrthum Lessing's. Basedow hat nur den Stoff des 51. Stück's von der Allgemeinheit der moralischen Gesetze geliefert, während die Ausführung auch hier von Cramer ist, wie Hebblich bemerkt.

müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen sein. Sind es gar die Finger eines Freundes, o, so wird sie vollends lächerlich! 2c. 5  
G.

### Hundertunddritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Bafedow recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirrt die bekanntesten Dinge und verfälscht auf 10 die hämißchte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versifikateur ist. Ich nehme 15 beide Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunststrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie,“ sagt einer von den ersten,\*) den ich eben vor mir liegen habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. 20 The man of rhymes may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of Sir William Temple where he says: ‘That of all the numbers of mankind, that 25 live within the compass of a thousand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born capable of making as great generals, or ministers of state, as the most renowned in story.’“ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob 30

\*) Der Verfasser des *Essay on the Writings and Genius of Pope*, S. 111.

19 ff. daß kein Land in der Folge vieler Zeitalter über drei oder vier Personen hervorgebracht hat, die diesen Titel verdienen. Der „Meiner“ kann leicht gefunden werden; aber der echte Dichter, von lebhafter, plastischer Phantasie, der wahre „Macher“ (Poet) oder „Schöpfer“ ist ein so ungewöhnliches Wunder, daß man fast versucht ist, die Meinung des Herrn Wilhelm Temple (englischer Staatsmann, 1628—1698, gab unter anderm 3 Bände „Brieße“ heraus) zu unterschreiben, wo er sagte: „daß von all den unzähligen Menschen, welche in dem Zeitraum von tausend Jahren leben, für einen Mann, der mit der Fähigkeit, ein großer Dichter zu werden, geboren wird, es Tausende geben mag, die mit der Fähigkeit geboren werden, ebenso große Feldherren oder Staatsminister wie die in der Geschichte berühmtesten zu werden.“ — 31. Verfasser, Joseph Barton (1722—1800). Der erste Band seines *Essay* erschien 1756, der zweite erst 1782.

der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre, er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger sein. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landesleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten, den Spenser, den 5 Shafespeare, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, 10 wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versifikateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versifikateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versifikateur sein, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu 15 sein? Diderot, der neueste und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunststrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versifikateurs: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poëte! Cependant *ne croyez pas que je méprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites 20 du versificateur un Apollon, le poëte sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, et vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon sur une massue, jetez sur ses épaules la peau du lion de Némée, et vous n'en ferez pas un Hercule.“ Dieses seltene Talent gebe ich 25 dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne sein können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worin der 30 Poet von dem Versifikateur unterschieden ist, so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chikanieren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: 35 *παρ' ἐμοὶ πόκος οὐ κνύπεται.*

17 ff. „Quelle différence . . . Hercule.“ Lessings Übersetzung von Diderots Theater, 2. Aufl., II, 220. — 35. „Bei mir wird nicht Wolle getrenpelt.“ Mit diesem Spruch, bemerkt Redlich, wies Platos Schüler Xenocrates nach Diog. Laërt. IV, 2, 6 einen Schüler ab, der von ihm unterrichtet werden wollte, ohne Musik, Geometrie und Astronomie studiert zu haben.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenerer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Verifikateur genannt, und Herr Basedow macht seinen Lesern weis, ich hätte ihn nur einen guten Verifikateur genannt, und läßt\*) diese beiden Worte mit Schwäbacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit, mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen! Ist denn ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beiworte sich leicht nichts Zweideutiges, nichts Ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beilegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so prahlet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur: „Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beifall zu finden, da er es ihm despotisch absprach und nichts als die Vollkommenheit eines Verifikateurs lassen wollte.“ — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe ich nie gegugnet. Aber Genie eines Verifikateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab, nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der vortrefflichste in seiner Art sein könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drei Oden im ersten Teile des 'Nordischen Aufseher's' Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden Strophen sehen.“ — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären, so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

\*) Seite 9.

2. Falsarius, Fälscher. — 36. Hier sind sie, „Nordischer Aufseher“ I, St. 59, E. 571; St. 15, E. 136 und St. 18, E. 166.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

„Erst wird er niederknien und streiten,  
 Der Löw' aus Juda. Ewigkeiten  
 Voll Ehre sind der Preis des Siegs!  
 5 Er leidet, Gott uns zu versöhnen;  
 Dann werden ihm die Völker dienen,  
 Wir sind die Beute seines Kriegs.  
 Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen;  
 Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!  
 10 Wie herrlich ist der Sieger Lohn!  
 O kämpfet, o kämpft! Es krönet der Sohn.“

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

„Ich, ewig hab' ich es begehret,  
 Ich habe, Vater, dich verkläret,  
 15 Verklären will ich dich noch mehr.  
 Ich habe, tief in Dual verjunken,  
 Schon mehr als einen Kelch getrunken,  
 Ach, wie ist deine Hand so schwer!  
 Allein ich will sie ganz versöhnen,  
 20 Laß sie in diesen Wunden ruhn!  
 Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,  
 Sie wissen, Herr, nicht, was sie thun.“

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

„Da sie dem Throne nahe kamen,  
 25 Erönt' auf einmal ihr Gesang,  
 Und alle nannten Friedrichs Namen,  
 Und alle nannten ihn voll Dank:  
 Uns hat, uns hat Jehovah sein Leben  
 In einer der gnädigsten Stunden gegeben;  
 30 Fleug unser Dank, fleug weit umher!  
 Er, der ihn gab, gedanke seiner!  
 Wer liebet nicht seine Beherrscher? Doch keiner  
 Wird billiger geliebt als er.“

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen  
 35 beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist und ich ein Verleumder bin?  
 Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in  
 sehr vielen Cramerschen Oden sehr viele viel schönere Strophen wären,  
 so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben,  
 daß ich einen solchen Sängers den vortrefflichsten Versifikateur genennet  
 40 hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher. G.

19. versöhnen, vgl. Goethe XII, 2, S. 17, B. 439. Urania 1827, S. 503 (J. Schopenhauer).

XX. Den 15. Mai 1760.

## Hundertundvierter Brief.

Ich habe geurtheilt: „Viele Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das sei überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem 'Nordischen Aufseher', der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verleumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit 5  
keinen Beispielen bestätigt. Aber mit wie vielen will er es noch bestätigt haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber wer wird mir abschreiben helfen? — Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilft's? Herr Basedow hat einen zu 15  
starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also 3. C.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend 20  
und lehrreich, daß nach meinem Urtheile selbst die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich aus- 25  
zubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen.“ 2c.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Übertretung der edelsten Pflichten ist bei ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viele nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste: daß sowohl der Menschenfreund als der Patriot unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichere und zuverlässige Mittel besorgt zu sein, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen und den ausschweifenden Gebrauch berauscher Getränke zu verhindern.“ 2c.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger sein. — O Geduld, ich will Sie auch nur erst in Atem setzen. Da sind schon etwas längere.

3. C. „So sorgfältig sich auch Eltern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben oder die angeborne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so notwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Überzeugung fähig sind: so ist es dennoch beinahe unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine ebenso unleugbare Erfahrung bleibt, daß nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder einige der Züchtigung mehr und andere derselben weniger bedürfen.“

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Vater schon in meiner frühesten Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine lebhaftige Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste Wesen tugendhaft zu sein, in meine Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein Gedächtnis sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu denen ich gleich andern starke Reizungen und Versuchungen gehabt habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich durch nichts beweisen kann als nur dadurch, daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte und durch sein Beispiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wünschen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.“

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Teuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuern müsse, daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse &c. Kann man abgedroschnere Wahrheiten mit aufgeblasenem Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreißig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort

glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber Ihr Aem soll es empfinden. Lesen Sie, nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich,“ hebt das dreißigste Stück an, „in unsern Zeiten die Bestreitung und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, 5 daß sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet, so ist es für diejenigen, welche sich nach ihren äußerlichen Umständen in die Gesellschaften der größern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu sein und die Gründe einzusehen, die einen vernünftigen Beifall wirken. Wer 10 Anfälle zu befürchten hat, der muß seine Feinde, er muß ihre Stärke, ihre Waffen und die Art, wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des Kampfes desto glücklicher verteidigen könne. Es scheint zwar, daß man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu sein brauche, sobald man sie nicht 15 aus Vorurteil und Gewohnheit annimmt, sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumstößliche Beweise wären, die uns überredeten. Allein wenn man diese Wissenschaft besitzt und die Schwäche, die Nichtigkeit und besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt, so hat man weniger zu befürchten, 20 daß die Ruhe unsers Verstandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; unsre Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Verdunklung sicher; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen; und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbunden, 25 denen zu widerstehen, welche die großen Grundsätze desselben angreifen und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse oder durch Einfälle, welche voll Wiß zu sein scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine Überzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe 30 irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Gespräche, durch solche Zudringungen aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu verteidigen, auf gewisse Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen und das Falsche 35 in feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: so wird er wider seinen Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung bestärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten,



Religion zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie selbst halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten ver-  
 5 führen, die er nicht genug schätzt, weil er sie nicht genug unter-  
 sucht hat.“ 2c.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein bißchen Gedanken weghaben, wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenten  
 10 Teile seiner Worte ebenso stark und schöner vorzutragen?

G.

### Hundertundfünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe sich der Sinn  
 15 schließet; wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschüßel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort  
 20 vor Wort zugezählet würden: ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtnis sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr! Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich  
 25 „sei der schlechte Kanzelstil eines feichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit ge-  
 30 sagt? Freilich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil, freilich predigen nicht alle feichte Homileten so; sondern nur die feichten Homileten predigen so, die in Mitternachts „Rhetorik“ das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

35 Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Kritik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nämlich, was ich

32. Praxis rhetorica von Joh. Sebastian Mitternacht (1613—1679), Superintendent zu Zeitz und Oberhofprediger.

wider diesen vornehmsten Verfasser des „Nordischen Aufsehers“ sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit ohne den geringsten Beweis gesagt haben, sein Stil sei der schlechte Kanzelstil eines leichten Homileten &c. — Träumt Herr Basedow? O, so träumt er sehr böshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des „Nordischen Aufsehers“, so sei er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein, das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als „Nordischen Aufseher“ geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich z. E. zu dem Herrn Basedow sagte: „Mein Herr, in dieser Ihrer Ausdehnung meines Tadelns ist ebenso wenig Billigkeit als Verstand,“ habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sei ebenso wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sei die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurteilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grunde von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sei die Pflicht des Kritikus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des „Nordischen Aufsehers“ wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sei, so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben; ich würde den Herrn Cramer dabei genannt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bei dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den „Bremischen Beiträgen“ und den „Vermischten Schriften“ zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe, daß er diese Schreibart von seinem Chryostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben?

Ob er sie in seinen Predigten hat, das weiß ich nicht; denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure, daß ich seine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht sein; 5 es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen; oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in solchen ciceronischen Perioden verkündigt? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, 10 wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Klänke brauchen, wenn er mehr betäuben als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger als ciceronische Perioden, die Arthur Gronovius macht. Man suche mit Fleiß die 15 allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten als unter den Gedanken so gewaltig vernachlässiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden 20 erträglich, besonders wenn sie ebenso selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bei ihm sind.

Unterdessen muß bei dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige sein, dessen Beredsamkeit noch größere Armseligkeiten des Arthur Gronovius decken und, wenn Gott will, gar in Schönheiten 25 verwandeln muß. Sie erinnern sich der ekelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.\*) Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichnis um fünf bis sechs Zeilen kürzer sein könnte; aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es,“ 30 sagt er, „einige große Schriftsteller, die mehr demosthenisch als tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichnis nicht gewählt haben. Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichnis nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewollt hätten. Aber diese würden 35 auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Größe in der Beredsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert.“ — Da haben wir's! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen, nun will ich ihn gern

\*) Man sehe unsern fünfzigsten Brief [oben S. 299 f.].

nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bei dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bei dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war größer, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten als die zweite Frage: Aber wer ist größer, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen. G.

XXI. Den 22. Mai 1760.

Hundertundsechster Brief.

Welche verräterische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schießet! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der „Nordische Aufseher“ beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann sein, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiel mir deswegen, weil darin von einem unbestimmten Satze unbestimmt räsonnieret werde. Aber nein, mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird“. Ich erschrak, als ich diese Worte zum erstenmale las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein „Vielleicht“ dabei überhüpft hätte. Aber da war kein „Vielleicht“. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das Ihrige ganz Finsternis, ganz Rätsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem „Aufseher“ gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruches machte, war diese, daß er das Wort „ein Mann ohne Religion“ in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genannt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liefert. Gesezt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Wichtigkeit hätte, „ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphysik ohne

Fehler geschrieben, und ich getraue mir zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrtheils aus der Zweideutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche Zweideutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweideutigkeiten hartnäckig verteidiget, der kann allemal ein großer und verehrungswürdiger Mann sein, und dem kann man ohne Lust an gelehrten Scheltworten nicht Sophistereien und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leibniz, Wolff, Mosheim, ja kein großer Mann von seinen Beurteilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben.“ — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein großer Mann eine Sophisterei begehet und ich sage, daß er eine begangen hat, so habe ich das Kind bei seinem Namen genannt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennete. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu sein, so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu sein; so wie man sich betrunken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu sein. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja, und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei, als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sei. Er analysiret in dieser Absicht das ganze Blatt, und es ist nötig, daß ich Ihnen das Skelett, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.“

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidor, dessen unerschöpflicher Witz über 5 Lehren spottet, die er niemals untersucht hat, und Lehren lächerlich macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält und zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der Jugend gelernten Katechismus sein kann, den er 10 nunmehr verachtet.

„Zweiter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen 15 Grade schwach und unzuverlässig.

„Zweiter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntnis von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntnis kommt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntnis Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, 20 eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch 25 natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt.“ 30

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der „Nordische Aufseher“, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimmt! Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde 35 schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witz. Er erwartet Gründe, und wie können Gründe bei Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drei

Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Wortes „ein Mann ohne Religion“ mit ihm einig werden. „Ein Mann ohne Religion“ also heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, 5 der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicherweise die Religion nennet. Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser zc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt und 10 die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt. Das ist die zweite Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können, der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen leugnet. Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drei Bedeutungen sollte das 15 Wort „ein Mann ohne Religion“ nicht haben. Allein ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen — einen Narren oder Bösewicht darunter versteht, der über alle Religion spottet.

20 Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis paßt. „Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen 25 trachtet.“ Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude zc. Pflichten gegen Gott und trachtet, diese Pflichten zu erfüllen. In der zweiten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die 30 er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bei jenem die rechten Pflichten sind, ob sie bei diesem hinlänglich sind, das ist hier die Frage nicht. Genug, jener glaubt, daß es die rechten sind, dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf 35 die dritte Bedeutung passen? auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Ebenso wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenerer Zirkel! Man setzt nämlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine

Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten, so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret und in der nämlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sei. Der Papist dürfte nämlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Papst auf, die Pflicht nämlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüeglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung zu seiner Verteidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meinen. Also zur vierten Bedeutung! Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist, oder er spottet darüber, ohne diese Überzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis ebenso wenig als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Nasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer recht, vollkommen recht: ein Nasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft kann kein rechtschaffener Mann sein.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffener Mann sei, aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffener Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verrät Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsin und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch fogar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffener Mann sein. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren an-



schlagen werden, und sei überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bei dem allen scheint es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionspötker zu thun habe, und zwar auch nur mit diesem, insofern er spottet, und nicht insofern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidor, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders als ein Religionspötker? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sei ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. Mai 1760.

### Beschluß des hundertundsechsten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweiten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche Erkenntnis von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntnis kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntnis Gottes und durch diese zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwerfen, viel weniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht rechtschaffen.“ — Das ist ein Beweis? Und ein zweiter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut sein wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft, daß es weiter nichts ist als der erste Beweis, auf den Religionspötker näher eingeschränkt. Und inwiefern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht insofern er keine Religion hat, sondern insofern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch

natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sei und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann sein könne. Man hat aber bessern Grund, es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt.“ Auch dieses, 5  
 Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nämlich: „Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, 10  
 daß es wahrscheinlicher sei, es werde eher ein Mann von Religion als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln.“ Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion sein. Herr Basedow sagt 15  
 selbst, es solle diesem Beweise der zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz? „Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen Grade schwach und unzuverlässig.“ Warum 20  
 ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? 25  
 Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen, so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer sein mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie 30  
 steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern &c. Das gebe ich zu. „Allein,“ habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bei unsern Hand- 35  
 lungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, ebenso viel ausrichten als zwanzig Bewegungsgründe, deren

jedem ich nur den zwanzigsten Teil von jenem Nachdenken geschenkt habe?" Wenn Herr Basedow das nicht versteht, so kann ich ihm freilich nicht helfen, und man muß ihm erlauben, so lange zu schwagen, als er will.

5 Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sei, aber doch, meint er, habe Herr Cramer nicht nötig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger," sagt er, „trägt im 'Nordischen Aufseher' kein System vor und hat  
10 die Absicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem Manne ohne Religion einen solchen verstehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen" zc. Kann man eine größere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein  
15 System schreibt, darf er unter ebendenselben Worte bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben; ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meint Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion, in dem zweiten einen leicht-  
20 sinnigen Spötter der Religion und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sei ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen, und ich verdiene den Abscheu der Welt und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: der „Nordische Auf-  
25 seher" müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: Ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.

Das habe ich leider geglaubt. Ja, ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion bloß einen  
30 Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen, er werde doch lieber etwas, Falsches (das ihm aber wahr scheine) als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich  
35 gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freilich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

G.

## Hundertundsiebenter Brief.

Herrn Cramern muß es also hier gegangen sein, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftigt ist, 5 fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu sein schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben, das will man halten; man dreht sich icht so, icht anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab und schließt endlich damit, daß man etwas 10 ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach, doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit sein! Diesen großen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, 15 wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. 20 Nicht will? O, sie wird müssen; wir verstehen uns aufs Beweisen. „Denn,“ sagt Herr Cramer, „ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn 25 ich nicht strenge, sondern nur gerecht urteilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffner Mann gegen Gott zu sein.“ Da steht der Beweis, und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffner sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch 30 die Pflichten der Religion; nun sucht ein Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — denn er hält sie für keine Pflichten,“ fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? Das ist etwas anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus, wenn ich nicht alles austreichen müßte. 35 Ich muß sehen, wie ich mir helfe.“ — Geschwind schlägt er also

13. Ein gewaltiger Krug ward | Angelegt; um rollet die Scheib', und was wird es?  
Ein Töpfllein. Hor. A. P. v. 21 sq.

die Bolte und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaffner Mann sein?“ — Kein Mensch wird ihn dafür 5 erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, ist zu wenig; wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchdringe?“ — So denkt er und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne 10 Religion keine Rechtschaffenheit sein könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuten sei, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber, jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, Ihr Herrn Basedows,  
— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt, so muß es Herrn Cramern hier gegangen sein. Er versprach etwas zu beweisen, wobei wir alle die Ohren spitzten, und *currente calamo* bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht sogleich einbilden konnte, that ihm dabei unrecht, bloß weil 20 ich ihm nicht gern unrecht thun wollte. Ich glaubte nämlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion einen Mann ohne Christentum, ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disputis kaum zu reden erlaubt ist. G.

25

## Hundertundachtzigster Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Zronside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. 30 Diese Methode bestand darin, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, solange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sei. Folglich habe

7. durchdränge, so viel als: durchdränge, nach bekanntem Sprachgebrauch des vorigen Jahrhunderts. v. Maltzahn's, Hempel's und Gofche's Ausgaben schreiben ohne Gewähr: durchbringe. — 14. Um des Himmels willen klatschet laut! Schluß von Plautus' *Amphytrio*. — 17. *currente calamo*, während sein Schreibrohr tief.

ich Herrn Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind,“ sagt er, „ist zu der Zeit, da es Christum als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer Verfühner sei, und nur durch das letzte verdient er den Namen eines Socinianers.“ — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders als eine Folge des Widerspruchs? 5 Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: War nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach, nicht doch; Papa, der mir soviel von ihm gesagt hat, hätte mir das sonst auch wohl gesagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun ist das 15 Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingefogen hat, aber von keinen Leuten weiß, die Christum für mehr als einen großen und heiligen Mann halten, das also mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch geraten können: das Kind ist kein 20 Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik, ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere 25 fortgehen müsse, nie eine Verstümmelung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben sein müsse, daß sie das, was sie eigentlich sein sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran,“ fahre ich fort, „muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden 30 lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Kindheit in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt 35 habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können.“ — In dieser Stelle habe ich nach dem Herrn Basedow nicht mehr als zwei Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im „Nordischen

„Aufseher“ etwas von einem Jahr lang? Werden daselbst die vor-  
 trefflichen Eigenschaften des Heilandes für eine Belohnung seiner  
 unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das „Jahr lang“ ist freilich  
 5 mein Zusatz, aber ich sollte meinen, ein so billiger Zusatz, daß mir  
 Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind,“ sagt Herr  
 Basedow, „ist früher fähig zu fassen, daß der Heiland ein gehor-  
 sames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein großer Lehrer,  
 Wunderthäter und Menschenfreund war, als es seine Gottheit und  
 10 Erlösung fassen kann.“ Wieviel früher? Weniger als ein Jahr?  
 So muß die Erkenntnis des Kindes mehr als menschlich zunehmen,  
 oder der Übergang von dem einen Satze zu dem andern muß sehr  
 gering und leicht sein. Ach Abscheu der Welt! Ich setze nur ein  
 Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweite Frage: Ja, allerdings läßt es der  
 15 „Aufseher“ den Nestor Tronside seinem kleinen Arthur sagen, daß  
 die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner  
 tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihm  
 erzählt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam  
 20 das Kind Christus gewesen sei. „Und darum,“ läßt er ihn fort-  
 fahren, „darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor  
 Gott und Menschen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohl-  
 gefallen und die Bewunderung aller seiner Freunde und Bekannten  
 geworden, und Gott hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige  
 25 Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armut und dem  
 Mangel seiner Eltern zurückgelegt hatte, in seinem dreißigsten Jahre  
 mit einer so großen Weisheit ausgerüstet“ &c. Das ist eine zu-  
 sammengesetzte periodus consecutiva, und das „darum“, womit die  
 Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden.  
 30 Wenn ich also lese: Darum, weil er ein so unschuldiges, lehr-  
 reiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem  
 dreißigsten Jahre mit so großer Weisheit aus &c., so habe ich  
 hoffentlich nicht falsch konstruirt. Und wofür hätte der junge  
 Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreißigsten  
 35 Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können als für Be-  
 lohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte  
 ja sonst nichts anders von Christo! G.

XXIII. Den 5. Junius 1760.

Hundertundneunter Brief.

„Warum verschweigt der Kritikus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem Räte (einem Kinde den Erlöser vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) wahrlich 5 um schwächerer Personen willen, als ein Journalist sein sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugesügt hat?“ — So fragt Herr Basjedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus bloßer Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie 10 aus bloßem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in diesen uns so notwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar sowohl in der vortrefflichen 15 Rede, die Paulus vor den Atheniensen, als in der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beiden redet er von Christo, aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person 20 haben. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensen gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christentums. Er fing damit an, daß er ihnen einen Begriff von der Gottheit beizubringen suchte. Die Schöpfung und Regierung der Welt von Gott 25 und seine Vorsehung, die Schuldigkeit, ihn kennen zu lernen und seinen Gesetzen zu gehorchen, und das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen und deswegen von den Toten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, die er ihnen verkündigte; und er wählte sie offenbar deswegen, weil sie schon einige, obgleich 30 falsche Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das erste Mal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neugierde und Aufmerksamkeit zu reizen. Lehren von einem tiefem Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht und ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet als verblendet haben. Man sieht diesen 35 großen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und

16. Rede ... vor den Atheniensen, Apostelg. 17. — 17. vor dem Landpfleger Felix, ebd. 24. — dem Könige Agrippa, ebd. 26.



Agrippa eine ähnliche Methode beobachten und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem noch ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als einen Verfühner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden.“

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen hinzu) ist vollkommen gründlich und dem Kritikus zu stark, als daß er ihrer erwähnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das apostolische Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, die den Geheimnissen des Christentums gerade entgegengesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel daraus, daß es nicht kezerisch sei, von Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schweren und Geheimnisvollen zu schweigen. Zweitens ist das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, gewiß eine ebenso wichtige Ursache dieser Lehrart als die Vorurteile der Juden und Heiden.“

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstrittig voraussetzt, an der ich mir die Freiheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese, daß Paulus bei besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urteilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensen.\*) Der Apostel wird vor Gerichte geführt, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sei, die er lehre. Er fängt an zu reden, wirft ihnen ihren Aberglauben vor, dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewesen sei, und eilet, zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: Und zwar hat Gott die Zeit der Un-

\*) Apostelg. 17.

7 f. der ... Heiden, Luf. 2, 32. -

wissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden, Buße zu thun, diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte, und nun ist er auf einmal mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er's beschlossen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will, die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Toten, da hatten's etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: Wir wollen dich davon weiter hören. Es waren theils Epikurer, theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten, die Stoiker wurden kalt; jene lachen, diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und also ging Paulus von ihnen. Nun frag' ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen, man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsätzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts, aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdboden richten wolle? Herr Cramer macht zu meinem nicht geringern Erstaunen aus diesem Manne einen Menschen, aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis\*) den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bei unsern Cregeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich, ob ich sie gleich für weiter gar nichts

\*) Apostelg. 2, 22.

29. Erdboden, v. Malsbähns, Hempels und Gösches Ausgaben schreiben ohne Not: Erdbodens; vgl. Grimms Wörterbuch s. v.: so lernen die Einwohner des Erdboden Gerechtigkeit. Cf. 26, 9. Auch wird daselbst unsere biblische Stelle Apostelg. 17, 31 so citirt: „Darum daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdboden.“

ausgeben will als für eine Übereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweites Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen sein. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epikurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jesu und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheineth, als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündigt.“ Nichts kann deutlicher sein. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schließen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab, und zweitens, weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen, weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegenteil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt: daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern und meinem Briese selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrößerungsglas, was er mit bloßen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr außer Zweifel gesetzt ist als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heumann. Herr Basedow sei so gut und lese dieses würdigen Gottesgelehrten „Erklärung der Apostelgeschichte“, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich anfangs gedenkt der Doktor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmid

32. Christoph August Heumann (1681—1764), Professor in Göttingen. Seine „Erklärung des Neuen Testaments“ erschien in 12 Theilen, Göttingen 1750—63. — 36. Sebastian Schmid (1617—1696), Professor in Straßburg, hat eine lateinische Übersetzung der Bibel und Kommentare zu den meisten Büchern derselben verfaßt.

und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beiden aber kann ich darin keinen Beifall geben, wenn sie glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der stoischen und epikurischen Weisheit gehalten und daher die Lehren der Vernunft von Gott oder der philosophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, will auch die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen und suchet sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genennet, auch seine Lehren nicht aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten bestätigt, wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genennet habe. Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise Paulo fast eben die Klugheit beigelegt, welche die Jesuiten in China ausüben, deren Befehrungsflugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemißbilliget wird?“

— Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doktor will von keiner Befehrungsflugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensen gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christentums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensen gab, und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doktor ausdrücklich, „lehrete Paulus, Jesus sei der Sohn Gottes.\*) Die Spötter nannten Jesum einen neuen und fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. Sie sagten neue Götter und meinten doch nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet“ u. Ebenso ausdrücklich behauptet der Doktor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte: *πίστιν παρέχειν πάντιν*, durch: „die Glaubenslehren allen Menschen vortragen und sie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mittel sei.“ Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensen nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine

\*) S. dessen Erklärung des Neuen Testaments Seite 246 des sechsten Theiles.

\* 1. Franciscus Fabricius aus Amsterdam (1663—1738), Professor der Theologie zu Leyden.

Lehre gewesen sei, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten, sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sei, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts seine Zuhörer aufmerksam machen und bewegen wollen, daß sie  
 5 den Beweis seiner göttlichen Gesandtschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis,“ fährt der Doktor fort, „würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem Schreien ihm in die Rede gefallen wären und dieselbe zu beschließen ihn genötigt hätten“ zc.

10 Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darin nichts weniger als die Absicht, zu unterrichten und seiner Lehre Profelyten zu  
 15 schaffen, sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeigt aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sei, und füget die wahre Ursache hinzu,  
 20 warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nämlich, „weil er nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben steht im Gesetze und in den Propheten“. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge und wenig mehr, als  
 25 ohngefähr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu größern Geheimnissen vorzubereiten, sondern bloß um von ihm als Richter bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in  
 30 dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen, so würde er gerade das Gegenteil derselben auch hier gefunden haben. „Nach etlichen Tagen aber,“ fährt der Geschichtschreiber fort, „kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fordert Paulum und  
 35 hört ihn von dem Glauben an Christum. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit und von dem zukünftigen Gerichte, erschrak Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen.“ Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Ge-

mahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christum, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschrafen sie, nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten schuld, daß sie nicht Christen wurden, sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut sein müssen, daß mir nicht etwas Hartes gegen den Herrn Cramer entföhret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa zuerst nicht als einen Verföhner, der für die Menschen eine vollkommene Genugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden“. Das ist zu arg! Hören Sie nur! Agrippa war ein Jude, also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias übereinkam, also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe, sondern den er bloß überführen mußte, daß Jesus der versprochene Messias sei. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeiungen, der Messias werde leiden müssen, werde der erste unter denen sein, die von den Toten auferstehen, diese Prophezeiungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Messias hier so wenig, daß er beides vielmehr bei dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen, alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden; und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Verföhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: „Daß Christus sollte leiden und der erste sein aus der Auferstehung von den Toten und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.“

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Bafedow „vollkommen gründlich“ und „mir zu stark“ nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloßem Mitleiden nicht erwähnt.

XXIV. Den 12. Junius 1760.

Hundertundzehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld! Ich habe wenig mehr zu sagen und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet, so kann er sie nirgends finden als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projektmacher, wenn es auch ein theologischer Projektmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Projekt muß nicht allein für sich selbst praktikabel sein, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beides vermissen ich an dem Projekte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht praktikabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund soll kennen und lieben lernen, müßte, solange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden: es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebräuchten Methode bleiben sollte. Zweitens streitet das Cramersche Projekt mit mehr als Einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will izt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschieht: „Glaubest du“ 2c., mehr saget als: „Willst du mit der Zeit glauben“ 2c.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow folgendes zu überlegen bitten. Als ich in dem „Nordischen Aufseher“ eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutfsame Neuerung eines Mannes zu sein schien, der die strenge Orthodorie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Gegeten gewiß nicht ver-raten; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch: „Ohne Religion kann keine Redlichkeit sein“, damit verglich: war es nicht

24 ff. Cramer hat seine Methode im 2. Band des „Aufseher's“, St. 88—92, weitläufiger dargelegt.

sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabei einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christentume begnügen und allem Verdachte der Freidenkerei ausweichen, wenn sie von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwätzen wissen“? Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten icht die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Aumerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle, so muß ich seine Auslegung für eine Kalumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „Auch der 'Nordische Auffscher' hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Miene der neu-modischen Rechtgläubigkeit zu geben“ 2c. Ist denn dieses ebenso viel, als wenn ich gesagt hätte: „Auch der 'Nordische Auffscher' ist einer von diesen Rechtgläubigen?“ Ich rede ja nur von einer Miene, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Miene aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freidenkerei damit zu maskieren, und er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfnis entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nämliche Bedürfnis? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat?

G.

## Hundertfundelfter Brief.

25

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweiten Mitarbeiters an dem „Nordischen Auffscher“, des Herrn Klopstock's, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigste Stück,“ sagt Herr Basedow, „von einer dreifachen Art über Gott zu denken, dessen Verfasser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr feindselig angegriffen. Er muß vermutlich das Klopstock'sche Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf andern Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet.“ — Herr Basedow will vermutlich hier spotten. Vermutlich aber wird der Spott auf ihn zurückfallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstock'sche Siegel darauf erkannt, was weiter? Hätte ich es bloß



deswegen ohne fernere Untersuchung für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat, so müssen alle seine Stücke schön sein? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock,“ heißt es an  
 5 einem andern Orte, „so gewogen der Kritikus sich demselben auch anstellt“ u. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in \*\*; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts  
 10 helfen: was hätte ich dem also nötig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein  
 15 großes Genie erkenne, muß er überall bei mir recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegenteil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige mit samt seinem Reuter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel ohne zu straucheln gehet.

20 Wer heißt den Herrn Klopstock philosophieren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philosophieren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen  
 25 erinnere habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art, über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennet, was andere empfinden heißen. Das räumt Herr Basedow ein und fragt bloß, „ob man denn  
 30 über alle Dinge etwas Neues sagen müsse, und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt habe, das Wort ‘denken’ anders  
 35 zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde“. Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden und nur wider den Irrtum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiert, als worin mein zweiter Einwurf bestand. Er sagt nämlich, daß man durch die dritte Art, über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich sage: keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzuraten gewesen, den

Ausdruck 'neue Wahrheiten' zu vermeiden oder ihn vielmehr zu erklären." Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich, wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben, so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O, nur allzu deutlich; und ich dachte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nämlich: „Ich verdanke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloßgegeben, so etwas auch nur vermuten zu können.“ Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verraten habe, die ihren fahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, ebenso wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde“. Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön wie die folgende Strophe:

Jesus, Gott wird wiederkommen. 25  
 Ach, laß uns dann mit allen Frommen  
 Erlöst zu deiner Rechten stehn!  
 Ach, du müßtest, wenn in Flammen  
 Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!  
 Laß alle kämpfen, dich zu sehn! 30  
 Dann setz' auf deinen Thron  
 Die Sieger; Gottes Sohn,  
 Hosianna!  
 Zur Seligkeit.  
 Mach' uns bereit, 35  
 Durch Glauben, durch Gerechtigkeit!“

15. Des Juristen Ludwig Friedrich Hudemann (1703—1770) „Gedanken über den Messias in Abticht auf die Religion“, Nostock und Wismar 1754. Vgl. IV. 1, S. 23, 3. 9 ff. — 25 ff. Daß das Lied nicht von Klopstock, sondern von Cramer ist, wurde schon oben (S. 301, Anm. zu 3. 26) bemerkt.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist, so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat?

5 Damit aber Herr Basedow und seinesgleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urteil über die Klopstock'schen Lieder ein bloßer witziger Einfall sei, so will ich ihnen sagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr sein, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen

10 gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichtum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mitteilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser

15 zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet. Der „Hamburgische Anzeiger“ sagt,

20 es sei ihm dieses mein Urteil ebenso vorgekommen, „als ob jemand von Lessing's schönen Fabeln urteilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber würden“. Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urteile liegt. Desto schlimmer aber für

25 Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind! G.

#### Hundertundwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken — wirft auf allen Seiten mit Lieblosgkeiten, mit Verleumdungen um sich, und der „Hamburgische Anzeiger“ sagt, daß

30 ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den „Auffeher“ als ein höchst schlechtes Werk herunterzusetzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller

4. Traum vom Sokrates, „Messias“, 7. Gesang. Klopstock (Nat.-Litt.) I, S. 298, B. 399 ff. — 26. Dieser Brief fehlt in Nicolais Ausgabe. — 30 f. den . . . herunterzusetzen. Litteraturbriefe V, 199: „Es wird uns nämlich darin gemeldet, daß die vier ersten Bände der ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften‘ und diese Briefe über die Litteratur einerlei Verfasser hätten, daß an der Spitze dieser Leute ein Berliner Jude und ein Buchhändler ständen, und daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund sie aufgebracht habe, den ‚Auffeher‘, als ein höchst schlechtes Werk, herunterzusetzen.“

Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der „Nordische Aufseher“ in seinem siebenunddreißigsten Stücke mittheilt? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

Hoffentlich werden Sie sich doch bei dem Schlusse des ersten Theils Ihrer Blätter in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch nicht gesehen, so oft ich Sie auch auf unsern Spaziergängen aufgesucht habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß, Sie entziehen sich dem Publico allzu sehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Porträt soll keinem in der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' etwas nachgeben. Ein altes saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter, tiefsinnig, schief, auch ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist schon fertig. Ich mache auch Inschriften in Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen.

Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Witwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Witwer? Ich bin,

Mein Herr,

Ihr unterthänigster Diener  
Philipp Kauf.  
Kupferstecher.“

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein paar Porträts vor der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' gemacht hat, wirklich Kaufe heißt, ob diesem Briefe

3 f. Der Brief ist von J. F. Barisien, nachherigem dänischen Consul in Marokko (C. F. Cramer, Klopstock IV, 493 ff., V, 312). — 5. Ich meine folgenden, „Nordischer Aufseher“ I, 328. — 19. wenn, im „Nordischen Aufseher“: wie. — 35. Joh. Friedrich Kante, Zeichner und Kupferstecher in Berlin, ein Schüler von Schleuen, starb 1777. Vgl. Hagedorn ed. Eichenburg IV, 174 f.

das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann wie der „Nordische Aufseher“, der von nichts als Religion und Redlichkeit schwätzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt

5 hatte, sich mit der Satire abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesezt, der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie so eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmale komme? Es ist wahr, ich habe eines von den bewußten Porträts

10 gestochen, aber nicht aus freiem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. Allein man hat mir ein so schlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts Besseres daraus habe machen können. Ich sage Ihnen, daß alle

15 die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde gewesen sind, und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr zu sein, die Ähnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist oder ein saures Gesicht mit Runzeln hat? Was

20 weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemalt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist und mehr verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sei, wie ihm wolle.

25 Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen Tadels? Warum muß ich noch etwas Schlimmeres als der elendeste Kupferstecher, warum muß ich Ihr Kuppler sein? Muß ich Ihr Kuppler sein, weil

30 Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie: muß ich darum Ihr Kuppler sein?“ — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem „Aufseher“ so spräche, was könnte der fromme, redliche, großmütige Mann antworten?

35 Herr Bafedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut, er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer oder Herr Klopstock oder er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen.

G.

## Siebenter Teil.

XII. Den 18. September 1760.

Hundertundsiebendundzwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Mosopischen Zahnschreier Hermann Arel, den die schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreibern besonders dadurch, daß er sehr wenig redete. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnatfische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Beche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sei. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzählen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bachtatschlagen, wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen, wie die Gauchlinger &c. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papier gebracht und sie in den Freimütigen Nachrichten, in den Kritischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln zum ersten, zweiten, dritten und der Himmel gebe letzten Male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Arel noch lebt? daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? daß er einen kläglichem Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen sein müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Mosopus so oft zusammen genannt, bis er sich wirklich für einen

4. Redlich bemerkt hierzu: Der angebliche Hermann Arel oder Arels erscheine zuerst in den „Freimütigen Nachrichten von neuen Bildern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen“ (von denen 20 Jahrgänge 1744—63 unter Bommers Mitwirkung in wöchentlichen Blättern erschienen sind), 1745, S. 367 f. Dieser Artikel sei wieder abgedruckt in Bommers „Kritischen Briefen“, Zürich 1746, S. 146 A., und in der dritten vermehrten und verbesserten Auflage der „Neuen Fabeln“ des Zürcher Landbelmähns Joh. Ludw. Meier von Anonau, Zürich 1757, welcher hinter der kritischen Vorrede Bommers eine in den beiden ersten Ausgaben (1744 und 1754) noch nicht mitgeteilte Abhandlung „ein Stück in die Geschichten der deutschen Fabeln“ hinzugesetzt ist. Außerdem handele Br. 22 und 23 der „Neuen kritischen Briefe“, Zürich 1749, von H. Arels. Die „Gauchlingiana“ stehen nur in den „Kritischen Briefen“ von 1746; es seien „Der übel geratene Damm“, S. 155, und „Der Ase und der Doh“, S. 185. Dagegen sei „Der Esel und der Fabeldichter“ aus den „Freim. Nachrichten“ 1745, S. 276, in den „Kritischen Briefen“ S. 161 und in der Vorrede zu M. v. K.s „Neuen Fabeln“ wiederholt. — 14. böse Bacht, vgl. das Wörterbuch zu Logau s. v. Bacht — 19. M. v. K., Meier von Anonau. — 20. der Himmel gebe letzten Male; ähnlich lautet der Titel des ersten „Anti-Göze d. i. Rotgebrungener Beiträge — erster (Gott gebe, lehrer!)“.

zweiten Patäcus (ὅς ἐφάσκει τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν\*)): gehalten. Nun fiel Lessingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln und verschiedenes wider die Arel'sche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähchrift zu rächen gewohnt sind. Herman Arel spricht zwar wenig, aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündflut von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich

10 werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat: Lessing'sche unäsofische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Tiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen.\*\*)

15 Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessing'schen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische

20 Parodien auf Lessings Fabeln sein, und in diesen soll die Lessing'sche Theorie von den Fabeln mit Gründen bestritten werden. Herman Arel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fragegesichtern an und

25 höret mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Arel der Verfasser von diesen Lessing'schen unäsofischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritischen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier

30 \*) Plutarch im Leben des Solons.

\*\*) Ulrich bei Drell und Compagnie, in Ottav.

9. Daniel Stoppe aus Hirschberg (1697—1747), gab 1740 zwei Bände „Neuer Fabeln“ heraus. Vgl. Hagedorn ed. Göttingburg V, 171. Lessing werde, bemerkt Nöblich, außer in der unten im Text S. 429, 3. 14 ff. abgedruckten ersten Fabel auch S. 121 und 193 mit Stoppe verglichen. Das Kräuterbündel, das S. X, 274 und 320 unter den leblosen Gegenständen erwähnt wird, deren Anwendung in der Fabel Bodmer's so verdammtlich erscheint, beziehe sich auf die Fabel von dem Papst und dem Kräuterbündel, mit welcher sein „Aufrichtiger Unterricht“ (S. 22—24) schließt. Über Stoppe vgl. noch IV, S. 20, 3. 18. S. 120, 3. 10. Über das Kräuterbündel das oben angeführte Werk Bodmer's S. 262. 264. — 28 f. die . . . aufwärmt, S. 128: „Der sich nicht mit seinen Kräften berät“ = Krit. Br. S. 151: „Die Dohle und die Amsel“; S. 172: „Der elende Ubersetzer“ = Krit. Br. S. 152: „Der Fuchs und der Dachs“; S. 48: „Der feigherzige Prahler“ = Krit. Br. S. 150: „Die Maus und die gezeichnete Kaze“. — 30. Kap. 6 am Ende: der behauptete, die Seele des Äsopus zu haben. — 31. 1760. Auf dem Titelbilde steht: Stoppe Magus. Vgl. auch die Vorrede S. X. Ferner S. 5. 124 ff. 193. 213 f.

zum vierten Male drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären, wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

### „Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten 10  
Steine und rief die Muse an, die den Asopos seine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit seltsamen Bocksprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und sagte: Die Muse hört dich nicht, sie ist iso beschäftigt, einem Poeten beizustehen, der den Tod Sauls 15 und Jonathans singt: ich will statt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen und diene den Poeten und Malern nicht selten bei ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— — ille ciens animos et pectora versans, 20  
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese Mühe, sagte er, können wir uns ersparen; dafür 25 wollen wir im Alian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände [verändern, bald einen Umstand] herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret 30

6 f. Witzig ... sagen, vgl. ebb. Vorrede S. VI. — 9. Vgl. I, 219. — 10 f. Ich ... Steine, nach Balthers von der Vogelweibe berühmtem Liede „Ich saß auf einem Steine“. Vgl. ebb. S. 17. — 20 f. Der die Gemüter erregt und die Herzen bewegt, der Geist, der von den Berggymfen [Capriccio von caprea] seinen Namen erhalten hat. Vgl. Wieland, „Neuer Amadis“, Leipzig 1771, II, 52 f., der sich auf Bodmer beruft. — 27 ff. Parodie einer Stelle aus Lessings Abhandlungen über die Fabel (Bd. VIII), gegen den Schluß (wo Lessing gegen eine Stelle von Bodmers „Kritischer Vorrede zu Meiers von Anonau neuen Fabeln“ streitet): „Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.“



niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung sein. Warum nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabei keiner Thätigkeit bewußt sei? Zu derselben brauchen wir auch die innere Ab-  
 5 sicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genung an unserer Absicht. Nur laßet uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem 'Es war einmal'. — Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Tiere. Du hast genung an den allgemein bekannten, und diese magst du  
 10 erhöhen, so weit du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du willst. Der müßte ein Dummkopf sein, der deine Fabeln lesen wollte, die Naturgeschichte darinnen zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppische sein? Um Vergebung, versetzte er,  
 15 nicht Stoppische, sondern Lessingische; in diesen letzten Tagen ist Lessing den Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern und unter die scientiſische Demonstration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann sich mit Witz ausbelfen, wenn es ihm an  
 20 Natur fehlt, und er hat Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Laßet uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen! Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stel-  
 25 lungen, zu Gedanken, die hervorstechen, zu Anspielungen! Fort mit dem Plunder! versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel-Annuit? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trocken; mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose. — Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gib deine  
 30 Grillen für Drakel; du wirst weder der erste noch der letzte sein, der das thut. —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt und seinem böcksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich ihm und versfertigte auf einem Steine folgende Fabeln.“  
 35 Wie gefällt Ihnen das? Die Schnake ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der

11 f. Der ... studieren. Ebenuda vorher hatte Lessing ausgerufen: „Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte!“

arme Capriccio! Hat, der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bei ihnen in sehr großem Ansehen. Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hifthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er *Musis gratissimus hospes*; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals gesehen hatte“; der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als *Atomos*, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor sie noch geboren waren, doch sich nicht ganz unbewußt.

„Klein wie Teilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,

— wie sie — auf ein Drangenblatt

Sich zum Scherzen versammelten,

In wollüstigen Schoß junger Aurikelfelchen

Oft die zaudernde Zeit schwazend beslügelten.“

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was lassen sie ihn 1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto größere mit den Schweizern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

*Laetitia in terras stellato ex aethere venit,*

*Cui comes ille ciens animos et pectora versans,*

*Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;*

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermütiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich

2 f. P. Tommaso Ceva, ein Mailänder Jesuit (1648—1737), veröffentlichte 1699 sein Gedicht *Puer Jesus in neun Gefängen*; die lateinischen Verse über den Capriccio sind dem zweiten entnommen. Bodmers Urteil über Ceva steht im 42. und 43. der „Neuen kritischen Briefe“. — 8. *Musis gratissimus hospes*, der den Musen liebste Gast. — 28 f. *Laetitia . . . comes*, die Freude kam auf die Erde herab aus dem gesünnten Aether, als deren Begleiter u. f. w.

in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: Was machst du? und zu dem Capriccio: Du bist toll! Vielleicht zwar  
 5 lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem „Noah“ nicht munter genug gewesen; er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins  
 10 Wasser gehen, und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser als die Sündflut. Da dachten die Schweizer: Willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Teil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt iht den Tod Sauls und Jonathans. Ist Capriccio bei ihm? Nein. Die Muse nur ist bei ihm, und Capriccio schwärmt indessen, ich  
 15 weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille  
 Interdum assistens operi, nec segnus instans  
 Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich Sorge, ich Sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch  
 20 eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder ausöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene umgesehen vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l' Inferno,  
 25 Ma con Tantalo nel rio,  
 Ma che 'l rio fosse Falerno,  
 Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall:

30 „Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— — —  
 Zeus ist gerecht, er straft das Meer:  
 Sollt' er in seinen Nektar schlagen?“

6. Bodmers „Noah“, ein Helbengebüch in 12 Gesängen, Zürich 1752. — 16 ff. pictoribus . . . alios, er, der bisweilen den Malern bei der Arbeit beisteht und nicht träger die Sängler vor andern drängt u. s. w. — 22. Über Francesco di Lemene aus Vodi (1634—1704) hat der Pater Ceva Memorie d' alcune virtù del Conte di Lemene, Mil. 1706, herausgegeben, die Bodmer im 40. und 41. der „Neuen kritischen Briefe“ excerpiert. Dort wird S. 318 der Vers Lemenes lobend citiert, während Lessings Einfall: „Es donnert!“ zc. (Kleinigkeiten S. 48) in der Vorrede zu den unägyptischen Fabeln (S. VI) verspottet wird. — 24 ff. Ich möchte in der Hölle sein, aber mit Tantalus im Strome, aber daß der Strom Falerner [Wein] wäre, aber nie von meiner Lippe flöhe. — 30 f. I, S. 21, Nr. 3.

allem Ansehen nach zwar auch vom Capriccio, allein Capriccio steht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns,“ muß Capriccio sagen, „im Allian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Adel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammengestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an; allein wer diese Ausführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darin enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Allian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kamele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit, sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein sein, als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verraten, wenn er seinen Vorteil versteht; denn sehr oft ist die Bereitschaft, diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders, und es würden tausend andere, wenn sie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nämlichen Disposition, ihn zu bemerken, gewesen wären, das Nämliche erfunden haben. Unterdeffen kömmt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

### „Die Furien.

‘Meine Furien,’ sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur,

8 f. er führet . . . an, Allians Schrift De natura animalium ist von Lessing bei der 3., 5., 16., 18., 20., 25., 26. Fabel des ersten Buchs und bei der 5., 11., 16.—22. Fabel des dritten Buchs citirt, Suidas und Antonius Liberalis je einmal bei der 28. und 29. Fabel des zweiten Buchs. — 16f. Acerra philologica, b. i. 200 außerlesene, nützliche, lustige und bewährte Historien und Diskurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengebracht, Kostod 1633. Vgl. oben S. 14, 3. 20. — 17. das Pferd . . . scheuet? I, 221. — 32. I, 242.

und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus.' Merkur ging. — Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: 'Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen  
5 strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh immer und sieh, wo du sie auftreibest!' Iris ging. — In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr ent-  
10 gegen: 'Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend?' — 'Göttin,' sagte Iris, 'ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät.'  
15 — 'Zu spät?' sagte Juno. 'Wie?' — 'Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt.' — 'Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?' — 'Zu Furien.'

Diese Fabel ist die einzige, bei welcher L. den Suidas anführt. Und was steht im Suidas davon? Dieses: daß *ἀειράσθερος*  
20 (immerjungfer) ein Beinamen der Furien gewesen sei. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Vessingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas, um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne  
25 Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß, diese Fabel zu machen, und sein Capriccio war nur munter genug, das *ἀειράσθερος* auszustöbern und es in diesem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. September 1760

Beischluß des hundertundsiebenundzwanzigsten Briefes.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Wärmännern mehr schuldig zu sein schiene, als  
35 gegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer

22. Wärmännern. zu dem Ausdruck vgl. IV S. 77, 3. 19. S. 91, 3. 6.

Veisings Werte 7.

Weile citirt und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erfindungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Ael muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classieis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun, am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Alian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer als jene staubichte Kompilatores; allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt, sich aus solchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publikum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt: verborgene Schätze graben, und jenes: mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Ael nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat, und zwar dem bekamten Schulbüchselchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll: Ich sage: zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen, das Tier war zahm genug, sich mit der Hand greifen zu lassen. Es heißt bei dem Plutarch: *ὅτι μὲν, ὡς Φιλόξενος ὁ ποιητῆς ἔλεγεν, τῶν κρεῶν, τὰ μὴ κρέα, ἡδιστά ἐστὶ, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες, ἐκείνοις ἀποφαίνεσθαι παρῶμεν, οἷς ὁ Κάτων ἔφη, τῆς καρδίας τὴν ὑπερώαν ἐναισθητοτέραν ὑπάρχειν. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ λεγομένων, οἱ σφόδρα νέοι τοῖς μὴ δοκοῦσι φιλοσόφως, μηδὲ ἀπὸ σπουδῆς λέγεσθαι, χαιροῦσι μᾶλλον, καὶ παρῶουσιν ὑπηρετοῦς ἑαυτοῦς καὶ χειροῦθεις, δῆλόν ἐστιν ἡμῖν.* „Ob es wahr ist, was der Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische so die, die nicht Fische sind, das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute die-

S. Rousseau wird von Bodmer bei I, 4. 12. 36. 37. 38, II, 8. 9. 10. 11, III, 6. 14. 31. 32. 36 angeführt, Brown bei II, 12. 37, III, 40, Pope bei III, 7. 41. John Browns Estimate of the Manners and Principles of the Times wurde 1759 siebenmal aufgelegt. Vgl. Litteraturbriefe VIII, 374 f.: „Browns Estimate kennen Sie doch, wenigstens aus dem erstaunlichen Aufsehen, das es in England gemacht, und aus der Menge von Auszügen, Widerlegungen und Verteidigungen, mit deren Beurteilung sich alle englische Blätter von 1757 und 1758 beschäftigten.“ — 14 f. mit fremden Federn stolzieren, vgl. „Anästhetische Fabeln“ S. 243.

jenigen philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten befolgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

5 „Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna, der Poet, bat Cleandern, den leckerhaften Esser, auf ein wirtschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward aufgetragen; Cleander aß mit bedachtsamer Miene und sagte: ‘Das angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist.’ Hernach kam eine  
10 Schüssel mit Fischen; dann sagte er: ‘Der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch ist.’ Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthelhafte Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: ‘Soll ein Mann, der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht  
15 fremd sein, daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch, noch im Ernst geschrieben scheint. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dünkte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton,  
20 deine Verwandlungen und deine Rache im Elysium schuldig wären.’“

Und das nennt Arel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler  
Nusschreiber ist und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Arel hier hinzuerfunden?  
25 Was hat er anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht schon darin liegt? Wenn er als ein Schweizer wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre und den leckerhaften Esser zum Dritten hätte sagen lassen: „Der angenehmste Käse ist der, der kein Käse ist“: so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber  
30 auch das hat er nicht gethan, und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu sein, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L., sondern Arel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft  
35 zu verkaufen weiß. Z. E.: Als ihn der Verfasser der Neuen kritischen Briefe sein Probestück machen ließ und ihm verschiedene Aufgaben

5. „Anäpische Fabeln“ S. 125 f. — 19 f. Phaeton . . . Elysium, F. W. Zachariä, „Scherzhafte epische Poesieen“, Braunschweig und Silberstein 1754, desselben „Murner in der Hölle“, ein scherzhaftes Heldengehicht, Rostock 1757.

zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen, der sich rühmte, er kenne das Gedicht 'Der Messias' sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasst, und er hätte den Vers aus demselben behalten:

„Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.“

Geschwind besann sich Arel auf ein anderes Schulbüchlehen und erzählte folgendes:

„Der Palast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Palaste des Prinzen Eugens, der in dem preussischen Überfall sollte niedgerissen werden. 10 Man war sehr bemüht, sein Ebenmaß, seine Abteilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen gethan hatte, schwieg lange stille, endlich fing er an: 'Dieser Palast ist mir so gut bekannt als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor 15 zu besitzen, woraus er gebauet ist.' Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche und beteuerte, daß er's von dem Marmor herungeschlagen hätte, von welchem der Palast erbauet worden.“

Was ist das anders als das Märchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικὸς 20 οἰκίαν πωλῶν, ἴδιον ἐπ' αὐτῆς εἰς δείγμα περιέφερε.*

Ich habe oben die Lessing'sche Fabel von den Jurien angeführt. Um seine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Arel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. 25 Erst frage ich Sie: Was hat L. wohl mit seinen Jurien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genenmt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Arel zugestehen, sondern glaubt diese 30 Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

„Anempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drei strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Fris, die ich dir befohl zu suchen, damit ich der Venus

5. Klopstock (Nat.-Litt.) I S. 88, B. 161. — 8 ff. „Neue kritische Briefe“ S. 191. — 20 f. *Σχολαστικὸς . . . περιέφερε*, der Platoniker Hierokles in Alexandria schrieb um die Mitte des 5. Jahrh. n. a. 28 *ἰστορία* (Wirkreden), unter welchen dieses als Nr. 9 steht. [Ein Schulmeister, der ein Haus verkaufte, trug einen Stein davon als Probe herum.] Das Geschichtchen ist von Hebel im „Schalkläulein“ nacherzählt worden (Nat.-Litt.) II S. 127, Nr. 72. — 32 ff. „Anklopische Fabeln“ S. 23.



Hohn sprechen könnte?' Also fragete Juno die Botschafterin des Himmels. 'Ich fand sie,' antwortete Iris, 'aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will.' 'Für Furien, diese Tugendhaften?' sprach Juno. 'O,' versetzte Iris, 'vollkommen strenge; alle dreie hatten den geringsten Funken Liebe in ihren Herzen ersticket, alle dreie haben niemals einer Mannsperson gelächelt.' Die Göttin machte große Augen und versetzte: 'Du hast mir diesmal einen schlechten Begriff von deinem Verstande gemacht, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange.'

Der seltsame Arel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? Und das Kompliment, das Gellert hier bekömmt? Er, den die Schweizer ehemals wie Lessingen mit Stoppen in eine Klasse setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Areln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdrießen darf, seine Fabeln so geßliffentlich parodieret zu sehen. Er mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requiñito einer Parodie macht: „Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre, ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils savent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sauroit ni plaire ni instruire; et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon con-

9 Moral ist, so steht in den Litteraturbriefen, bei Bodmer S. 23: „Morale klügg“, was die Hempelische Ausgabe in den Lessingschen Text setzt. — 15 f. „Neumütige Nachrichten“ 1745, S. 356, in der Recension von Gellerts Doktor-dissertation De poesi apologorum eorumque scriptoribus, und S. 368 in der Arel'schen Fabel von der Bärin gegen den Magister (d. i. Gellert), der den Wis in Stopps Fabeln gelobt hatte. Diese Fabel selbst steht in den „Kritischen Briefen“ S. 153. Was Gellerts eigene Fabeln betrifft, so spottet Bodmer, „Ar. R.“ 1745, S. 276, nur über die in den „Schwabeischen Belustigungen“ veröffentlichten, die Gellert selbst verworfen hat: die erste Sammlung seiner Fabeln und Erzählungen wird „Ar. R.“ 1746, S. 276 schon gelobt. — 20. Des Abbe Claude Sallier (1685—1751), Professors des Hebräischen und Bibliothekars an der kgl. Bibliothek in Paris, Aufsatz Sur l'origine de la parodie steht in den Mémoires de Littérature de l'Académie Royale des Inscriptions et belles Lettres.

sacré par les éloges du public.“ Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Nzel niemand anders als unser berühmter Bodmer sei, wie eitel kann er darauf sein, diesen kritischen Bejanus,

Spectatum satis et donatum jam rude, —  
noch eins bezogen zu haben,

— — antiquo se includere lado.

G.

## Vierzehnter Teil.

VI. Den 13. Mai 1762.

10

Zweihundertunddreißigster Brief.

Wie kommt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerthen Tabein sagt, die ein Ungenannter ohne Vorwissen des Verfassers\*) herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurteilt wird? — — — 15  
Man kann also, wie mich deucht, nicht in Abrede sein, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sei, und daß Herr L. sich mit Recht über ihn beschwere.

„Nein!“ sagt unser Freund Herr G. „Man kann die Sache zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern Augenpunkte 20 betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so weit erstreckt. Wer seine Schriften öffentlich herausgibt, macht sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es einem jeden frei, dieselben nach seiner Einsicht zum Gebrauch des Publicums bequemer ein- 25 zurichten. Zumal da dem Autor durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht hat, deswegen nicht vernichtet wird und er selbst noch immer die Freiheit hat, die ihm angebotenen Veränderungen nach Belieben anzunehmen, oder zu verwerfen. Mit 30

\*) Unter dem Titel: W. J. Nitzwers u. s. w. ausgetlesene verbesserte Tabein und Erzählungen in zweien Blicdern. Greifswalde und Leipzig 1761.

4. Bejanus war ein berühmter Gladiator, der nach vielen Siegen seine Waffen im Hertulestempel zu Jundi aufhängte und sich auf ein Gütchen zurückzog. — S. 7. Den man schon genug gelobt und fernern Dienst entlassen. — sich in die alte Fechterschule einzuschließen. Hor. Epist. I, 1, 2 sq. — 11. Der Ungenannte war Hamler. — 19. Herr G. Verfassung, wie Sachmann zuerst vermutete. Er schreibt an Hamler den 30. Mai 1762: „Quod reliquum — Lichtwebe ist ein Narr.“ Vgl. die Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 65 f.

dem Eigentum der Güter dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Diese nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und niemand als der Besitzer hat das Recht, diejenige Form zu wählen, die er für die bequemste hält. Gingegen bleibt die  
 5 erste Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem andern veranstaltete verbesserte Auflage ist bloß als ein Vorschlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Gesezt, der Vorschlag werde  
 10 angenommen, so kommt, wie der Herausgeber in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre dem ersten Verfasser zu, der seine meisten Gemälde so weit gebracht hat, daß nur wenige  
 15 Pinselfzüge für eine fremde Hand übrig gelassen waren. Wird der Vorschlag gemißbilliget, so kann ihn der noch lebende Verfasser öffentlich verwerfen, und das Publikum hat das Vergnügen,  
 20 den Ausspruch zu thun. Wenn ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit stattfindet, so müßte es vielmehr gegen einen toten Verfasser sein, der nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagenen Verbesserungen zu erklären. Hat man es aber einem  
 25 Namler und einem Lessing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, daß sie einen Logau nach ihrer Weise verbessert herausgegeben, warum will man es denn dem Ungenannten zu einem solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfasser seine Verbesserungen zur Beurteilung vorlegt und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen oder ausschlagen will? — So weit Herr G.!

25

### Dreihundzwanzigster Teil.

V. Den 27. Junii 1765.

Dreihundertundzweiunddreißigster Brief.

Der Verfasser der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter“ \*) ist ein Mann, der eine  
 30 wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns ge-

\*) Braunschweig im Verlage des Waisenhauses. Erster Band 1763, zweiter Band 1764, in 8°.

21. So weit Herr G.! Mendelssohn schreibt an Lessing im Juni 1761: „Es hat jemand die Lichtwehrschen Fabeln verbessert herausgegeben. Man vermutet, daß sich Herr Namler diese Freiheit genommen, und ist sehr begierig zu sehen, wie Lichtwehr diese Freiheit aufnehmen wird. So stille als Logau und Kleist wird doch der noch atmende Lichtwehr gewiß nicht herhalten.“

fehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, könnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Übersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeigt, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen 5 Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu sein schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüte, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Übersetzer nennen darf; wenn er nicht viel, 10 mehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum Besten, nicht ist entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal 15 die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Abdonis war unsern Posteln und Feinden, das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir 20 nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaßen in Ansehen erhielt, 25 so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Rützen darin entdecken, 30 wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondere unterscheidet, sezet der Verfasser in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalt sind, daß sie sich in die 35 Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich

18. Abdonis, Vgl. IX. 1, S. 225, 3. 26. — Christian Heinrich Postel (1658—1705), Barthold Feind (1678—1721), beide an der Hamburger Oper beschäftigt. Vgl. Lejtings Kollektaneen s. v. Oper.

die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweideutig schimmert. Ich sage zweideutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge, aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten als die niederländische Schule zu der römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemälde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopöen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italienischen Dichter hat indes unsern Verfasser nicht geblendet; er sieht ihre Schwächen und Fehler wie ihre Schönheiten. „Man muß bekennen,“ sagt er, „daß sie bei weitem mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginieren. Daher kommt die Unregelmäßigkeit des Plans; nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zuweilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Auf gebracht haben.“

Die poetische Landkarte, die er bei dieser Gelegenheit entwirft, scheint dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu sein und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken,“ sagt er, „daß; je mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterem Nahrung sich ihre Seelen sowohl als ihre Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit Esprit verdünnen, oder er ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener entsagen gern beiden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemälde beschäftigt und ihr Gehör durch einen musikalischen Klang vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit einem bloßen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poesieen von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals

8. Bambocciaden heißen bei den Malern solche Bilder, die Scenen des gemeinen Lebens in grotesker Weise darstellen. Sie haben ihren Namen von dem niederländischen Maler Peter van Laer, den die Italiener seiner seltsamen Mißgestalt wegen Bamboccio, den Krüppel, nannten.

ein Mensch, auch ihre Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack der Völker, so verschieden ihre Vorzüge.“

Der Verfasser bedient sich bei den Werken, die er uns be- 5  
kannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den  
Vorteil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachstum  
der italienischen Dichtkunst zeigt und uns die verschiedenen Ver-  
änderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellt. Den  
ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir 10  
lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt  
kennen. Der zweite Band enthält die Dichter des fünfzehnten  
Jahrhunderts und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer  
des Petrarca nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den  
Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost. 15

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Juli 1765.

### Beschluß des dreihundertundzweiunddreißigsten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des fünfzehnten Jahr- 20  
hunderts, des Zeitalters der Medicis, dieser großmütigen Beschützer  
und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den  
Verfasser zu einer Anmerkung, die ebenso scharfsinnig als wahr  
ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Litteratur  
gewissermaßen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß 25  
sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte,  
die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere  
Klagen führen und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß  
der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigen-  
nützige Absichten nur allzu deutlich merkt. „Man irrt sehr,“ 30  
sagt er, „wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen  
Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zu-  
schreibt. Das wahre Genie arbeitet gleich einem reißenden Strome  
sich selbst seinen Weg durch die größten Hindernisse. Shakespeare,  
der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein großer Poet, 35  
ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja, sogar ohne selbst  
es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter

macht als ein armer Bäckerjunge Verse, die einen großen Kunst-  
 richter in Erstaunen setzen und ihn bewegen, sich seiner anzu-  
 nehmen. Überhaupt können Aufmunterungen niemals Genies  
 erzeugen, und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind,  
 wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack  
 der Künste besitzt. Einen Beweis davon findet man vielleicht  
 selbst in den so gerühmten Freigebigkeiten Ludwigs des Vierzehnten,  
 die ihm so viel Ehre gemacht haben. Alle die großen Genies,  
 die seiner Regierung den größten Glanz gaben, waren ohne seine  
 Aufmunterung entstanden; und Racine, der so sehr den Geschmack  
 der Natur hatte, dessen Genie mit dem Geiste der Alten genährt  
 war, hätte vermutlich seine Tragödien nicht durch so viel Galan-  
 terie entnervet, wir würden mehr Athalien von ihm haben, wenn  
 ihn nicht diese Aufmunterungen genötiget hätten, dem Geschmace  
 eines weiblichen Hofes zu schmeicheln. Der wichtigste Nachteil  
 aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich ziehet, den die  
 schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß dadurch  
 die Begierde zu schreiben so sehr ausgebreitet wird, daß so viele,  
 bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie  
 zukommen. Diese, welche die großen Züge der Natur nicht er-  
 reichen können (denn die trifft allein das Genie), suchen sich durch  
 neue Manieren, durch Affectationen zu unterscheiden oder führen  
 das Publikum von der Natur zum Gefünstelten. Dieses ist ver-  
 muthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der großen Be-  
 schützer der Künste Zeiten des übeln Geschmacks und des falschen  
 Witzes gefolgt sind.“

Eine andere kleine Auschweifung unseres Verfassers wird  
 Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie  
 betrifft den Macchiavel. „Macchiavel,“ sagt er, „ein sehr großer  
 Kopf, den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen und zu  
 unrichtig beurteilen, brachte nach der Calandra des Cardinals  
 Bibiena ein paar Komödien auf den Schauplatz, in denen das  
 Salz des Molière mit dem Humor und der komischen Stärke der  
 Engländer vereiniget ist. Dieser Macchiavel ist es außerdem, der  
 die Prose der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht  
 hat. Er vermied die aufgedrungenen weitschweifigen Perioden des  
 Boccas. Sein Stil ist rein, kurz, gedrängt und voll Sachen und

32 f. Bibiena, vgl. V, 312 ff. — das Salz, Litteraturbriese: der Satz. Vielleicht  
 zu lesen: der Witz?



beständig klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der Erzählung mit dem Tiefinn und der Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen Werken macht ihm so viel Ehre als die Dis-  
 5 kurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu als die seinigen be-  
 10 wundert, weil man den Italiener nicht genug kennt, den Mon-  
 tesquieu sehr studiret hatte.“

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich Ihnen nochmals wiederhole, daß  
 15 sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeigt, welche die Schön-  
 heiten der Versifikation, die notwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzähligen kleinen Verbesserungen und Berich-  
 20 tigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affektiert ist, kompensieret hat, so werden Sie ohne  
 Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhard, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten, ein Umstand, welcher allein ein  
 gutes Vorurteil für ihn erwerben kann. Vor kurzem, wie ich  
 25 höre, hat er eine zweite Reise dahin unternommen; es wäre sehr  
 zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werkes darunter leiden  
 sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine  
 Prädilektion für die Italiener habe? Sie irren sich, er muß mit  
 der englischen Litteratur ebenso bekannt sein als mit der welschen.  
 Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Homers  
 30 Grundsätzen der Kritik\*) zu danken. Hier mußte sich der schöne  
 Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war  
 ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese  
 Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte

\*) Leipzig in der Dykischen Handlung. Erster und zweiter Theil. 1763, in 8<sup>o</sup>.

22. Johann Nikolaus Meinhard, eigentlich Gemeinhard (1727—1767), war als Hofmeister eines jungen Baron von Bubberg zum erstenmale in Italien gewesen und war 1763—1765 wieder auf Reisen mit einem Grafen Rolffe. — 24. erwerben, so in den Litteraturbriefen. v. Malgahn's, Hempel's und Goshes Ausgaben ändern — ohne Not, wie mir scheint — in: erwecken. — 35. Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften VIII, 356.



dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich, aber Sie wundern sich zugleich. Grimmern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt, andere sollten es sein.

N. E. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger  
 5 Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte \*) aus Licht getreten,  
 bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft sein sollen, in die  
 Herr Meinhard unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat.  
 Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich be-  
 trachtet sehr artig sind, das Beinwort „Petrarchischer“ ganz und  
 10 gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein bloßer Zusatz des Her-  
 ausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden  
 sein werde. Er kann unmöglich, denn sein Ton ist mehr der  
 spielende Ton des Anakreons als der feierlich seufzende des Pe-  
 trarca. Der Platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des  
 15 „Busens Lilien“, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Aus-  
 drücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so „verwebt“ er sie damit, anstatt  
 daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme,  
 das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Clement-  
 glase, in ihrer ganzen klaren abstehenden Verschiedenheit neben  
 20 einander stehen, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige  
 Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter  
 des Petrarca ausmacht. G.

\*) Berlin 1764, in 8°.

5. Die Petrarchischen Gedichte, 2 Bogen o. N., sind von Klein. Lessing hat besonders das Gedicht an Doris' Blumenbeet, Z. 13, und das große letzte an Doris im Auge, Z. 21—32. — 19. abstehenden, v. Malgahns, Hempels und Goiches Ausgaben schreiben: abnehmenden.

## I n h a l t.

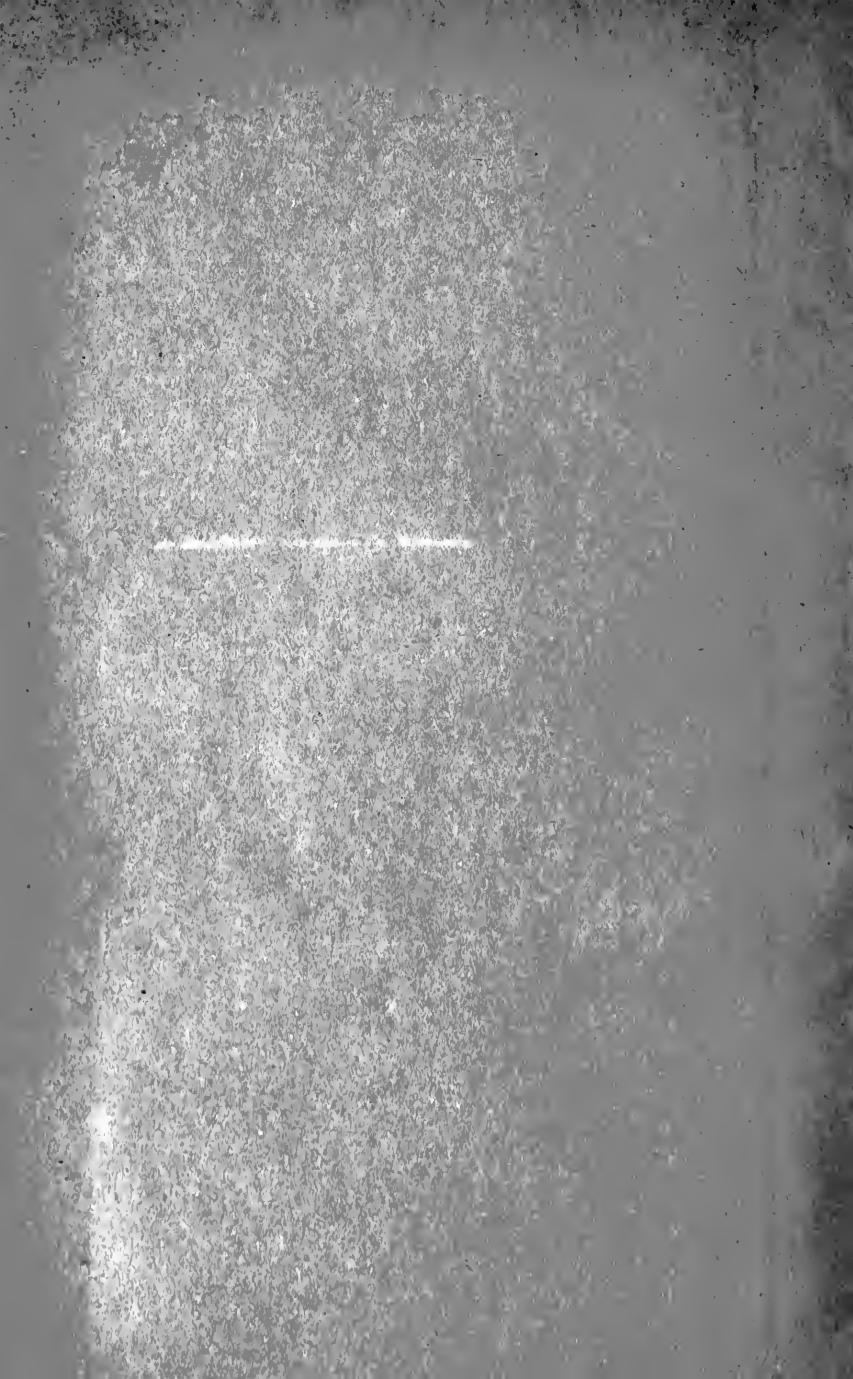
	Seite
Einleitung	I
Recensionen aus der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“	
Nachtrag zu Nicolais Anzeige von Wielands „Empfindungen eines Christen“	1
Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Bions, aus dem Griechischen übersetzt	5
Im Lager bei Prag	25
Anzeige von Rabeners Satirical letters	27
Lieder, Fabeln und Romanzen, von F. W. G. [Glein]	29
Vorreden.	
Vorrede zu „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt“	36
Vorrede zu Johann Huarts „Prüfung der Köpfe“	38
Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen. Aus dem Französischen.	45
Vorbericht zu der Mylius'schen Übersetzung von Hogarths „Zergliederung der Schönheit“	52
Vorrede zu „Bermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold Ephraim Lessing“	56
Vorrede zu der 1756 erschienenen deutschen Übersetzung von Thomsons Trauerspielen	74
Vorbericht Lessings zu: „Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben. Von William Law, A. M. Aus dem Englischen übersetzt“	79
Vorrede zu Richardsons „Sittenlehre für die Jugend“	80
Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757. Von einem Grenadier	82
Friedrichs von Logau Stungedichte.	
Vorrede	86
Wörterbuch	91

	Briefe, die neueste Litteratur betreffend.	Seite
Erster Teil		153
Zweiter Teil		217
Dritter Teil		282
Vierter Teil		326
Fünfter Teil		362
Sechster Teil		386
Siebenter Teil		426
Vierzehnter Teil		438
Dreißigster Teil		439

---







UNIVERSITY OF FLORIDA



3 1262 05140 5966

830.8

D486

v.64

c.2

980



A circular stamp from the University of Florida is partially obscured by the handwritten number '980'. The stamp contains the text 'UNIVERSITY OF FLORIDA' around the perimeter and 'LIBRARY' in the center. There are also two small stars on the bottom edge of the stamp.

